LD 3564

Nachklänge.

Aus den hinterlaſſenen Papieren

des Sanitätsraths

Dr. Karl Wilhelm Junge.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Otto Hüttig.

Breslau.
Verlag von Eduard Trewendt.
1874.

Nachklänge.

Aus den hinterlaſſenen Papieren

des

Sanitätsraths Dr. Karl Wilhelm Junge.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Otto Hüttig.

Breslau.
Verlag von Eduard Trewendt.
1874.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Pf. L. ½ fzb. 11

Inhalt.

Seite.

Des Dichters Sinn. . . . . 1—3

Onkel und Neffe. . . . . 5—82

Anerkennung. 83

Die blaue Blume. . . . . 85—127

Beim „grünen Hirten.“ 129

Kunigunde. (Die Sage vom Kynaſt.) . . . . 131—241

Regentage in Flinsberg. 243

Erlebniß des Arztes. (Eine Viſion.) . . . . 245—259

Der Flüchtling. . . . . 261—354

Abſchied von Flinsberg. . . . . 355—356

Des Dichters Sinn.

1.

Was ich im Lenze gedichtet, das ſchreib' ich nieder im Sommer,
Leſ' es wieder im Herbſt, weih' es im Winter der Gluth.
„Lodert“, ſprech' ich, „ihr Blätter und wärmet den fröſtelnden Dichter,
Welcher vor Tadel und Lob alſo die Seele bewahrt!
Munter ihr Flammen! und nehmet, was euch gebühret — die Verſe:
Aber dem ſchaffenden Geiſt gönnet das ſüße Geſchäft.
Nicht unſterbliches Leben verliehen die ewigen Götter
Dieſer blühenden Schaar, welche die Stunde gezeugt:
Aber unſterbliches Leben verlieh'n ſie dem ſchaffenden Geiſte,
Ewig quellend und friſch, ſtets zu erneuern den Kranz.“

2.

Vierzig Jahre ſpäter.

Wenn fröſtelnd über Feld und Wieſen
Der kühle Hauch des Herbſtes zieht,
Und ſtill im Winde muß zerfließen,
Was heiter einſt im Lenz geblüht;

Wenn all' die lieben Stimmen ſchweigen,
Die ſonſt in Buſch und Hain erſchallt;
Wenn welkend, ſterbend von den Zweigen
Das falbe Laub herniederwallt:

Dann ſammelt man mit ſtiller Freude
Die letzten kleinen Blumen ein;
Es labt uns noch im Zweig der Haide
Der Lenz mit ſeinem Roſenſchein.

Und ſo auch ihr, geliebte Lieder,
Die mir ein guter Gott verleiht,
Wie kehrt mir doch in euch noch wieder
Ein Abglanz meiner Frühlingszeit!

Wie leere Zweige ſich beblättern,
Wenn uns der Frühling kehrt zurück;
So blüht mir auch aus dieſen Lettern
Ein ſchönes, längſt vergang'nes Glück. —

Und wenn ihr einem Blick begegnet,
Der ſtill und ſinnend iſt, wie ich, —
Sei er in dieſem Sinn geſegnet,
Und hebe ſich und heitre ſich. —

Onkel und Neffe.

Onkel und Neffe.

„Du haſt Dir gewiß den Magen verdorben,“ ſprach ich zu dem kleinen Sohne des Profeſſor Brandt; „ſtrecke einmal Deine Zunge heraus.“

„Ich kann nicht,“ antwortete der Kleine.

„Warum kannſt Du nicht, mein Söhnchen?“

„Ich bin noch zu klein.“

„Ei,“ rief der Profeſſor unter herzlichem Lachen, „ein Mädchen würde ſich nicht für zu klein halten, das Züngelchen zu zeigen.“

„O, über die Bosheit der Männer!“ ſeufzte die Frau Profeſſorin.

„Meine Frau iſt noch zu ſchwach,“ ſprach der Profeſſor zu mir, „ſonſt blieb uns der Sermon nicht erſpart. Aber ſie wird ſich erholen und einſtweilen giebt ſie das Thema, die Grund-Idee.“

Die Frau Profeſſorin, die in der That ſehr leidend in's Bad gekommen war, hatte ſich wirklich ſchon recht erfreulich erholt, wie eine Vanillenblume, welcher Erfriſchung zuſtrömt und welche wieder ihren ſüßen Duft aushaucht.

Sie war eine feine, liebenswürdige Dame, die mit dem Zauber ihrer ſtillen Anmuth immer hellen Sonnenſchein um ſich zu verbreiten wußte.

„Uebermorgen Nachmittag,“ ſprach ſie freundlich zu mir, „wenn ſchönes Wetter iſt, haben wir Großes vor: ich werde bis zum Waſſerfall gehen — ich fühle, daß ich es kann —; und wir werden dort unſern Kaffee trinken. — Dazu lade ich Sie ein, lieber Doktor, und ich fürchte nicht, daß Sie ablehnen werden.“

„Gewiß nicht, verehrte Frau! — Aber Kaffee und an jener kühlen Stelle — was wird der Doktor dazu ſagen?“

„Ah,“ rief der Profeſſor, „wir ſagen dem Doktor eben nichts davon und ſind dann ganz harmlos unter uns.“

„Gut, ſo machen wir es,“ ſchloß ich; „und für das Weitere werde ich ſorgen.“

Es war ein ſonniger Nachmittag, als wir oben auf dem runden Platze vor dem Waſſerfalle ſaßen, warm und ſtill; das Waſſer warf, unermüdlich geſchwätzig, ſein blitzendes Silberband ſchäumend über die Felsblöcke und rauſchte dann durch die Wieſen dahin, deren würziger Heuduft ſich vermiſchte mit dem kräftigen Hauch des Fichtenwaldes. Vor uns und den Berg jenſeits des Baches hinauf und herab ſchob ſich — ein buntes, bewegliches Stück Leben, recht im Gegenſatz zu unſerer behaglichen, beſchaulichen Muße, das raſtloſe Treiben des Menſchen — die harte Alltagsarbeit, der bequeme gedankenloſe Müßiggang, die ungeduldige Jagd nach Veränderung und Genuß, fröſtelnde Sorge und keck herausfordernder Uebermuth — im mannigfaltigen Wechſel durcheinander.

„Auf jener Stelle dort,“ ſprach der Profeſſor, der den Berg lange ſinnend betrachtet hatte, „ſtand ich heut vor acht Jahren, ganz verloren in dem entzückenden Anblick des Thales, hoch aufathmend in dem ſtolzen Bewußtſein, frei zu ſein, wie der Vogel, den ſeine Laune von Gipfel zu Gipfel trägt: und hier unten war der Sprenkel ſchon aufgeſtellt, der mich dem Käfig überliefern ſollte, für alle Lebtage.“

„Und hier unten,“ fiel die junge Frau ein, „ruhte die Taube ſtill und friedlich, und ahnte nicht, daß da oben der Raubvogel ſchon ſann, ſeine Beute zu überfallen und einzufangen!“

„Was den Ueberfall betrifft,“ verſetzte der Profeſſor, „ſo habe ich meine Bedenken. — Ich weiß nicht — ich glaube, Du ſchliefſt nicht; Du haſt geblinzelt, und ich bin wie eine Maus in die Falle gelaufen!“

„Abſcheuliche Verleumdung!“ rief die Frau Profeſſorin. „Hätte mich damals der Trompetenſtoß des Onkels nicht gerettet —!“

„Halt! Halt!“ rief ich dazwiſchen, „Sie vergeſſen, verehrte Frau, daß ich zum Kaffee und nicht auf Räthſel eingeladen bin.“

„Das iſt richtig,“ ſprach der Profeſſor. „Aber auf dieſer Stelle unſerer erſten Begegnung ſchwärmen wir eben ganz unwillkürlich zu jener Stunde zurück.“

„Gut, ich ſchwärme mit,“ verſetzte ich; „aber ich möchte wenigſtens wiſſen, warum und wofür.“

„Das ſollen Sie erfahren,“ antwortete der Profeſſor, indem er ſeine Pfeife von Neuem in Brand ſetzte — damals ſtand die Pfeife eben noch in ungeſchmälerten Ehren — und ſeine Frau die Taſſen wieder füllte.

„Meine Univerſitätszeit,“ begann der Profeſſor, „war beendet; die Examina und der übliche Kater vom Doktorſchmaus waren überwunden; eine annehmbare Anſtellung war mir zugeſichert: bis zu ihrem Antritt hatte ich noch einige Wochen Zeit; ich wollte ſie ganz und in vollen Zügen genießen.

„Dazu fehlte mir nichts — nicht einmal Geld: damit wurde ich von einem reichen, unverheiratheten Onkel in Hamburg, der mir immer ſehr zugethan geweſen war, wirklich reichlich verſehen. Ich hatte ihn nur einmal in früher Kindheit geſehen und erinnerte mich ſeiner gar nicht mehr: in Flinsberg, wohin er ſeiner Geſundheit wegen gegangen war, ſollte ich ihn kennen lernen; und ich hatte dieſe Begegnung an das Ende einer fröhlichen Wanderung durch das Gebirge gelegt.

„So ſtieg ich denn an einem heitern, klaren Sommermorgen dort vom Berge herab. — An der Ecke blieb ich unwillkürlich ſtehen: das helle Sonnenlicht ſtrahlte in das

Thal hinein und in das Menſchenherz zurück; heimlich und friedlich lag unter ſeinen grünen Bäumen das Dorf vor mir ausgebreitet; durch eine breite Pforte trat der Fluß in das weite, reiche Thal — blühende Dörfer zogen ſich auf ſeinen ſteingedämmten Ufern maleriſch an den Höhen empor und in der Ferne ſchloſſen blaudämmrige Bergzüge den Horizont. — Das Plätſchern des Waſſerfalles drang zu mir herauf und verwehte wieder, vom Windhauch davongetragen, wie die Bilder der Vergangenheit, wie die Ahnungen der Zukunft, die in ſchwankenden Schattenriſſen an meiner Seele vorüberzogen — den wirklichen Begebenheiten gehen ja oft ihre Geiſter voraus; und ich ſtand, ohne es zu wiſſen, an einem bedeutungsvollen Markſtein meines Lebens.

„Ich ſtieg den ſteilen Berg vollends hinab und gelangte geräuſchlos auf dieſen Platz. Denken Sie ſich meine Ueberraſchung: auf dieſer Raſenbank hier ſaß ſchlafend eine junge Dame, die ich Ihnen beſchreiben muß.“

„Aber beſcheiden und möglichſt kurz,“ ermahnte die Frau Profeſſorin.

„In zwei Worte werde ich die Beſchreibung zuſammenfaſſen,“ verſetzte der Profeſſor, ſie mit leuchtenden Blicken betrachtend. „Dieſe Dame war Niemand anders, als meine vortreffliche Frau! Und wenn ich ſie mir aus jenem Momente zurückdenke, auf den grünen, thauigen Raſen anmuthig hingegoſſen —!“

„Ich bitte — ich bitte Dich!“ proteſtirte die Frau Profeſſorin.

„Nun ja doch — ich werde ganz trocken referiren. — Dort alſo, auf der Raſenbank, leicht zurückgelehnt an den Baumſtamm, ſaß eine junge Dame im einfachen, weißen Kleide, das roſige Geſicht von den reichen, blonden Locken beſchattet, die Hände wie im Gebet gefaltet; ein Buch war zu ihren Füßen hinabgeglitten — ſie ſchlief ſtill und friedlich, wie ein Kind; der Waſſerfall ſang ihr ein träumeriſches Schlummerlied; und ich blieb ſtehen, ſie betrachtend und gebannt, wie der Vogel vor der Lockbeere.

„Damals dilettirte ich im Malen; ich führte auf meinen Reiſen immer eine Zeichnenmappe bei mir und habe Skizzen mit nach Hauſe gebracht, die heut eine heilloſe Verwirrung in meinen Erinnerungen anrichten würden. — So legte ich mir ein Blatt zurecht und begann, die reizende Schläferin zu zeichnen. Ein gefahrvolles Unternehmen, das man jungen Leuten nicht ernſt genug widerrathen kann: indem ich dem Originale Zug für Zug nachging, entdeckte ich in dem feinen, lieblichen Geſichte immer neue Reize, die ich treu und lebendig, d. h. mit ihrer bezaubernden Einwirkung auf mich vermittelſt des fühlloſen Stifts wiederzugeben bald verzweifelte.

„Ich warf ihn weg und das Blatt ihm nach und näherte mich der ſchönen Schläferin, um mit künſtleriſcher Gewiſſenhaftigkeit erſt genauer zu ſtudiren. — Ihre halbgeöffneten Lippen wölbten ſich ſo verlockend küſſig — die Grenze des künſtleriſchen Intereſſes und des rein menſchlichen Fühlens und Erfaſſens iſt in ſolchem Falle beſonders für einen Dilettanten doch recht ſchwankend — ich neigte mich über das reizende Geſicht, deſſen Schönheit noch gehoben wurde durch die feine Röthe des Schlummers, und das Studium der feinen Nüancen ging unter in der Empfindung des berauſchenden Totaleindrucks — ich weiß nicht, ob ich nicht aus meiner Schwerlinie noch weiter abwärts gerathen wäre; plötzlich aber brach hinter mir ein fürchterlicher Trompetenſtoß los.

„Die ſchöne Schläferin ſchrak empor, ich fuhr zurück; ſie ſchaute mich beſtürzt an.

„He, Mariechen! was iſt denn das?“ ſchrie eine Stimme in unſere Verwirrung hinein.

„Ich wendete mich um: da ſtand ein alter, dicker Herr mit einem Taſchentuch in der Hand, das wie ein Schiffswimpel ihn umflatterte, und in welches er im nächſten Moment ſeine Naſe mit einem zweiten, gewaltigen Trompetenſtoße verſenkte.

„Die junge Dame aber ſprang wie ein geſcheuchtes Reh an mir vorbei und über die hügelige Wieſe den Badegebäuden zu.

„Marie! Kind! Um Gotteswillen — Du wirſt den Fuß brechen!“ ſchrie angſtvoll der alte Herr ihr nach. „Zum Teufel! Herr, warum ſpringen Sie nicht zu? —

Nein — halt es geht! — Da iſt ſie ſchon um das Feld herum! — Nun aber, Herr! was geſchah denn hier? Wie kommen Sie hierher? wer ſind Sie?“

„Mit dieſen Worten ſprang der alte Herr mir ſehr energiſch entgegen.

„Reiſender Künſtler,“ entgegnete ich heiter, „der die Schönen und das Schöne überall ſucht und verehrt. — Hier fand ich es in der anziehendſten Attitüde — ſehen Sie hier meine Legitimation.“

„Und ich hielt ihm meine kaum halb vollendete Zeichnung entgegen.

„Der alte Herr betrachtete das Blatt, trat einen Schritt zurück und ſtemmte überlegend den Arm in die Seite.

„So!“ ſprach er, „Künſtler — Maler! So, ſo! Und unter dieſem Vorwande meint man, achtbare Mädchen im Schlafe überfallen zu dürfen?“

„Der alte Herr fixirte mich dabei ſo reſpektabel-ernſthaft, daß ich nur mit Ueberwindung in leichtem Tone zu antworten vermochte:

„Verwechſeln wir die Thatſachen nicht: der Ueberfall ging doch wol von Ihnen aus; und wenn Ihr Fräulein Tochter von Ihrem Trompetenſtoße erſchreckt wurde, den ich von gleicher Energie in meinem Leben nicht gehört habe —“

„Ach was, Tochter!“ unterbrach mich der alte Herr unmuthig. „Die Dame iſt — ſie iſt meine Nichte! Aber ob Nichte, ob Tochter — ein ſchlafendes Mädchen ſteht unter dem Schutze eines jeden anſtändigen Mannes!“

„Ich packte meine Sachen zuſammen.

„Wenn ſie häßlich iſt, ſo bleib’ ich ihr gern zehn Schritt vom Leibe,“ ſprach ich; „iſt ſie aber hübſch, ſo ſoll ſie an meinem Herzen liegen — mehr kann ein gewiſſenhafter Wächter nicht thun. — Iſt dies der Weg nach dem Bade?“ ſchloß ich unbefangen.

„Gedenken Sie dort zu bleiben?“

„Gewiß! Man macht angenehme Bekanntſchaften — man erhält wol auch Aufträge.“

„Rechnen Sie darauf nicht,“ entgegnete der alte Herr ſchnell. „Lauter Damen, krank, ſparſam und verdrießlich.“

„Nun, vielleicht doch hie und da ein hübſches Geſicht, und das malt man — aus Liebe zur Kunſt — wol gratis. Ihr Fräulein Nichte zum Beiſpiel. — Vielleicht legen Sie ein gutes Wort für mich ein — Sie werden einem jungen, ſtrebſamen Künſtler gewiß bereitwillig forthelfen.“

„Aus Flinsberg — ja, herzlich gern,“ verſetzte der alte Herr trocken. „Adieu, Herr!“

„Er lüftete den Hut leicht und ſchritt dem Badehauſe zu.

„Der Onkel,“ dachte ich, während ich ihm nachblickte, „wird ſeine herzliche Freude an dem Abenteuer haben, mit dem ich in Flinsberg auftrete. Uebrigens aber lag im Weſen des alten Herrn trotz ſeiner herben Weiſe ein gutmüthiger Humor, der für ihn einnahm, und eine kernige

Gediegenheit, welche Achtung gebot. — Und die Nichte — die großen, tiefblauen Augen, der Mund — mir ſchien es doch, als ob ſie ihn, während ich mich über ſie neigte, zum Kuſſe geſpitzt hätte!“

„Welche boshafte Verleumdung!“ rief die Frau Profeſſorin. „Ich ſchlief ganz ruhig und träumte.“

„Vom Kuſſe?“

„Nein,“ verſetzte die Frau voreilig in reizendem Zorn, „von einem Böſewicht, der mich unabläſſig plagt und ärgert!“

„Es iſt richtig, ſie hat geblinzelt,“ ſprach der Profeſſor.

„Friede! Friede!“ fiel ich ein. „Ich verſichere Sie, verehrte Frau, ich glaube dem Profeſſor kein Wort! — Und was den geſpitzten Mund anbetrifft, ſo iſt freilich mancher ſo wunderbar gebildet, daß man ihm gegenüber in beſtändiger Verſuchung ſchwebt.“

„Ich bitte Dich, Theodor, erzähle nur weiter,“ ſprach Frau Marie, indem ſie mir einen ſtrafenden Blick zuwarf.

„Sehr gern, nachdem Du die Wahrheit bekannt haſt. — Ich begab mich in den Gaſthof und richtete mich in meinem Zimmer ein. Ich legte mich in's Fenſter und blickte in das grüne Thal hinab; auf dem Brunnenplatze balgten ſich zwei Kinder mit einem großen Hunde; der Brunnenſchöpfer lehnte träge am Pavillon und ſchaute ihnen gähnend zu; eine Badedame huſchte vorüber und drüben unter den Kaſtanien ſaß eine Geſellſchaft ſtrickender und ſchwatzender Damen. Ich vertiefte mich in das vor meinen Augen ausgebreitete Bild vollendeten Stilllebens ſo ſehr, daß ich beinahe den Onkel und den pflichtſchuldigen Beſuch bei ihm vergeſſen hätte.

„Herr Berg? — Ja wol! — Vor acht Tagen angekommen. Er wohnt am Ende der Promenade in dem Hauſe zur linken Hand.“

„Mit dieſem Beſcheide verſehen, konnte ich nicht fehlen.

„Er habe ſich ſoeben in ſein Zimmer begeben,“ unterrichtete man mich in dem bezeichneten Hauſe; und mit der Harmloſigkeit, welche ein gutes Gewiſſen verleiht, klopfte ich an ſeine Thür.

„Herein!“ dröhnte es mir mächtig entgegen: und vor mir ſtand — der biedere Alte vom Waſſerfalle.

„Ha!“ ſchrie er mich an. „Sie hier? — Ich dachte, Sie hätten von mir genug?“

„Aber erlauben Sie mir, verehrter Onkel!“ ſtotterte ich in verlegener Ueberraſchung.

„Was da — Onkel!“ fuhr der alte Herr hitzig heraus; „was in aller Welt geht Sie denn meine Onkelei an? — Bleiben Sie meiner Nichte in drei Schock Siriusweiten vom Leibe — das iſt Alles, was ich Ihnen erlaube!“

„Aber — !“

„O ja doch!“ unterbrach mich der Onkel, „ich werde Sie ſchon recommandiren — Sie ſollen Ihre Freude daran haben. — Und ſomit — adieu, Herr! Adieu!“

„Und unverſehens fand ich mich mit einer Höflichkeit, der nicht zu widerſtehen war, vor die Thür geſchoben, die geräuſchvoll, ſo recht demonſtrativ hinter mir geſchloſſen wurde.

„Ich glaubte noch das Wort „Windbeutel“ deutlich zu vernehmen und hatte die Empfindung eines geſunden Mannes, über deſſen Kopf ſich unerwartet ein Kübel kalten Waſſers ergießt. Ich fand mich überraſchend ſchnell im Fichtengange der Promenade wieder, in eine ernſte, akademiſche Vorleſung vertieft.

„Der würdige Onkel ſcheint denn doch die Silhouette nicht ganz zu decken, die ſeine Briefe entwarfen; Spaß ſcheint er gar nicht zu verſtehen. Ich dachte es mir in dieſem Augenblick recht ſchwierig, ihn jemals von der vorgefaßten Meinung zu heilen, die ihm ein „leichtfertiger Neffe“ in ſelbſtmörderiſchem Uebermuth beigebracht hatte; und mehr als je ſtand es bei mir feſt, daß die Nichte auf der verhängnißvollen Raſenbank gar nicht geſchlafen habe. Daß Nichten überhaupt ſich nie auf Raſenbänke ſetzen ſollten, ſchien mir eine ausgemachte Sache.

„Nichte? — Wie iſt mir denn? — Mein Vater war ſeiner Eltern einziges Kind und außer meiner Mutter hatte der Onkel keine Geſchwiſter — woher denn kam nun urplötzlich die Couſine? Die Couſine zudem mit den verfänglichſten, blauen Augen, die je auf Raſenbänken harmloſen Wanderern Fangeiſen gelegt haben?

„Ich machte einen Luftſprung in dem chriſtlich-boshaften Behagen, das ein Schuldiger immer empfindet, einen Andern auf ſtolzer Höhe auch ſchuldig zu finden: „dahinter ſteckt Etwas, mein verehrter Onkel!“ ſagte ich mir, „und um dahinter zu kommen, will ich vorläufig doch lieber noch reiſender Künſtler bleiben.

„Maler Müller,“ ſchrieb ich dreiſt in den Meldezettel, der mir nach meiner Rückkehr in den Gaſthof vorgelegt wurde.

„Ich ſtieg ſodann in den Speiſeſaal hinab, in welchem ein einzelner Herr ungeduldig auf und ab ſchritt — ein Eſſigfabrikant, wie ich ſpäter erfuhr; und ſein Geſicht war in der That eine Muſterkarte aller erdenklichen Eſſigſorten — er war außerordentlich mißvergnügt, denn er hungerte.

„Ich ſetzte mich daher vorſichtig an's offene Fenſter, nahm ein altes Zeitungsblatt zur Hand und blickte abwechſelnd in dieſes hinein und hinab in das weite Thal.

„Da vernahm ich plötzlich unmittelbar unter dem Fenſter die Stimme des Onkels, ziemlich laut und erregt; ich lugte vorſichtig hinaus — die Couſine ſtand geſenkten Hauptes neben ihm und er ſprach eifrig in ſie hinein.

„Aber lieber Onkel,“ antwortete ſie ihm, „es iſt ja ganz überflüſſig, vor einem Menſchen mich zu warnen, den ich gar nicht kenne!“

„Eh!“ machte der Onkel, „das findet ſich bisweilen! —

Aber das muß ich Dir ſagen, Marie, darüber allein bin ich zweifelhaft, ob er mehr für eine Menagerie, oder für das Irrenhaus taugt. Es iſt wahrhaftig eine große Gefahr, ſolche Menſchen ohne Maulkorb oder ohne polizeiliche Bedeckung loszulaſſen, beſonders in einem Bade.“ —

„Danke, lieber Onkel!“ dachte ich bei mir, und ich glaube, ich neigte mich tiefer auf das Zeitungsblatt. —

„Der Onkel möchte ſie auch verſtändiger ziehen,“ murrte der Eſſigfabrikant, der an einem andern Fenſter ſtand.

„Iſt der alte Herr der Onkel des muntern Mädchens?“ fragte ich ihn höflich.

„Ja — munter! — War auch einmal munter, ehe die verwünſchte Grippe kam. — Finden Sie nicht, daß man hier die Suppe täglich kälter und den Braten härter bekommt?“

„Ohne Zweifel. — Nur —“

„Aber Sie haben niemals in Ihrem Leben eine reguläre Grippe gehabt? — Wie?“

„Nein. Niemals.“

„Die Weiber — die Weiber!“ zankte der Fabrikant, indem er ſeine Wanderung durch den Saal wieder aufnahm. „Um die Faſtnachtszeit bei zwei Zoll Schnee Schlitten zu fahren! — Hat man jemals eine ſolche Tollheit erlebt? — Sehen Sie, meine Lale war ganz verſeſſen darauf.“

„Ihre Lale?“

„Eulalia, Herr! meine Tochter!“ ſchrie die Eſſigprobe mich an. „Und die Bahn ging gerade auseinander.“

„Etwa wie der Onkel und die Nichte ſoeben,“ warf ich dazwiſchen mit einem Blick aus dem Fenſter, unter welchem Marie ſich vom Onkel verabſchiedete.

„Onkel!“ fuhr der Eſſigkünſtler auf. „Schöne Onkelei das — die Pitzger, die giftige Kröte, erzählt ſaubere Geſchichten! — Na, meinetwegen! — Das Wetter alſo wollte aufgehen.“

„Zu meinem Glück ging in dieſem Augenblick die Saalthüre auf. Eine ganze Geſellſchaft hungriger Damen und Herren trat ein; den Schluß machte, wie eine runde, ernſte Siegelkapſel an einem weitläufigen Dokument, der Onkel.

„Er wählte mit vieler Umſicht ſeinen Platz ſo, daß er mich im Auge behielt. Ich ſelbſt gerieth zwiſchen einen jungen Mann und eine Dame, die durch Redſeligkeit erſetzte, was ihr an Jugend mehr und mehr abging.

„Mein Nachbar hielt kampfbereit den Suppenlöffel, wie ein commandirender Offizier den Degen, in der Hand und verfolgte mit verlangenden Blicken den auftragenden Kellner: ſodann war eine halbe Stunde lang für ihn nichts in der Welt vorhanden als ſeine Portion — er war der verkörperte Ernährungstrieb.

„Meine Nachbarin dagegen nahm mit gleichem Eifer ſofort mich in Arbeit.

„Commiſſionsräthin Pitzger — ja!“

„Ah! entzückt!“

„Mein guter Seliger!“ — die bei ſolcher Gelegenheit ſchickliche Schwenkung des Taſchentuchs gedieh nicht zur vollen Entwickelung; die übliche Rührungsthräne ward in der Geburt meuchlings von der Neugierde erſtickt: und bevor mein Nachbar den wiederholt gefüllten Teller aufzuräumen vermochte, hatte meine Nachbarin mit der Geſchicklichkeit eines Blutegels Alles aus mir herausgeſaugt, was ich von mir unter die Leute zu bringen für angemeſſen hielt.

„Dann — mein Nachbar winkte eben zum dritten Male die Bratenſchüſſel herbei — tippte ich vorſichtig auf das Ventil der von meiner Nachbarin aufgeſammelten Unterhaltungsſtoffe — es arbeitete ſofort, wie das Ventil einer überheizten Dampfmaſchine: die ganze Tiſchgeſellſchaft defilirte vor mir und ein Jedes ward freundlich „harmlos mit ſeiner ſauberen Decoration verſehen.“

„Der alte Herr da drüben? — Herr Berg — Kaufmann Berg aus Hamburg — ein charmanter, liebenswürdiger Herr!“ und meine Nachbarin nickte mit einem reizenden Lächeln zu ihm hinüber. — „Unter uns — vorſündfluthlicher Schmetterling — Garçon — aber! — Wirklich, ein liebenswürdiger Herr; aber wahrhaftig — es verſetzt mich bisweilen wirklich in Verlegenheit — Sie ſehen, er verwendet wieder kein Auge von hier — eine alte Perſon, wie ich bin!“ —

„O, o!“ machte ich proteſtirend; und die Dame lächelte befriedigt. „Er iſt mit ſeiner Nichte hier?“

„Fräulein Halder, ein liebes, reizendes Kind! — Wie? Sie kennen ſie ſchon? — Hüten Sie ſich, dem Papa Berg in's Gehege zu kommen! — Sie iſt mit ihrer Mutter hier — die arme Frau! ſie iſt ſo ſehr leidend! — Vor zwanzig Jahren war ſie freilich blühender.“

„Alſo die Schweſter des Herrn Berg?“

„Schweſter? — Ja wol! — Das heißt — man flüſtert darüber Verſchiedenes — ein ſehr reſpektabler Herr, der Herr Berg! — ein höchſt achtbarer, alter Herr!“

„Wie verwendet man hier wol zweckmäßig den Nachmittag?“ fragte ich, das Thema vorſichtig wechſelnd. „Wo findet man die Geſellſchaft?“

„Beim „grünen Hirten“ werden Sie jedenfalls die beſte finden. Ich werde auch da ſein und kann Sie dort gleich mit einigen Notabilitäten bekannt machen.“

„Sie werden mich verbinden,“ verſetzte ich artig und begegnete zugleich dem forſchenden Blick des Onkels, der jedenfalls nicht ohne Erfolg gelauſcht hatte: denn die Dame ſprach laut und mit einer gewiſſen Protectormiene zu dem beſcheidenen Maler.

„Die Frau Commiſſionsräthin vertiefte ſich ſodann mit ihrer Nachbarin in die neueſten Perſonalien.

„Ich wendete mich daher meinem Nachbar zu, der ingrimmig an ſeinem zähen Rindsbraten arbeitete.

„Halten Sie den Rindsbraten für eßbar?“ fragte ich ſchüchtern.

„Er warf mir kauend einen Blick zu, wie ich ihn gleich verzweiflungsvoll nur im elterlichen Hauſe an den Gänſen, welche geſtopft wurden, beobachtet habe, und würgte unverdroſſen weiter.

„Können Sie mir wol etwas Genaueres über den „grünen Hirten“ mittheilen?“ fragte ich weiter. „Ich ſtelle mir darunter einen flötenden Damöt vor.“

„Vermittelſt einer äußerſten, krampfhaften Anſtrengung ließ mein Nachbar den letzten Bratenbiſſen abwärts gleiten.

„Flöte blaſen? Nein, das thut er nicht,“ antwortete er; „aber er ſingt zur Zyther, was einen Lärm macht, etwa wie wenn man eine Senſe trocken wetzt. — Und ſonſt iſt er ein alter, grüner Huſar aus Ziethen's Schule, lang wie ein Windbaum und ſteif wie eine Holzbank; wohnt drüben am Berge in einem ordinären Hauſe — vorzüglicher Graswuchs da herum — und man ißt dort im Baumſchatten Forellen, die alle den Fehler haben, daß ihnen der Schwanz zu nahe am Kopfe ſitzt“ — ein wieherndes Gelächter begleitete dieſen Witz; — „unter drei Portionen wird kein Chriſtenkind ſatt.“

„Und wie gelangt man dahin in dieſes gelobte Land.“

„Gerad aufwärts im Thale oder oben am Berge hin, und dann gerad auf oder gerad unter oder ſonſt wie. — Geſegnete Mahlzeit!“

„Damit erhob ſich der Nachbar und verſchwand.

„Wer iſt der wohlerzogene Gentlemann?“ wendete ich mich an meine Nachbarin.

„Herr Leviſon, kommt direkt von irgend einem Heuboden der Uckermark und hält ſich mit ſeiner Tante hier auf, die jedoch nicht hier ſpeiſt — ſie fürchtet, wie es ſcheint, den jungen Cannibalen und ich ſelbſt habe gern wenigſtens eine appetitliche Perſon zwiſchen ihm und mir.“

„Dabei lächelte mich die Frau Commiſſionsräthin ſchalkhaft an. — Amüſant war ſie doch, es war nicht zu leugnen.

„Die Geſellſchaft erhob ſich und ging plaudernd auseinander. — Der Eſſigſieder aber lauerte mir auf.

„Hier meine Lale,“ fiel er mich an, ſeine Tochter mir vorſtellend, „freut ſich, 'mal einen wirklichen Künſtler kennen zu lernen.“

„Die Tochter beleuchtete mich auf meine Verbeugung mit ihrem ſüßeſten Lächeln.

„Ich ſchwärme für die Kunſt und für die Muſen,“ ſprach ſie; „wie muß es ſchön ſein, ganz für die erhabenſte Kunſt zu leben!“

„Nicht immer ohne Unbequemlichkeit,“ entgegnete ich.

„Sie werden begierig ſein, meine Geſchichte vollends zu hören,“ begann der Vater.

„Lieber Herr, ich bin davon wahrhaftig ſchon angeſteckt — ich fühle die Grippe bereits in allen Gliedern!“ verſetzte ich und entfloh eiligſt auf mein Zimmer.

„Das Verhältniß des Onkels zu Frau Halder und ihrer Tochter erſchien mir bei näherer Betrachtung immer bedenklicher. Ich zwang mich jedoch endlich, alle Gedanken darüber bei Seite zu werfen: wäre nicht Alles löblich und ehrenwerth, ſo hätte mich der Onkel gewiß nicht gerade hierher beſchieden, ſagte ich mir, und die Mediſance gehört ohne Zweifel zur Lebensluft der liebenswürdigen Frau Pitzger.

„Gleichwol — Etwas bleibt immer hängen: ich konnte nicht unterlaſſen, meinen Verdacht in dem Briefe leiſe anzudeuten, den ich an meine Mutter ſchrieb, und in welchem ich ihr über alle meine neueſten Erlebniſſe gewiſſenhaft Rechenſchaft ablegte.

„Darüber war eine geraume Zeit vergangen und die Geſellſchaft war inzwiſchen wol nach allen Seiten auseinander geflogen: ich ſah nur einige Träge und Kranke an ſchattigen Stellen ſitzen.

„Man bezeichnete mir einen Weg zum „grünen Hirten“ am Gaſthofe vorbei und dann am Berge weiter. — Ich ſchritt an dem Hauſe vorüber, welches Frau Halder bewohnte: unter einem leichten Vorbau ſaß ruhend eine blaſſe Dame — eine Erſcheinung von ſo viel milder, vornehmer Würde, daß ich unwillkürlich den Hut recht tief zog. — Es war wol Frau Halder ſelbſt und ſie dankte mir freundlich — mir ſchien es, als blicke ſie mir aufmerkſam nach.

„Eine ſchmale Einſenkung öffnete ſich vor mir, in welcher ein kleines Bergwaſſer ſeinen ſteinigen Weg luſtig hinabſprang; dort unten zog ſich das Thal weit hin in die Berge hinein, an deren Lehnen die grünen Wieſen und die dunklen Fichtenbüſche empor-, und graue Steinwände gleich Lavaſtrömen hinabſtiegen; dazwiſchen hingen, wie Vogelbauer, die netten, zierlichen Häuſer; in der Ferne aber rauſchte der Queis über ein breites Steinwehr der Mühle zu, deren geſchäftiges Klappern herüber klang. Dunkle Wolkenſchatten zogen bisweilen ihre breiten Zipfel langſam über die Bergwände und da drüben kletterte eine zahlreiche Geſellſchaft rüſtig aufwärts — die hellen Kleider der Damen und die bunten Sonnenſchirme hoben ſich anmuthig und anziehend vom üppigen Grün der Wieſe ab; ein dicker Herr ſchlenderte in Hemdsärmeln daneben her — er hatte den Rock bequem über die Schulter geworfen; und ringsumher blickten die Blumen wie große, unſchuldige Kindesaugen zu mir empor — ſie wollten doch auch geſehen und bewundert ſein.

„Es war ein heißer Nachmittag, träumeriſch ſtill im klaren Sonnenlichte; und hier am Bachesufer war es ſo kühl — von den Bergen ſtrömte der herbe Duft der Fichten herüber und kein fremder, ſtörender Laut miſchte ſich in die einſame Ruhe rings umher: in ſeltſam weicher Stimmung befangen, riß ich mich ungern los und wanderte an der jenſeitigen Berglehne hin.

„Nach der Weiſung des Uckermärkers mußte ich bergab ſteigen: aber alle Häuſer, die ich ſah, waren grau, ich fand bei allen Baumſchatten und Graswuchs — nur keine menſchliche Seele in der Nähe, die mich zum „grünen Hirten“ hätte zurechtweiſen können.

„Doch nein — dort unten neben dem zierlichen Hauſe erſchienen zwei weibliche Geſtalten — helle Kleider leuchteten durch das Laub; unter einen breiten Apfelbaum ward ein Tiſch geſetzt; die Damen nahmen daran Platz.

„Das war ohne Zweifel der geſuchte Hafen und ich ſteuerte direkt darauf zu.

„Ich näherte mich den Damen und erkannte meine neueſte Bekanntſchaft — Eulalia, die Tochter des Eſſigkünſtlers, und neben ihr — es waltet eben doch bisweilen ein gütiges Geſchick über dem Menſchen! — meine Schöne vom Waſſerfalle.

„Ob es wol geſtattet ſei, ein Glas Milch hier zu trinken?“ fragte ich nach der erſten Begrüßung.

„Warum nicht?“ verſetzte Eulalia munter. — „Sie ſehen, zwei Seiten unſeres Tiſches ſind noch frei. Und, meine theure Marie — Herr Müller, Maler!“ ſtellte ſie mich vor.

„Da ſtand ich ihr nun gegenüber, die mir wachend noch viel anziehender erſchien, als ſchlummernd; beſonders da ſie erſt bis an das Grübchen am Halſe roth ward und dann ebenſo raſch wieder blaß. Die Röthe, ſagte ich mir, für mich — die Bläſſe für die Predigten des Onkels.“

„Ihr Männer leidet wirklich an überraſchenden Einbildungen,“ fiel die Frau Profeſſorin lachend ein. „Weshalb ich roth ward, das brauchſt Du gar nicht zu wiſſen.“

„Nicht wahr, Mama,“ fragte plötzlich der kleine Georg, der ſehr aufmerkſam zugehört hatte, „man muß nicht Alles wiſſen?“

„So, kleiner Schelm! Woher haſt Du denn dieſe Weisheit?“ verſetzte der Profeſſor.

„Die Hanne hat es mir geſagt, heut in der Küche, als ich wiſſen wollte, was ihr der Johann in’s Ohr geſagt habe.“

„Die Hanne hat Recht, mein Sohn! Merk’ Dir das, lieber Mann, und erzähle ruhig weiter.“

„Da ſehen Sie es, Doktor!“ ſprach der Profeſſor kopfſchüttelnd, „man ſteigt allenfalls durch den Mittelpunkt der Erde hindurch und gelangt endlich bei den Antipoden wieder in’s Klare — ein weibliches Herz aber iſt ganz unergründlich: jetzt noch iſt mir jener Farbenwechſel ein Räthſel — damals machte er mich förmlich kopflos. Im Grunde meines Herzens war mir ſo recht wohlig; aber ich fürchte, ich machte dabei doch eine recht klägliche Figur.

„Da war nun die Anweſenheit der Eſſigſiederin ein wahrer Segen: ſie verbreitete ſich ſofort mit wunderbarer Zungenfertigkeit über das ganze Gebiet der Kunſt und der Natur; Quinten und Tinten waren ihr gleich geläufig und unverſehens ſaß ſie unter „duftigen Blüthenzweigen, die über melodiſch murmelnde Bäche ſich neigen.“

„Das gab nun mit meinen Antworten, die öfter meinen weit abſchweifenden Gedanken galten, eine ganz tolle Unterhaltung, der Marie ſtillſchweigend zuhörte. Dieſe Eulalia war offenbar ein herzensgutes Mädchen: aber ſie war in engen Verhältniſſen aufgewachſen und litt an Indigeſtionen — die im Uebermaß bunt durcheinander genoſſene Lectüre ergoß ſich wie ein brauſender Strom über ihre Umgebung. Sie lebte zu zwei Drittheilen in einer phantaſtiſchen Welt und ſuchte ſich des noch übrig bleibenden realen Drittheils mit aller Kraft eilends zu entledigen. — Mich — einen Künſtler — verſetzte ſie natürlich ſofort in die ihr bereits abhanden gekommenen zwei Drittheile, während ich in meinem Leben niemals mehr als in jener Stunde realen Boden zu gewinnen beſtrebt war. — Dieſer reſpektablen Perſönlichkeit dort gegenüber gewann ich allmälig meine Haltung wieder.“

Frau Marie verneigte ſich mit pathetiſchem Ernſte.

„Es galt nun aber doch,“ fuhr der Profeſſor fort, „ſie für die active Theilnahme an unſerer Unterhaltung zu gewinnen. — Bei Frauen iſt das ſonſt gerade nicht ſchwierig, und unter Frauen gar nicht; Mädchen aber täuſchen bisweilen alle Berechnungen. Meine Bemühungen ſtießen, wie mir ſchien, auf die ernſten Warnungen des Onkels. — Das reizte mich, und ich führte nach und nach alle meine Liebenswürdigkeiten in's Treffen.

„Vor dieſen hartnäckigen Angriffen fiel eine Barrikade nach der andern und endlich gelang es mir, das feſte Schloß zu brechen — das feſte Schloß nämlich, das ihre Zunge band: ſie begann zu ſprechen, erſt wenig und ſchüchtern, wie ich es ſpäter niemals mehr erlebt habe — das zaghafte Erſcheinen der erſten Frühlingsblüthen, — und ſüßer Veilchenduft ſchien mir aus dieſen ſanften Tönen entgegenzuſtrömen.“

„Die Empfänglichkeit dafür iſt ihm inzwiſchen verloren gegangen,“ warf die Frau Profeſſorin ein.

Der Profeſſor zog vor, nicht darauf zu achten.

„Aber die Eſſigfabrikantin hielt mich und das Geſpräch feſt“, fuhr er fort. „In jede Lücke zwiſchen Frage und Antwort fuhr ſie wie eine Maus hinein und ihr Geſchwätz umſchwirrte mich, wie ein läſtiger Mückenſchwarm. — Die Schöne fühlte indeß bald heraus, daß ſie Eulalien bedeutend überlegen war: ſie hatte zudem ein Organ für die Unterhaltung mehr — ein unter Umſtänden recht geſprächiges Organ; — und wie beſcheiden auch der Gebrauch war, den ſie damals davon machte — die außerordentliche Sprachbegabung war gar nicht zu verkennen. — Ich meine ihr Auge — wie ich doch die erſten ſtammelnden Verſuche ſeiner herzinnigen, beſtrickenden Sprache einſog! — zu meinem Verderben:

— Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Und ward nicht mehr geſehen!“ —

„O nein“, fiel die Profeſſorin mit einem ſchelmiſchen Lächeln ein, „er iſt ſpäter wieder aufgetaucht, ſo nüchtern, wie die Waſſeramſel, von der Du mir neulich erzählteſt.“

„Friſch — ja,“ entgegnete der Profeſſor eifrig; „nüchtern — nein, da thuſt Du mir Unrecht, Marie!“

„Vergiß nur Eulalia nicht!“

„Ach, richtig! — Die war inzwiſchen, ſich ſelbſt genug, von Wipfel zu Wipfel immer aufwärts geſtiegen und ſaß nun entzückt hoch oben auf dem Geierſteine.

„Waren Sie ſchon oben?“ fragte ich meine Schweigſame.

„Nein,“ entgegnete ſie leiſe, „ſo lange konnte ich die Mutter nicht verlaſſen.“

„Es geht beſſer mit ihr? — Ich glaube, ich ſah ſie vor dem Hauſe ſitzen?“

„O ja, und nach ſchlimmer, ſchlafloſer Nacht,“ antwortete Marie, indem ſie freudig dankend aufblickte. — „Wir werden gehen müſſen, Eulalia! — Wir ſind ſchon zu lange fort.“

„Mein Gott, ja, liebe Marie!“ rief Eulalia, die endlich die Lage zu begreifen begann. -„Man erwartet mich auch beim „grünen Hirten.“ —

„Ja, ſind wir denn nicht hier bei dem „grünen Hirten?“

„Nein, Herr Müller, da ſind Sie längſt vorübergewallt,“ ſchwärmte Eulalia. „O, dieſe idylliſchen Hütten gleichen ſich alle ſo ſehr und der Duft des lieblichen Hirtenlebens weht um jedes Halmendach!“

„So brachen wir denn auf und ſtiegen abwärts: auf der einen Seite zog Eulalia geſchwätzig ſchwärmend, auf der andern Seite der Queis ſchäumend lärmend — er ſchien des Onkels Stelle zu vertreten; bald brauſte er eifernd hart an den Weg heran, bald rannte er zornig abſeits in die Wieſen; dann kehrte er zankend zurück und ſprudelte über taube Felſenblöcke ſeine Vorwürfe und Ermahnungen. — Ich war dafür ebenſo taub, wie die Steine.

„Wird ein reuiger Sinn am Nachmittag Verzeihung finden für den Uebermuth des Morgens?“ fand ich Gelegenheit Marien zuzuflüſtern.

„Ein liebliches Erröthen war die Antwort. Freilich ſchimmerte etwas Unwille hindurch — wol aber weniger über das Attentat, als vielmehr darüber, daß das Attentat nicht perfect geworden war, wie die Juriſten ſagen.“

Die Frau Profeſſorin antwortete nur mit einem ſtrafenden Blicke.

„Hier, meine einzige Marie,“ unterbrach Eulalia liſpelnd unſern wortloſen Dialog, „hier müſſen wir uns trennen. Der gute Vater erwartet mich oben beim „grünen Hirten.“ Aber bald, recht bald ſehen wir uns wieder!“

„Während die Damen Abſchied nahmen, blickte ich zum „grünen Hirten“ hinauf. — Eine geputzte Geſellſchaft bewegte ſich vor dem Hauſe unter den Bäumen.

„Plötzlich löſte ſich ein dicker Herr eilig aus dem

Knäuel heraus, — einer kleinen Lawine gleich, begann er den Berg herabzurollen; in weiter Ferne ſchon glaubte ich das zornige Blitzen ſeiner Augen wahrzunehmen — die Beine gingen mit ihm durch — die Damen ſchrieen entſetzt auf; und er war im Begriff, im unaufhaltſamen Galopp über den Weg und die Steinmauer hinweg in den Queis zu ſchießen: da erfaßte ich ihn und im wirbelnden Schwunge fielen wir Beide herzhaft auf einen Granitblock nieder.

„Beſorgt faßte Marie die Hand des Onkels, der athemlos keuchte, und richtete, ſtumm vor Schreck, die liebevollſten Blicke auf ihn.

„Würdiger Herr! welche haſtige Eile?“ ſprach Eulalia, die andere Hand des alten Herrn erfaſſend. „Welche Gefahr treibt Sie gleich einem rauſchenden Sturzbach dieſen ſteilen Felſenſteig hernieder, als ob es gälte, ſich in den Fluß zu verſenken?“

„Ach was — Sturzbach! was — verſenken!“ fuhr der Onkel zornig in die wohlgeſetzte Rede hinein. „Ich bin kein Froſch, der in jedes Waſſer ſpringt! — Der verwünſchte Weg — und das duldet die Polizei! — läuft Einem unter den Beinen weg! Und das recommandirt der Doktor den Badegäſten!“

„Sie haben doch nicht Schaden genommen?“ fragte ich beſorgt.

„Sie brauchten gerade nicht wie ein Markthelfer anzupacken, wiſſen Sie!“ ſchnurrte er mich zornig an; „und dieſes Sopha hier hat wahrhaftig keine Sprungfedern, Herr!“

„Mit dieſen Worten erhob er ſich und ſtand nun wieder feſt auf den Beinen.

„Uebrigens, Fräulein Eulalia, und Sie, Herr Maler! — eilen Sie! Sie werden da oben ſehnlichſt erwartet.“

„Erlauben Sie — Ihr Fräulein Nichte,“ — wendete ich ein.

„O, bemühen Sie ſich nicht,“ ſchrie der alte Herr hitzig. „Das Geſchäft wird ohne Sie beſorgt werden — ich habe darauf lange genug umſonſt da oben gewartet! — Kann mir's jetzt erklären. Na, künftig — ! — Adieu, Herr, Adieu! — Komm Marie!“

„Und er nahm den Arm der Nichte und ging ohne Weiteres ab. Dieſe Unhöflichkeit jedoch vergütete Marie mit einem Blicke, Doktor! mit einem Blicke — !“

Die Frau Profeſſorin ſah auf.

„Ich bin ja ſchon ſtill, Marie,“ rief der Profeſſor. „Ich ſage nur, daß ich den Muth fand, den Arm der Eſſigfabrikantin zu nehmen und mit ihr aufwärts zu ſteigen; jedoch nur eine kurze Strecke. Dann blieben wir — aus ganz verſchiedenen Gründen — zur Umſchau ſtehen.

„Eulalia entledigte ſich einer Entzückung über den neu angeſtrichenen Kirchthurm — ich beobachtete das raſch abwärts ſteigende Paar: der Onkel ſprach eindringlich und eifrig zur Nichte, die geſenkten Hauptes neben ihm ſchritt; in ſeinem Eifer ſtolperte er über einen Stein und die kurze Unterbrechung genügte ihr, einen Blick zurückzuwerfen — und was unſere Blicke in der flüchtigen Begegnung eines Moments ausſprachen, hat der Onkel bis heutigen Tages nicht widerlegt.

„Onkel und Nichte verſchwanden um eine Ecke und ich ſtieg mit Eulalien vollends zum „grünen Hirten“ hinauf. Sie tauchte ſofort in eine Schaar junger Damen unter und ich gerieth in den gelehrten Discurs, den der biedere Uckermärker mit einem luſtigen Juſtizrath über ein Drüſenpulver führte, das, wie Herr Leviſon bewies, auch dem Rindvieh zuſagen ſollte.

„Mir ſagte es weniger zu und ich unternahm — leichtſinnig genug — einen Streifzug um das Haus. Dabei fiel ich dem Eſſigkünſtler in die Hände, der ſich ſofort anſchickte, ſeine Grippegeſchichte ausführlich von vorn zu beginnen.

„Ich entfloh in blinder Haſt und gerieth in das Netz der Frau Commiſſionsräthin, die mich ihren Notabilitäten, d. h. einer Frau Geheimräthin v. X. aus Berlin, vorſtellte. Die Gnädige muſterte mich vom Scheitel bis zur Sohle und entließ mich ſodann mit einem Kopfnicken, das wol einige Dutzend Ahnen ſchwer ſein ſollte.

„Der Eſſigfabrikant trieb zum Aufbruch und die Geſellſchaft zog in langer Reihe den Berg hinab nach Flinsberg zurück.

„Am Gaſthauſe ſaßen einige junge Reiſende. Einer derſelben erhob ſich, als wir uns näherten.

„Was Teufel! Baron, Du hier!“ ſprach er laut, indem er mir entgegenkam.

„Ach, liebſter Freund!“ rief ich, einen akademiſchen Verbindungsbruder erkennend und ihm entgegeneilend. „Welche Ueberraſchung!“

„Wir lagen uns in den Armen.

„Ich bin der Maler Müller!“ flüſterte ich ihm zu: ſein Blick ſagte mir, daß er mich verſtanden habe.

„Ich verabſchiedete mich von der Geſellſchaft, die Zeuge der Scene geweſen war, verbrachte den Abend mit meinem Freunde und ſeinen Reiſegefährten ſehr heiter, und mein Freund warf in der Unterhaltung den Maler, den Baron und den Doktor bunt durcheinder.

„Befehlen der Herr Baron den Kaffee?“ fragte am folgenden Morgen der bei mir eintretende Kellner unter tiefen Bücklingen.

„Was Teufel! ſoll's mit dem Baron?“ rief ich verwundert.

„O, wenn der Herr Baron wünſchen — ich kann ſchweigen!“ liſpelte der Kellner geheimnißvoll unter neuen Verbeugungen.

„Herr, ſchlafen Sie doch erſt aus, ehe Sie Unſinn ſchwatzen!“ ſchrie ich ihn an.

„Der Herr Baron werden gleich bedient werden!“

„Mit dieſen Worten ſchwenkte ſich der Kellner zur Thür hinaus und ſein Frackſchooß wedelte demüthig ihm nach.

„Auf der Promenade begegnete ich zunächſt dem Eſſigfabrikanten — er umging mich vorſichtig. — Glücklicherweiſe hatte ich den Anfang ſeiner Grippengeſchichte zweimal — das Ende war für mich verloren, das ſah ich ein.

„Eulalia begrüßte mich mit ſcheuer Zuvorkommenheit; der Onkel aber trottete an mir vorüber, wie ein wüthender Bär.

„Die Frau Commiſſionsräthin und ihre Notabilität hielten ſehr leutſelig Stand.“

„Nun, Herr Müller,“ ziſchelte mir Frau Pitzger laut in die Ohren, „die Frau Geheimräthin möchte ſich Ihrer Kunſtfertigkeit wol anvertrauen.“

„Vier Louisd'ors das iſt feſtſtehender Preis,“ antwortete ich trocken.

„Nein, Herr — Müller! Sie ſind ein Schelm, Herr — Müller!“ rief die Frau Commiſſionsräthin mit beſonderer Betonung des Namens; und tippte mit der Spitze ihres Sonnenſchirms auf meine Schulter, während die Gnädige verſtändnißvoll zu mir herüber blinzelte.

„Mir aber ward ganz unbehaglich in meinem doppelten Incognito.

„Waren Sie ſchon in Liebwerda?“ fragte mich Herr Leviſon, anſcheinend der einzige Menſch, der noch an den Müller glaubte.

„Nein.“

„Würden Sie wol heut mit mir hinüber fahren?“

„Auf der Stelle!“ verſetzte ich hitzig und ich nahm den verwunderten Blick des Uckermärkers für das Vergnügen gern hin, den fatalen Baron wenigſtens auf einige Stunden los zu werden.

„Und doch — ich fühlte es, als wir im Wagen dahinrollten, daß mir die Luft fehlte, in der ſie athmete, und daß mein Herz zurückgeblieben war. Als doctor philosophiae bewies ich mir ſcharfſinnig, daß dies unmöglich ſei — aber ich glaubte dem Doktor nicht und blieb unter dieſen Kämpfen des ſiegreichen Gefühls gegen die armſelige Wiſſenſchaft ziemlich einſilbig.

„Wo fahren's hin, die Herren?“ hielt uns jenſeits der Grenze ein öſterreichiſcher Grenzjäger an.

„Nach Liebwerda.“

„Schaun's, da kann i halt gerad nach Neuſtadtl mitfahre!“ verſetzte der Oeſterreicher, indem er ohne Weiteres Anſtalt traf, den Wagen zu beſteigen.

„Das wird ſich doch nicht gut machen, guter Freund!“ verſetzte der Uckermärker barſch; „wir ſind im Platze beſchränkt genug. Vorwärts, Kutſcher.“

„Der Kutſcher hieb in die Pferde; der Oeſterreicher blieb zurück.

„Mit etwas weniger Zudringlichkeit hätten wir ihn wol aufgeladen, nicht wahr?“ ſprach Herr Leviſon zu mir.

„Am Zollhauſe tauchte plötzlich der Grenzjäger wieder auf; er hatte die Reiſe hinten auf dem Wagen als blinder Paſſagier mitgemacht — und wir meinten, ihn weit hinter uns zurückgelaſſen zu haben.

„Erlauben's die Herren!“ hielt er uns wieder an; „wollen's die Gefälligkeit haben, mir Ihren Paß zu zeigen.“

„Wie — Päſſe?“

„Der Uckermärker ſah mich, ich ſah den Uckermärker an.

„Wir haben keinen Paß mitgenommen!“

„Ja, ſchauen's, wenn's keinen Paß nit haben, da können's halt hier nit paſſiren.“

„Da trat der Zolleinnehmer heran.

„Wir erklärten ihm unſere Verlegenheit. — Der Grenzjäger warf ihm einen Blick zu.

„Ja, ſchauen's, Ihr Gnaden,“ ſprach der Zöllner, „wenn's keinen Paß nit haben, da können's halt hier nit paſſiren.“

„I, da möchte man ja gleich lebendig aus der Haut fahren!“ platzte der Uckermärker heraus.

„Das nützt Ihr Gnaden auch nix,“ lächelte der Grenzer gutmüthig, „und uns, ſchauen's, iſt's leere Fell auch zu nix nutz.“

„Was aber, zum Schwernoth! ſoll man denn thun?“ ſchrie Herr Leviſon.

„Wiſſen's, Ihr Gnaden,“ antwortete der Zöllner mit ſeiner unausſtehlichen Gutmüthigkeit, „das dahier is a hübſcher Platz; da drehen's halter um und fahren hin, wo's hergekommen ſein. — Und a ander Mal, ſchauen's, da bringen's halt a Paß mit. Die Herren Preußen, das ſind gar geſcheite Leut'; die werden's ſchon merken, warum ma in Oeſterreich a Paß braucht. — Wünſch' Ihnen glückliche Reiſ'!“

„Mein Gefährte erſtickte, während der Wagen wendete, einen fürchterlichen Fluch in einem mürriſchen Brummen. Ich aber ſegnete den vergeſſenen Paß; ich fühlte die Spannung, die mich auf dem ganzen Wege beherrſcht hatte, plötzlich ſich löſen: „vielleicht!“ flüſterte eine Stimme in mir; und an jeden Buchſtaben knüpften ſich zahlreiche Fäden einer geheimen Erwartung, die mit meiner guten Laune und Geſprächigkeit endlich auch den Uckermärker umſpannen.

„Aber nach Hauſe fahren wir nicht!“ rief er entſchloſſen aus.

„Wie — nicht nach Flinsberg?“

„Nein! — Fahren wir nach Schwarzbach! — Berg und Thal und einen Biſſen Brot finden wir dort auch. Das Andere ſchaffen wir wol heran.“

„Gut, nach Schwarzbach!“ ſprach ich kleinlaut.

„Zwiſchen zwei Vorbergen, welche ſich von der Tafelfichte und dem Heufuder herabziehen, rauſcht die Schwarzbach ein enges Thal entlang: ſie plaudert den Erlen und den Ahornbäumen am Ufer alle Märchen und Geheimniſſe der düſtern Wildniß da hoch oben aus; und an den Abhängen hinauf hat ſich unter beſtändigem Grenzſtreit mit der kulturfeindlichen Geſtaltung und Bewaldung des Bodens das Dörfchen Schwarzbach angeſiedelt.

„Der holprige Weg das Dorf aufwärts marterte rückſichtslos die hungernde Ungeduld meines Begleiters; wir erreichten das Wirthshaus „zur Tafelfichte“ gerade noch zur rechten Zeit, um die bedenklichen Schwankungen ſeiner guten Laune zu beſchwichtigen.

„Wir ſchlugen unſer Hoflager in einer Bretterbude auf; und während ich die Bildergalerie an den Wänden ſtudirte, welche — ein warnendes Beiſpiel — den mit vieler Verſchwendung von Blutroth colorirten Lebenslauf irgend eines bedeutenden Helden der Landſtraße darſtellte, betrieb der wackere Leviſon die Herſtellung des Mittagseſſens mit ſo viel Umſicht und Energie, daß, als gerade der Nachrichter den blutenden Kopf des Helden emporhielt, wir unſern vereinten Angriff auf ein Forellenmahl beginnen konnten.

„Nach meiner Schätzung war es für fünf Perſonen hergerichtet; ich gewann jedoch ſehr bald großen Reſpekt vor dem richtigen Blick des Herrn Leviſon: während ich meine Portion verzehrte, verſchwanden vier Fünftheile des leckern Mahles vor meinen Augen viel ſchneller, als es bereitet worden war und ein mächtiger Haufe ſchaurig nackter Gerippe allein blieb zurück.

„Darauf ſetzte Herr Leviſon noch ein halbes Pfund vom einheimiſchen Käſe und lehnte ſich ſodann in ſeinen Stuhl zurück mit der Miene eines befriedigten Menſchen.

„Ich muß Ihnen ſagen,“ begann er mit menſchenfreundlicher Stimme, nachdem er mich eine Weile prüfend betrachtet hatte, — er gehörte offenbar zu den bevorzugten Organiſationen, deren Gefühlsthermometer der Magen iſt, — „daß ich in Flinsberg ein Auge auf ein ganz allerliebſtes Mädchen geworfen habe, das neben dem Gaſthofe wohnt und Marie heißt.“

„Ich horchte erſchreckt auf: wenn dieſer junge Cannibale um mein ſüßes Lieb herumſchlich, wie der Bär um den Honig; wenn ſich der Liebeshunger mit ſeinem Viermänner-Appetit etwa zum ſentimentalen Paroxismus verband — welche Kataſtrophe war dann in der erſten hellen Mondſcheinnacht zu befürchten!

„Der alte Berg jedoch,“ fuhr Herr Leviſon fort, „iſt raſend in Marie verliebt und möchte ſie gern heirathen: er bewacht ſie wie ein Feld reifer Schoten und ich habe das Vertrauen zu Ihnen, Sie werden mir helfen, den alten Krautwächter derb an der Naſe zu faſſen — Sie haben das Zeug dazu.“

„Den alten, würdigen Herrn? Schämen ſie ſich denn der Sünde nicht?“

„Nein, ganz und gar nicht. Ich wundere mich über Ihre Entrüſtung.“

„Eh — ich dachte, Ihre Neigungen wären nur auf Eßbares, wie harten Rindsbraten oder einheimiſchen Käſe gerichtet.“

„Nun, jeder Menſch hat einen Magen,“ belehrte mich Herr Leviſon, „aber auch ein Herz. — Uebrigens habe ich mich vorher erkundigt. — Das Mädchen kocht der Mutter eigenhändig die vortrefflichſten Kräuterſuppen. — Gewiß ein ſchlagender Beweis für viel Geiſt und Gemüth.“

„Ohne Zweifel! Aber woher wiſſen Sie, daß der alte Herr das Mädchen heirathen will?“

„Ach, das iſt ja bekannt. Sogar meine Tante hat davon geſprochen. Uebrigens iſt er weder der Onkel, noch ſie die Nichte. — Das iſt eine ganz curioſe Geſchichte; und ich bleibe dabei, Marie muß gerettet werden.“

„Haben Sie denn ſchon mit ihr geſprochen?“

„Ja. — Einmal. — Und wir waren beinahe ſchon über das Wetter hinaus. — Da ſchoß der Alte wie ein Raubvogel daher nnd ſcheuchte die Taube hinweg.“

„Er ſcheint ein erfahrener Praktikus.“

„Ich ſage Ihnen — der hat Routine! Und Marie — nein, ich könnte nie wieder mit Gewiſſensruhe ſolchen vortrefflichen Käſe eſſen. Nun aber, beſter Freund! nach einer guten Mahlzeit ein Mittagsſchläfchen — das iſt das Höchſte, was ich kenne.“

„Und Herr Leviſon lehnte ſich gähnend tiefer in den Stuhl zurück und ſchloß behaglich die Augen.

„Ich hatte keinen Beruf, ihn von ſeinen Träumen fernzuhalten; denn ich fühlte das Bedürfniß, mit meinen Gedanken zu Rathe zu gehen.

„Ich ſchlenderte die jenſeitige Berglehne hinauf und fand oben am Waldſaume eine feſſelnde Rundſchau. —

„Da lag vor mir das Thal, friedlich ſtill und eng umhegt; tief unten das Dörfchen zuſammengedrängt — einzelne Häuſer unter knorrigen, vom Winde gebogenen Apfelbäumen den Berg hinauf bis zum dunkeln Fichtenwalde kühn vorgeſchoben; dazwiſchen die gelben Fußſteige, auf denen hie und da vereinzelte Geſtalten auf und nieder ſtiegen: das Alles ausgebreitet auf dem in hundert wechſelnden Tinten lebensfriſch wuchernden Grün; und darüber unter dem Strahl der Mittagsſonne, wie ein Schleier ausgegoſſen ein bläulicher, träumeriſcher Duft — vielleicht ſah ich in meiner gepreßten Stimmung poetiſcher als gerade nothwendig war: ich nahm den Stift und ein Blatt Papier, ließ mich auf einem breiten Steine am Fußwege im Schatten einer Fichte nieder und begann zu zeichnen.

„Nein, Mama, wie das niedlich iſt!“ rief plötzlich eine helle Kinderſtimme hinter mir.

„Ich ſprang auf und ſah mich einer Damengeſellſchaft gegenüber, die von Flinsberg kam.

„Verzeihen Sie meiner Tochter die zudringliche Neugier,“ ſprach mit verbindlichem Lächeln eine der Damen zu mir, während ich höflich grüßte; „ſie kann eben nicht dafür — es iſt ein Erbübel, das ſie von der Mutter hat, dieſe Vorliebe für Landſchaftsbilder. Und wenn Sie alſo erlauben —“

„Ich hörte ſchon lange nicht mehr, ließ die Zeichnung in ihrer Hand, und drängte mich durch den Kreis der Damen: ganz zuletzt ſtand in verlegener Zurückhaltung Marie.

„O mein Fräulein!“ ſtotterte ich erregt, „wenn ich es ausſprechen dürfte, wie dieſes unerwartete Zuſammentreffen mir den ganzen, verloren gegebenen Tag rettet!“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Marie, nicht weniger verlegen, „die Mutter — es geht heut ſo gut mit ihr — und ſie munterte mich auf, den Spaziergang mit den Damen zu unternehmen. — Der Vater des kleinen Mädchens da und der Onkel —“

„Der Onkel! Natürlich!“

„Sie kommen nach — zu Wagen. — Aber waren Sie denn nicht nach Liebwerda gefahren?“

„Ja, allerdings. — Glücklicherweiſe ohne Paß. — O mein Fräulein, ſo ein Paß, den man im rechten Augenblick vergeſſen hat, und ſo ein Zöllner, der auf die vergeſſenen Päſſe wie ein Jagdhund ſpürt, und dieſe Grenzſperre — das ſind doch ſehr wohlthätige Einrichtungen, mein Fräulein? — oder wären ſie zufällig in dieſem Punkte anderer Meinung?“

„Marie ſchüttelte ganz ernſthaft und leiſe den zierlichen Kopf und ſchickte ſich an, der Geſellſchaft zu folgen, die den Weg nach Schwarzbach fortſetzte.

„Nun iſt es eine ſinnreiche Einrichtung der Fußwege dort oben, daß man auf ihnen nur zu Zweien gehen kann und vermöge ihrer bequemen Breite zu Zweien gehen muß. — Niemand in der Geſellſchaft fand es demnach auffallend, daß ich mit Marien den Zug ſchloß.

„Nur die junge Frau blickte zweimal discret lächelnd nach uns zurück und rief ihre kleine Tochter Anna zu ſich heran, als dieſelbe ſich meiner in kindlicher Zudringlichkeit bemächtigen wollte.

„Ach lieber Freund!“ fuhr der Profeſſor mit einem Seufzer fort, „es giebt eben bevorzugte Momente im Leben eines Menſchen; Momente, in denen man die Eindrücke, die auf uns einwirken, nicht mit den groben Sinnesorganen, ſondern durch die Vermittelung eines geiſtigen Gefühls in ſich aufnimmt. Marie ſprach wenig — aber jedes ihrer Worte war überhaupt von dem zarten, poetiſchen Duft eines tiefen, reichen Gemüths.“

„Die normale Thätigkeit der Sinnesorgane iſt bei ihm inzwiſchen längſt wieder zur Herrſchaft gelangt,“ ſchaltete Frau Marie mit glückſeligem Lächeln ein.

Der Profeſſor warf ihr einen langen, beredten Blick zu und fuhr fort:

„Die Geſellſchaft ſchlug einen falſchen Weg ein; und da der falſche Weg der weitere war, ſo hatte ich keinen Grund, den Irrthum aufzuklären.

„Dieſe großartige Gebirgslandſchaft,“ ſprach Marie zu mir, „muß für einen — Künſtler“ — ſie betonte das Wort — „viel Anziehendes haben, — freilich,“ fügte ſie zögernd hinzu, „wer Abenteuer ſucht, wird ſie nicht mit dem Auge des Künſtlers betrachten.“

„Ach, Fräulein Marie!“ rief ich eifrig, „ſo hat der unſelige Baron auch zu Ihnen den Weg gefunden! Aber eines ehrlichen Mannes Wort darauf, Fräulein! — „Baron,“ das war mein Spitzname in der akademiſchen Verbindung, der ich auf der Univerſität angehörte — Sie wenigſtens, Fräulein Marie, werden mir glauben, daß ich „Baron“ hieß, aber nicht Baron bin!“

„Die Geſellſchaft voltigirte auf dem falſchen Wege, den ſie eingeſchlagen hatte, vor uns über eine Steinmauer hinweg.

„Nicht wahr, Fräulein Marie, Sie glauben mir und nicht den Andern,“ fragte ich, indem ich ihr auf die Mauer half.

„Ein leiſer Druck der Hand — und ſie ſprang leicht und anmuthig auf der andern Seite hinab.

„Liebſter Freund, ich weiß nicht, ob Ihnen die Genügſamkeit der erwachenden Liebe bekannt iſt! — Sie lebt von Blüthenſtaub und von den Honigtröpfchen im Blumenkelche — ein Druck der Hand, ein Blick des Auges, das iſt für ihre zarte Conſtitution ſchon zu viel: ſie berauſcht ſich und ſchweift weit hinein in die thaufriſche Morgenröthe einer ſonnenhellen Zukunft! — Wohl dem, dem aus dem goldenen Morgenroth dieſe helle Zukunft erſteht, wie mir!“

Der Profeſſor reichte über den Tiſch hinweg die Hand ſeiner Frau und ſie legte die ihrige mit einem gerührten Blick hinein.

„Nach Rom führen bekanntlich viele Wege,“ fuhr der Profeſſor fort. „So gelangten wir endlich auch von den ſonnigen Ufern des Schwarzbächleins unter das ſchattige Dach der Bretterbude, in welcher inzwiſchen eine andere, aus Flinsberg herübergekommene Geſellſchaft meinen braven Uckermärker aus ſeinen Verdauungsträumen aufgeſchreckt hatte.

„Er betrachtete mich mit ſehr deutlich in ſeinen Blicken erkennbarer Ueberraſchung, als er mich vertraut neben Marien daherkommen ſah.

„Hier, meine Herrſchaften,“ rief mit heller Stimme die junge Frau über den Tumult der Begrüßungen hinweg, „werden wir, denke ich, Alle unterkommen.“

„Und ſie wirthſchaftete vorſorglich mit Taſſen und Löffeln an einem geräumigen Tiſche, an welchem ſie mit einem freundlichen Winke auch mir einen Platz anwies.

„Ich wählte ihn umſichtig Marien gegenüber aus und bald rollte die Unterhaltung wie eine gut geheizte Locomotive im Kreiſe herum: ich aber richtete mir eine kleine Telegraphie mit meinem Gegenüber ein; und ſo flog manch liebes Zeichen auf unſichtbarer Bahn hinüber und herüber.

„Vielleicht nicht ſo ganz unſichtbar, und Herzensneigung ſoll ſcharfe Brillen haben; der wackere Uckermärker ſchlich um unſern Tiſch herum, wie der Fuchs um einen Hühnerſtall. — Aber nirgends öffnete ſich eine Lücke; und grollend, mit geſpreizten Schritten rannte er von der unſchuldigen Jugend des Straßenhelden an der Bretterwand bis zu ſeinem blutigen Ende und wieder zurück.

„Ich weiß nicht, welches Unheil ſein ſteigender Zorn geboren haben würde, wenn nicht zur rechten Zeit die freundliche Wirthin einen rieſigen Krug voll Kaffee und einen Berg von Zopfſemmeln vor ihm auf einem benachbarten Tiſche abgeladen hätte: er ließ ſich davor nieder mit der trotzigen Miene eines hungernden Löwen.

„In demſelben Augenblicke rollte ein Wagen vor die Bude.

„Der Vater! — Der Onkel!“ rief Anna, vergnügt in die Hände klatſchend.

„Und die Damen erhoben ſich; aus dem Wagen entwickelten ſich zwei Herren, voran, würdig wie immer, der Onkel: und während ſie die Händedrücke und Begrüßungen der Damen entgegennahmen, ſaß ich in rathloſer Verlaſſenheit an dem vereinſamten Tiſche neben einigen Notabilitäten.

„Da erfaßte mich eine breite, kräftige Hand: und ehe ich eigentlich wußte, was mir geſchah, ſah ich mich dem Semmelberge des biedern Uckermärkers gegenüber.

„Schwarz und ſüß? — Weiß und bitter?“ fragte er, indem er mir einſchenkte. — Und mit der, dem Deutſchen eigenthümlichen Gutmüthigkeit, die keinen Menſchen ſtört, wenn er ißt, wartete er geduldig, bis die letzte, zähe Locke der Zopfſemmel hinter meinen ſtramm arbeitenden Zähnen verſunken war.

„Liebſter Freund!“ begann er ſodann eifrig ſein Examen; „Sie finden auch, daß ſie —“

„Etwas altbacken und zäh,“ antwortete ich mit einem Blicke auf die Geſellſchaft, die eben wieder in die Bude hereinſtrömte, den Onkel und ſeinen Begleiter in der Mitte.

„Fräulein Marie?“

„Nein, die Semmel.“

„Ich meinte Fräulein Marie — und Sie kennen ſie alſo ſchon! Was Teufel! — Wo denn her?“

„Das laſſe ich mir gefallen,“ rief der Onkel heiter über die ganze Geſellſchaft hinweg. „So ganz, ohne warten zu dürfen, eine Taſſe Kaffee!“

„Nicht wahr?“ antwortete die junge Frau, indem ſie rüſtig die volle Kaffeekanne von Taſſe zu Taſſe ſchwenkte, wobei ihr voller, runder Arm recht kokett zur Geltung kam.

„Sie ſind doch erſt geſtern angekommen, und ich dränge mich ſeit acht Tagen um ſie herum,“ fuhr Herr Leviſon in mich herein.

„Solch ein Weg hierher!“ zankte der Begleiter des Onkels; „miſerabel, wie ein Geſchäft in Buttermilch — endlos, wie ein preußiſcher Concurs.“

„Ich ſtelle Ihnen das Zeugniß aus, daß Sie ſich vor jedem Wirthshauſe bankrott erklären wollten,“ warf der Onkel ein.

„Und ich atteſtire Ihnen, daß Sie mich ohne Erbarmen weiter ſchleppten, wie denn die Onkels immer, wenn ſie auf Nichten ſpeculiren, unmenſchlich grauſam ſind.“

„So reden Sie doch ein Wort!“ drängte mich der Uckermärker. „Vorhin noch rühmten Sie ſich, auf Kräuterſuppen keinen beſondern Werth zu legen. — Und nun —“

„Wo iſt denn unſer Künſtler geblieben?“ rief die junge Frau. „Trinken Sie nicht eine Taſſe Kaffee mit uns?“ fügte ſie, mich erblickend, mit einladendem Lächeln hinzu.

„Da wendete ſich der Onkel um: alle gute Laune auf ſeinem Geſichte erſtarrte förmlich zu Eis — „hat Sie denn der Teufel überall?“ las ich in mächtig großer Frakturſchrift aus ſeinen ingrimmigen Blicken!

„Ich ſank auf meinen Stuhl zurück.

„Entſchuldigen Sie!“ rief Herr Leviſon, indem er ſich höflich verbeugte, „der Herr Baron Müller trinkt ſeinen Kaffee hier und dankt freundlichſt.“

„Unverſchämte Gutmüthigkeit!“ grollte ich innerlich.

„Dann erlauben die Herren,“ verſetzte der Begleiter des Onkels, indem er mit der Kaffeetaſſe in der Hand an unſern Tiſch trat, „daß ich mich Ihrer Societät anſchließe. — Unter uns — neben den Frauenzimmern kann man keinen Arm rühren und von der Cigarre bekommen ſie den Huſten. — Ich heiße Fröhlich, meine Herren, und mache in Colonial.“

„Dabei trank er ſeinen Kaffee aus.

„Mein Name iſt Leviſon — Leviſon aus der Uckermark,“ ſtellte ſich mein Freund vor.

„Ich heiße —,“ wollte ich ſeinem Beiſpiele folgen.

„Schon gut, meine Herren! — Danke! — Ich mache auch in Wein, von der Flaſche bis zum Oxhoft.“

„Doch wol nur ſucceſſive?“ warf ich ein.

„Nach Umſtänden. — Aber ſagen Sie mir um Gottes willen, meine Herren! wie machen Sie es möglich, in Flinsberg zu leben? — In Warmbrunn habe ich mein Podagra gelaſſen; und hier, ich fühle es, bekomme ich es wieder! — Wie halten Sie das aus? Sind Sie krank, oder ſind Sie auf anderer Fährte?“

„Noch ein Täßchen, lieber Karl?“ rief die junge Frau herüber.

„Danke, liebes Käthchen! Er macht mir zu warm. — Dort ſehe ich eine kühlere Firma — an dieſe werde ich mich wenden!“

„Er ſprang auf, deutete auf eine Tafel über des Straßenhelden letzten Augenblicken mit der Inſchrift: „Waldſchlößchen,“ und beſtellte bei der eben herantretenden Wirthin.

„Dann miſchte er ſich in eine Unterhaltung, welche am nächſten Tiſche geführt wurde.

„Ein teufelmäßiger Kerl, dieſer Herr Fröhlich,“ murrte der Uckermärker, ganz beſtürzt vor ſo vieler Beweglichkeit; „überall zu Hauſe, wie die Maus auf dem Kornboden — der wird überall grün, wie Vogelmeirich!“

„Ich unternahm einen Verſuch, wieder in Marien’s Geſellſchaft einzulaufen — des Onkels Eisklippengeſicht ſcheuchte mich zurück; ein Fröſteln überlief die ganze Geſellſchaft. — Ich erhaſchte von Marie einen bittenden Blick und wendete mich zu dem Tiſche der Notabilitäten, an dem auch der „Baron“ eine gnädige Aufnahme fand.

„Ein rechter Wehrwolf, dieſer Berg,“ flüſterte die Gnädige ihrer Nachbarin zu. „Aber freilich — Fräulein Halder iſt ſo reizend, daß ſie eine große Thorheit und eine kleine Liaiſon wohl entſchuldigt.“

„Die kleine Liaiſon galt dem Baron, die große Thorheit dem Onkel; darüber benahm mir ein Blick der Gnädigen, der mich ſtreifte, allen Zweifel.

„Wirklich alſo war ich des Onkels Nebenbuhler, meine Neigung aber bereits ein Gegenſtand des Badeklatſches.

„Ich glaube, ich ward roth; und ich ward nachdenklich: und wäre nicht bisweilen von jenem Tiſche, an welchem ich ein Ausgeſtoßener war, ein Sonnenſtrahl zu mir herübergedrungen — ich wäre mir recht kläglich vorgekommen.

„Mit der Bierkuſſe in der Hand trat Herr Fröhlich heran.

„Vorzügliche Qualität,“ rief er mir zu. „Von dieſer Waare muß man ſtarke Bezüge machen.“

„Und er that einen nachhaltigen Zug.

„Als ich noch für Weber und Schuſter in Frankfurt reiſte —,“ begann er ſodann.

„Meinen Sie nicht, daß der richtige Moment eingetreten iſt, ein kleines Vesperbrot einzunehmen?“ unterbrach ihn der Uckermärker.

„Ganz recht, theurer Herr! — Ich will Ihnen ſagen, die Wirthin hat mir ein vertrauliches Wort von vortrefflichen Würſtchen zugeflüſtert.“

„Ah, da will ich doch gleich —“

„Ja und für mich auch, bitte! — Als ich noch für Weber und Schuſter in Frankfurt —“

„Aber, lieber Karl! Denkſt Du denn gar nicht an den Rückweg?“

„Aber, liebes Käthchen, ohne die Würſtchen kennen gelernt zu haben? — Nein, liebes Käthchen! Nur keine Barbarei in unſerm aufgeklärten Jahrhundert! — Als ich noch für Weber und Schuſter —“

„Aber, liebſter Karl, es wird ſpät, ehe wir nach Hauſe kommen!“

„Abendkühle, alter Warmbrunner Podagriſt!“ warnte der Onkel.

„Was da!“ lachte der Kaufmann; „Fröhlich und

Podogra zeichnen nicht mehr — C. W. Fröhlich ſteht wieder feſt auf den Beinen! — Als ich noch —“

„Aber, lieber Karl!“

„Aber, liebes Käthchen, zu Fuß gehe ich heut mit Dir nach Hauſe. Als ich —“

„Aber, lieber Karl, den ſchrecklichen Berg dort drüben willſt Du wagen?“

„Soll ich mich dem ſchrecklichen Berg hier und ſeiner zermalmenden Kibitke anvertrauen? Nein, Käthchen — nie wieder! Als ich —“

„Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Platz in unſerm vortrefflichen Wagen anzubieten,“ fiel ich ein. „Herr Leviſon wird mit dem Tauſche gern zufrieden ſein und leiſtet Ihnen noch Geſellſchaft bei den Würſtchen,“ fügte ich argliſtig hinzu.

„Vortrefflich! — Aber Sie ſelbſt, theurer Herr?“

„Ich gebe mir die Ehre, die Damen zu begleiten.“

„Ich las in Herrn Leviſon's nachdenklichen Mienen, daß ihm eine Ahnung meiner Kriegsliſt aufging, und daß er ſchwankte, ob er nicht lieber die Würſtchen aufgeben ſollte.

„Da ſprang der Onkel rückſichtslos mit beiden Beinen mitten hinein auf das ſo umſichtig angelegte Blumenbeet meiner Hoffnungen.

„Das iſt in der That ſehr liebenswürdig von Ihnen,“ ſchrie er mich mit höhnender Höflichkeit an; „da kann ich gleich mit meiner Nichte abfahren. Sie ſehnt ſich ſo ſehr nach ihrer kranken Mutter.“

„Und noch bevor ich dieſer unerwarteten Wendung gegenüber mich ſammeln konnte, hatte er ſeine Kibitke beſtellt; nach wenigen Minuten hob er Marie hinein, die mir einen betrübten Blick zuwarf.

„Herr Leviſon langte ſich eben mit ungemein befriedigter Miene das dritte Paar der vortrefflichen Würſtchen auf ſeinen Teller.

„Adieu! Adieu!“ rief uns Herr Berg zu, indem er mit triumphirenden Blicken den Hut ſchwenkte — und die Kibitke ſetzte ſich polternd in Bewegung.

„Ich aber, in der Laune eines geprellten Fuchſes, zog wie ein biſſiger Schäferſpitz mit meiner Heerde über den Berg hinweg und wie es auch um mich ſchwirrte von Abendgold und Mattengrün — ich verdiente es wol, daß mir Frau Fröhlich, als die Geſellſchaft in Flinsberg auseinander ging, beim Abſchiede zuflüſterte:

„Sie ſind es eigentlich nicht werth — aber ich werde Gnade üben und einen recht ſchönen Gruß beſtellen.“

„Dann trat ſie in das Haus — ſie bewohnte mit Frau Halder daſſelbe Haus —, vor welchem ich vergebens nach der Nichte umherſpähte; nicht einmal der Onkel war zu ſehen.

„Der folgende Tag war noch weniger tröſtlich: der Onkel war wenig ſichtbar und in unnahbarer Laune;

Marie ſah ich gar nicht. Ich lief umher, waidwund, wie ein angeſchoſſenes Stück Wild und hatte zudem noch den Verdruß, überall theilnehmend oder ſpöttiſch lächelnden Geſichtern zu begegnen.

„Ueberall in der Welt — nur nicht in einem kleinen Bade ſich verlieben.

„Eulalia nahm einen bedenklichen Anlauf, mich anzuſchwärmen; die Commiſſionsräthin ging ernſtlich daran, mich in einer Fluth weiſer Rathſchläge zu erſticken — ich entfloh und traf auf einſamer Bank am Berge Frau Fröhlich.

„O, mein guter Genius führt mich zu Ihnen!“ rief ich ihr entgegen.

„Der Herr Baron erweiſen mir zu viel Ehre,“ verſetzte ſie mit ſpöttiſcher Höflichkeit.

„Ich beſchwöre Sie, geben Sie dieſen unſeligen Baron auf! Wollen Sie die Güte haben, mich ruhig anzuhören?“

„Sehen wir zu, was Sie zu ſagen haben.“

„Ich nahm neben der jungen Frau Platz, erzählte ihr gewiſſenhaft meine Erlebniſſe in Flinsberg und ſchloß mit der dringenden Bitte um ihren Beiſtand.

„Gut,“ ſprach Sie, „da Sie nun kein Baron ſind, ſondern ein ehrſamer, bürgerlicher Schulmeiſter in spe, ſo ſehe ich nicht ein, weshalb ich Ihnen nicht helfen ſoll.“

„O, nicht wahr?“

„Vorausgeſetzt, daß Sie ſonſt ein rechtſchaffener Menſch ſind.“

„Das ſchwöre ich Ihnen zu,“ rief ich, in meiner Seelenangſt alle zehn Finger emporhebend. — „Aber haben Sie denn auch geſtern den Gruß beſtellt?“

„Gewiß.“

„Und was hat ſie geſagt? — Sie ſehen ja, daß ich auf der Folter liege!“

„Geſagt hat ſie gerade nichts.“

„Oh!“

„Nur glaube ich, —“ fuhr Frau Fröhlich mit einem ſchelmiſchen Lächeln fort.

„Was in des Himmels Namen, glauben Sie?“

„Nein, Alles zuſammengenommen! iſt es ſogar gewiß.“

„Was iſt gewiß?“

„Daß der Onkel im Allgemeinen viel beſſer iſt, als alle andern Männer, und im Beſondern viel beſſer, als Sie verdienen. — Komm, Anna! wir müſſen zum Papa. — Adieu, Herr! Adieu!“

„Und das nennen Sie freundſchaftliche Hilfe?“ ſtöhnte ich der jungen Frau nach.

„In meiner innern Unruhe rannte ich weit in die Berge hinein und fand mich nach mehreren Stunden, wie das nun eben geht, ermüdet in dem kleinen Fichtenwäldchen hinter Marien's Wohnung wieder.

„Die Sonne zeichnete durch die verſchränkten Aeſte ſchwankende Schattenbilder auf das Moos und über mir tummelten ſich im neckiſchen Spiele zwei Eichhörnchen luſtig von Zweig zu Zweig.

„Wie das ſo wonnig iſt, wenn Zwei zuſammen ſind!“ ſagte ich mir, indem ich mich am Stamme einer Fichte träumeriſch niederſetzte.

„Der alte Hauswirth trat aus dem Hauſe und ſchlich, die Senſe auf der Schulter, am Waldſaume hin der Wieſe zu, um der Kuh das Abendfutter zu holen; ſeine Frau erſchien in der Thür und blickte, die Hand zum Schutze gegen die Sonnenſtrahlen über die Augen gedeckt, ihm nach. Der Alte wendete ſich um — und da leuchtete es hell über ihr welkes Geſicht.

„Die Liebe wird eben nicht alt,“ dachte ich, und ſchaute zu Marien's Fenſter empor — eine weibliche Geſtalt meinte ich dahinter ſich bewegen zu ſehen. — Das Fenſter öffnete ſich — ein blonder Kopf ward ſichtbar — ich hörte das Klopfen meines Herzens: da flatterte ein alter Teppich heraus, den das Dienſtmädchen ausſtäubte.

„Plötzlich fühlte ich überall ein Krabbeln, Zwicken und Beißen: ich hatte mich auf einen Ameiſenhaufen geſetzt und die kleinen Thierchen hatten meine Liebesſchwärmerei als eine Kriegserklärung aufgenommen — zu Hunderten krochen ſie auf mir umher. Ich ſprang auf — ich ſuchte mich ſtampfend, klopfend und ſchüttelnd des Angriffs zu erwehren — ich riß den Rock vom Leibe: und da kam ſie — Marie, allein, am Waldſaume herab, und ſchritt über die kleine Wieſe dem Hauſe zu, kaum zwanzig Schritte an mir vorüber — und ich, in Hemdsärmeln, an hundert Stellen zugleich gezwickt und gebiſſen, mußte ſtill halten und ſie verſchwinden ſehen!

„In der Stimmung, in welcher ich nach Hauſe kam, ſchien mir in der That eine Partie Whiſt, zu welcher die Herren Leviſon und Fröhlich mich aufforderten, das einzig Mögliche.

„Als wir Platz nahmen, kam der Juſtizrath herbei.

„Ah, der erſte Anfang von Civiliſation, den ich in Flinsberg entdecke,“ rief er entzückt. — „Man kommt bei dem ewigen Grünfutter des Naturgenuſſes wahrhaftig um alle Bildung. — Gehen wir alſo über die Generalien raſch hinweg und fangen wir an!“

„So ſpielten wir denn einige Stunden lang. — Näheres iſt mir immer dunkel geblieben. Nur erinnere ich mich, daß mich Herr Leviſon wiederholt ſtaunend betrachtete, Herr Fröhlich aber einmal ausrief: „wie ein Engländer ſpeculirt, wie ein Dorfkrämer durchgeführt. Sie haben Großes im Kopfe oder ſonſt wo — alſo weiter.“

„Am folgenden Morgen war ich ſehr frühzeitig auf der Promenade, um wenigſtens an ihrem Hauſe vorübergehen zu können. — Sie ſtand wirklich am Fenſter und erwiederte meinen Gruß mit einem, wie mir ſchien, faſt traulichen Nicken — wie von einem allmächtigen Zauberſpruch verwandelt, erſchienen mir die Wieſe und das Thal und die von den wallenden Morgennebeln verſchleierten Berge rings umher plötzlich im Lichte wunderbarer Schönheit; und über dem Geierſteine, über die Wipfel der Fichten hinweg, die ſich wie eine betende Gemeinde herandrängten, flammte, überwältigend, wie ich ſie nie zuvor geſehen, in hell ſtrahlender Majeſtät die Morgenſonne auf.

„Ja, war mir denn Herz und Sinn für alle dieſe Herrlichkeit nicht erſt aufgethan worden durch ſie? Der Sinn dafür, die freudige, bewußte Empfänglichkeit verhärtet das gewöhnliche Treiben des alltäglichen Lebens zu kalter Erſtarrung, die nur der Zauberſtab erlöſend bricht, der an die tief verborgenen Quellen reiner Liebe im dunklen Schacht des Herzens ſchlägt.

„In dieſer gehobenen Stimmung war ich ſogar fähig, Eulalien zuvorkommend zu begrüßen; und ich warf in die poetiſchen Nebel unſerer Unterhaltung vorſichtig Marien's Namen.

„Die Gute!“ flötete Eulalia, „wie ich ſie liebe!“ — Ach,“ fügte ſie mit dem ſüßeſten Lächeln hinzu, „ſie iſt ſo gut — ſie opfert ſich auf — ſie hat für nichts, für nichts Sinn, als für ihre kranke Mutter! — Seit zwei Tagen habe ich ſie kaum geſehen!“

„Ich verſtand die ſüße Bosheit und wußte, daß ich nichts erfahren würde.

„Und ſtellen Sie ſich vor,“ flötete Eulalia weiter, „daß ich ſchon morgen das himmliſche Flinsberg verlaſſen muß!“

„Die Grippe alſo Ihres Herrn Vaters? —“

„O, die Männer — die Männer!“ klagte Eulalia in den zarteſten Flageolet-Tönen. „Keiner hat Verſtändniß für die in der Tiefe einer harmoniſch beſaiteten weiblichen Seele klingenden Accorde!“

„Ich meinte doch, ich müßte die Bosheit von vorhin, wenn auch nur in kleiner Münze, zurückzahlen.

„Ich für meine Perſon bekenne mich allerdings einer argen Vernachläſſigung der muſikaliſchen Studien ſchuldig,“ antwortete ich.

„Entrüſtet wendete ſich Eulalia ab und überließ mich zur Strafe den Händen eines Profeſſors aus Berlin, welcher die Freundlichkeit hatte, ſeine naturwiſſenſchaftliche Belehrung auch der liebenswürdigen Frau Fröhlich nutzbar zu machen, als ſie ſich an meine Seite drängte.

„Mein guter Mann hält es hier nicht aus,“ raunte ſie mir zu. „Er reiſt heut Nachmittag nach Warmbrunn zurück und — wir begleiten ihn bis Greiffenſtein.“

„Ich ſah überraſcht auf.

„Danke, Herr Profeſſor, für die belehrende Unterhaltung,“ knixte ſie uns an. „Auf dem Greiffenſtein, glaube ich, giebt's auch ſolche wunderliche, alte Knochen; da können wir — gleich heut Nachmittag unſere Studien fortſetzen.“

„Sie ließ mich in einer wilden Gedankenfluth zurück. Der Profeſſor aber ſchloß ſeine feſſelnde Erzählung mit den Worten:

„Und ſehen Sie, da endlich kam der Kerl in das wohlverdiente Zuchthaus.“

„Und ich komme auch hin — ganz gewiß komme ich hin,“ ſchloß ich in demſelben Angenblicke laut die Reihe meiner Gedanken.

„O, Gott behüte — Sie doch nicht?“

„Herr, was ſoll mich davon abhalten?“ ſchrie ich hitzig, indem ich in herausfordernder Haltung vor dem Profeſſor ſtehen blieb.

„Er betrachtete mich forſchend und trat einen Schritt zurück.

„Bitte tauſendmal um Entſchuldigung!“ rief ich, aus meinen Träumen erwachend. „Heut zu Tage ſpricht man ſo viel von Kirche und Zucht, daß mir, deſſen ganzer Ehrgeiz auf ein Schulamt gerichtet iſt, das Zuchthaus ſo unwillkürlich ganz nahe daneben erſcheint.“

„Ah, das iſt in praxi nicht ſo ſchlimm,“ verſicherte der Profeſſor gutmüthig; „und junge Leute haben noch immer ein Loch gefunden, durch welches ſie der Zucht entſchlüpften. — Das wird wol auch ferner nicht anders ſein.“

„Und er grüßte mit einem ſcheuen, zweifelnden Blick.

„Ich aber ging unverweilt an die Ausführung des Planes, den ich raſch entworfen hatte.

„Was meinen die Herren zu einer gemeinſchaftlichen Fußwanderung nach Tſchocha, deſſen höchſt romantiſche Lage nicht genug zu empfehlen iſt?“ hielt ich zunächſt den Juſtizrath und den Uckermärker an.

„Wie weit?“ fragte der Juſtizrath vorſichtig.

„Sehen Sie, Herr Juſtizrath, wenn wir über dieſe Berge da und durch die zwiſchenliegenden Thäler unſern Weg in gerader Richtung nehmen, ſo iſt's wenig mehr als zwei Meilen.“

„Herr Leviſon betrachtete mich mitleidig.

„Herr!“ ſchrie mich der Juſtizrath an, „das iſt verſuchter Mord! und wenn ſie mir noch einmal zumuthen, zu Fuß die Dorfgrenze zu überſchreiten, ſo belange ich Sie criminaliter!“

„Ich möchte Sie doch vor übermäßigen Anſtrengungen warnen,“ mahnte der Uckermärker väterlich. „Ich habe an überhetzten Pferden, namentlich wenn ſie in der Druſe liegen, die ſchrecklichſten Beiſpiele von den Folgen erlebt.“

„Er ließ mich ſtehen, und ich gerieth mit meinem Vorſchlage demnächſt an einen Paſtor.

„Ihr Vertrauen ehrt mich,“ antwortete der fromme Herr. „Aber, mein theurer Freund, wenn ich mich ablehnend dazu verhalte, ſo geſtatten Sie mir, Ihnen in Kürze meine Gründe darzulegen. Erſtens ſoll man Gott nicht verſuchen: und zwar einmal, weil unſere ſchwache menſchliche Kraft leicht verſagt, und ſodann, weil man nie weiß, wann des Herrn Langmuth am Ende iſt. — Zweitens —“

„Mit meinem Erfolge ganz zufrieden, verzichtete ich gern auf die weiteren zwei- und mehrtheiligen Gründe und ſchoß auf die Frau Commiſſionsräthin zu; — ſie vor Allen war die Perſon, die ich brauchte.

„Eine Fußtour — über die Berge! Charmant!“ rief ſie; „ganz die Ihrige, — unter der einzigen Bedingung, daß wir fahren.“

„Eine Fußwanderung zu Wagen — wie denken Sie ſich das wol ungefähr?“

„Ich denke mir das ganz ſchön: ich und viele andere Damen begleiten Sie — im Geiſte. Und wenn hoch über Ihnen eine Lerche wirbelt — denken Sie dann, das ſind wir Alle.“

„Die Elſter wird mir zu Hauſe nützlicher ſein,“ dachte ich, indem ich mit betrübter Miene mich verneigte.

„Eine halbe Stunde ſpäter zog ich reiſefertig an der Wohnung des Onkels vorüber.

„Wohin?“ rief mich einer ſeiner Hausgenoſſen an.

„In die Berge,“ antwortete ich recht laut, „und für einige Tage denke ich.“

„Und da der Onkel gerade den Kopf zum Fenſter herausneigte, ſo warf ich ihm einen unbefangenen Gruß zu.

„Der Juſtizrath und der Uckermärker, der Paſtor und die Pitzger — das wird genügen, um meine Fußwanderung unter die Leute zu bringen und den Onkel ſicher zu machen. Namentlich die Pitzger — auf ſie ſetzte ich volles Vertrauen; ſie müßte ihren Beruf als Bade-Elſter ganz und gar verleugnen, wenn der Onkel mich heut auf dem Greiffenſtein vermuthet! — Sie alſo, ſie wird dort ſein!

„Auf der Höhe des Berges, von welchem ich einen herzlichen Gruß zu dem grauen Dache zurückſendete, unter welchem „Sie“ wohnte, öffnete ſich eine weite, reiche Ausſicht in das Friedeberger Thal: die Thürme und die im Sonnenlicht erglänzenden, weißen Giebel der kleinen Stadt ſchloſſen die lange Reihe grün eingehüllter Dörfer, die ſich den Fluß hinabzogen; rechts grüßte der Greiffenſtein verheißungsvoll herüber und auf den weit ausgebreiteten Wieſen waren zahlreiche, fleißige Hände in der Heuernte thätig; ſchon leuchteten die Kornfelder gelb und einzelne ſtattliche Reihen von Puppen zogen ſich an den Berglehnen hin.

„Da, während mein trunkenes Auge ſich nicht zu ſättigen vermochte an dem köſtlichen Bilde vor mir, das doch nur der Rahmen meiner eigenen, freudig aufwallenden Empfindungen war, ſtimmte weit unten im Thale eine Glocke ihr frommes Geläut an; in tieferem Tone fiel eine zweite ein und im Windhauch drang, bald leis verhallend, bald zu mächtigen Klängen anſchwellend, der ernſte Ruf zu mir herauf: ja, vielleicht der Jubelruf einer befreiten, zum ewigen Licht, zur ewigen Liebe aufſteigenden Seele; vielleicht — vielleicht der Zurückbleibenden weinende Klage, welche ihr die Verſicherung nachträgt, ihrer in unvergänglicher Liebe zu gedenken bis zur frohen Wiedervereinigung.

„Denn ohne hoffende Liebe vermöchte der Menſch nicht zu leben und nicht zu ſterben.

„Im weiten Bogen — denn es galt, viele lange Stunden auszufüllen — wanderte ich dem Greiffenſtein zu. — Hinter Wiegandsthal geſellte ſich ein Mann zu mir, der am Arm, mit rother Schleife befeſtigt, einen umfangreichen Blumenſtrauß trug — ein Hochzeitbitter, wie er mir mit großem Selbſtgefühl mittheilte. Und er wußte viel Rühmliches vom Brautpaar zu ſagen, für welches er die Gäſte eingeladen hatte.

„Bald begegnete uns auch das „Brautfuder,“ hoch aufgethürmt auf bekränztem Wagen; der Kutſcher und die Peitſche, die er luſtig ſchwang, die Pferde und die Kuh, welche dem Wagen folgte, ja auch die rotharmige Magd, welche ſie führte — Alles war mit bunten Bändern reichlich geſchmückt. Hoch oben auf dem Wagen aber, über Schränken und Tiſchen, über dem Spinnrad mit dem in Goldpapier eingewickelten Rocken, über Betten und Butterfaß, Kannen, Beſen und Mäuſefalle, die mit einem Reibeiſen im Kampfe lag, thronten drei ältere Frauen in gravitätiſcher Würde, die Hüterinnen des Brautſchatzes, denen auch oblag, die neue Wirthſchaft einzurichten.

„Sie begrüßten den Hochzeitbitter herablaſſend und reichten ihm eine umfangreiche Flaſche zu, aus welcher er „auf das Wohl des Brautpaars!“ herzhaft Beſcheid that.

„Gebt mir doch die Flaſche auch 'mal her; ich will's auch leben laſſen!“ ſchrie der Kutſcher mit rothglühenden Backen.

„Wenn Ihr mit geſunden Gliedern ankommen wollt, ſo laßt den Burſchen nicht mehr trinken!“ warnte der Hochzeitbitter.

„Der Kutſcher langte mit der Peitſche nach ihm; der Hochzeitbitter ſtolperte im Zurückſpringen — die Flaſche zerſchellte am Boden.

„Wüſtes Geſchrei und Gelächter von allen Seiten — und ich eilte, wenig erbaut, von dannen.

„Die Sonne rückte entſetzlich langſam weiter und ich erdachte mir die ſchönſten Fälle und Möglichkeiten, wie ich die Geſellſchaft treffen und beſonders „Sie“ finden würde; ich hielt lange Geſpräche mit ihr und ſie ſagte mir dabei unendlich viel Schönes und Liebes.

„Endlich kam ich auf dem Greiffenſtein an. — In der Brauerei fand ich Niemand. Aber man ſagte mir, ein ältlicher Herr und zwei Damen ſeien auf die Burg geſtiegen.

„Das waren ohne Zweifel die Geſuchten. — Ich folgte ihnen nach kurzer Raſt und betrat mit hochklopfendem Herzen den erſten Burghof.

„Da ſprang mir in geflügelter Eile Frau Fröhlich entgegen.

„O wie gut, daß Sie kommen!“ rief ſie mir athemlos zu. „Eilen Sie! Ich hole Hilfe!“

„Um Gott! was iſt geſchehen?“

„Aber die junge Frau ſprang unaufhaltſam an mir vorbei weiter abwärts.

„Eilen Sie!“ rief ſie in vollem Rennen mir zu, und von einer furchtbaren Angſt ergriffen, ſtürzte ich aufwärts.

„Was konnte geſchehen ſein?

„Da ſtand der Onkel, rathlos, mit großen Angſttropfen auf der Stirn, über den Rand eines Gewölbes geneigt.

„Um Gottes willen, Herr! helfen Sie — hier! hier!“ ſchrie er, indem er mich wild am Arme faßte.

„Ich blickte hinab: da ſaß in der Tiefe, an die Mauer gelehnt, Marie, das Geſicht angſtvoll zu uns erhoben.

„Im nächſten Augenblick ſprang ich hinab und kniete neben ihr nieder.

„Sind Sie verletzt?“ fragte ich beſorgt.

„Ich glaube nicht. Nur ſchmerzt mich mein Fuß ſehr. Ich kann darauf nicht auftreten.“

„Wie ſteht es, Herr?“ ſchrie der Onkel herab und ſeine Miene war eine ſonderbare Miſchung der Sorge um Marie mit dem Verdruß darüber, daß er ſelbſt den Sperber in den engen Käfig hatte hinabſchicken müſſen.

„Bitte, Herr!“ rief ich hinauf, „treten Sie zurück — ich habe bemerkt, die Steine am Rande ſind locker.“

„Der Onkel verſchwand.

„Um des Himmels willen, theure Marie! was iſt denn geſchehen?“

„Ich trat auf einen dieſer lockern Steine — er gab nach und ich glitt mit ihm in die Tiefe.“

„Sie begann leiſe zu weinen; und die Thränen, die langſam über ihre blaſſen Wangen rollten, brachten mich aus aller Faſſung.

„Marie — Marie!“ flüſterte ich, ihre Hand erfaſſend, „was iſt Ihnen? Haben Sie Schmerzen?“

„Wie ſteht es denn?“ ſchrie der Onkel wieder herab; und der Verdruß überwog ſchon deutlich die Sorge.

„Die Steine, Herr! Sie werden ſie uns auf den Kopf ſchleudern!“ rief ich hinauf. „Beſorgen Sie lieber eine Leiter!“

„Sogleich! Sogleich!“

„Und der Onkel verſchwand wieder.

„Marie — was fehlt Ihnen?“

„Sie trocknete ihre Thränen.

„Mir war ſo bange in dem dunkeln, kalten Gewölbe,“ flüſterte ſie. „Jetzt, da nur Jemand bei mir iſt, jetzt iſt mir wieder wohl!“

„Marie — Marie! wie gern bin ich bei Ihnen! und,“ ſprach ich, indem mein Blick über die uns einſchließenden, grauen Steinmauern glitt, „kein Palaſt, den die verwegenſte Phantaſie erbaut, könnte mir ohne Sie lieber ſein, als dieſer öde Raum, da ich ihn mit Ihnen theile — und, Marie! meine Seele verlangt darnach, das ganze Leben hindurch an Ihrer Seite zu bleiben!“

„Sie legte leiſe den Kopf an meine Schulter und blickte zu mir auf, verſchämt lächelnd aus feucht ſchimmernden Augen; ich zog ſie an mich und —

„Da ſind wir!“ ſchrie der Onkel herab. — So eilig wäre es nun gerade jetzt nicht nothwendig geweſen; eine Leiter ward herabgelaſſen; ich hob Marie vom Boden auf — ſie umſchlang mich ſo traulich, daß mir faſt der Athem verging — und trug ſie vorſichtig die Leiter hinauf.

„Oben nahmen der Onkel und ein Arzt ſie in Empfang, der zufällig in der Brauerei anweſend geweſen und den er ſogleich mitgebracht hatte.

„Keine Gefahr,“ erklärte dieſer, indem er den ſchmerzenden Fuß unterſuchte; „eine leichte Verrenkung und das werden wir ſogleich in Ordnung bringen.“

„Ein leichter Schrei entſchlüpfte Marien — der Fuß war wieder in richtiger Lage. — Nur empfahl der Arzt Vorſicht beim Niederſteigen.

„Geſtatten Sie, Fräulein, daß ich Sie hinabtrage,“ erbot ich mich.

„Der Onkel warf mir einen böſen Blick zu.

„Bei gehöriger Unterſtützung wird das Fräulein wol gehen können,“ verſicherte der Arzt.

„So bin ich gern bereit —“

„Vielleicht hat der Herr Doktor die Güte,“ unterbrach mich der Onkel trocken; „die Herren verſtehen es am beſten, daß kein Schaden geſchieht.“

„Und er ging mit Marien, welcher der Doktor den Arm reichte, voran, den Berg hinab.

„Marie ſtieg ja recht ſelig verklärt aus der Unterwelt wieder empor,“ ziſchelte mir Frau Fröhlich mit ſchelmiſchem Lächeln zu. „Ich befürchte, ſie hat dort unter Molchen und rollenden Steinen ihr Herz eingebüßt — wie?“

„Im ehrlichen Tauſche,“ antwortete ich. „Aber ſtill — der Onkel horcht!“

„Unten in der Brauerei betrieb der Onkel die ſchleunigſte Abreiſe, und trat dann an mich heran.

„Wir kommen immer in etwas wunderlicher Weiſe zuſammen, Herr Müller oder Herr Baron,“ ſprach er. „Heut indeß haben Sie viel gut gemacht — haben Sie Dank.“

„Deſſen bedarf es nicht, da ich meinen Lohn reichlich — in mir trage,“ entgegnete ich, „und ich hoffe mehr als je, daß wir noch recht gute Freunde werden.“

„Er betrachtete mich forſchend, nahm aber doch die Hand, die ich ihm bot; und ſo ſchieden wir denn in ganz gutem Vernehmen.

„Vom Wagen herab warf mir Marie einen letzten, langen Blick zu — ſie rollte dahin.

„Was ſollte ich noch auf dem Greiffenſtein? Ich ergriff meinen Stock und wanderte dem Wagen nach.

„Auf der Poſt in Friedeberg nahm ich einen Brief von meiner Mutter in Empfang, der aus Flinsberg unbeſtellbar zurückgekommen war — ein Dr. Brandt war dort eben nicht zu ermitteln geweſen.

„Und ich geſtehe, daß ich, nachdem ich den Brief geleſen hatte, ganz windelweich war vor Zerknirſchung, vor Reue über den Verdacht, den ich gegen meinen vortrefflichen Onkel gehegt, vor Scham über die unwürdige Kriegsliſt, die ich mir gegen ihn erlaubt hatte.

„Hier ſeine einfache Geſchichte, wie ſie mir die Mutter mittheilte. — Er hatte geliebt mit der ganzen Innigkeit eines tiefen Gemüths: aber ein Freund, mit glänzenderen Eigenſchaften ausgeſtattet, hatte erſt die Eltern des Mädchens und dann wol auch dieſes ſelbſt gewonnen und den Edelmuth des Freundes angerufen. — Da hatte der Onkel entſagt — nach ſchweren Kämpfen. Er hatte freilich ſeiner Liebe nicht gebieten können — ſo war er unvermählt geblieben und hatte in einem Leben voll Arbeit und angeſtrengter Thätigkeit Ruhe geſucht — er war wohlhabend, er war reich geworden, aber nicht glücklich.

„Dagegen hatte verdientes und unverdientes Unglück den Freund verfolgt; er war in Noth gerathen, hart und lieblos gegen die Seinigen geworden und endlich davongegangen — man hatte nie mehr zuverläſſige Nachrichten über ihn erhalten.

„Da war nun der Onkel mit der zarteſten Rückſicht für Gefühl und Ruf der verlaſſenen, von ihm noch immer geliebten Frau für ſie und ihre Tochter Marie eingetreten und er iſt ihnen ein hilfreicher, zuverläſſiger Freund bis heut geblieben: eine engere Verbindung war nicht möglich, weil der Tod des Verſchollenen nicht feſtſtand; und einer geläuterten Jugendliebe hier, einem ſchwer geprüften Leben dort, genügte wol auch ein reines Verhältniß, welchem Hochachtung und Dankbarkeit Wärme und Dauer zugleich verliehen.

„Aber auf beiden Seiten ward der Wunſch rege, dieſes Verhältniß in einem jüngern Herzensbunde fortzuſetzen; und der Onkel hatte in dieſer Hinſicht ſeine Hoffnungen auf mich geſetzt. Nun konnte ich mir auch erklären, weshalb er in Briefen wiederholt vorſichtig geforſcht hatte, ob ich etwa bereits eine Herzensneigung gefaßt habe. — In Flinsberg Marie und mich zuſammenzuführen, war ſein Plan; und ſo groß war ſein Vertrauen auf Marien's Vorzüge, daß er nicht zweifelte, ich würde mich ſofort in ihre Zaubernetze tief verwickeln. Dieſe Erwartung hatte ſich nun freilich nur zu ſehr gerechtfertigt; aber man ſtelle ſich des Onkels Angſt um ſeine Lieblingspläne vor, als ein fremder Wolf das Schäfchen in den Rachen nahm und das Schäfchen ſelbſt ſich gar ſo willig ergab! — Wirklich, Marie, wir haben dem Onkel böſe Tage gemacht," ſchloß der Profeſſor.

„Ich doch wenigſtens nicht mit dem ſchlimmſten Vorbedacht," verſetzte Frau Marie. „Du aber warſt der Wolf und Du biſt es noch heut."

„Daß ich der Wolf geweſen, will ich nicht beſtreiten," verſetzte der Profeſſor. „Unter Deiner ſanften Hut und Zucht aber bin ich längſt ganz und gar zum Lamme geworden.

„Wie ich an jenem Abende nach Flinsberg zurückgekommen, vermag ich nicht zu ſagen,“ fuhr der Profeſſor fort. „Ich weiß nur, daß ich wie im Traume meinen Weg nahm durch Weidengebüſch und über Wieſen den Queis hinauf und lange auf einem einſamen, ſtillen Plätzchen ſaß, dem Rauſchen der Wellen und dem fernen Geläute der Abendglocken lauſchend: wie auch vermöchten arme Worte wiederzugeben, was in ſolchen Momenten die Bruſt erfüllt und bewegt — Alles,

Was von Menſchen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

„Weiße Nebel zogen durch das Thal und der Mond ging über den Geierſteinen auf, als ich den Berg zum Bade hinaufſtieg.

„Am folgenden Morgen, ſobald es eben nur ſchicklich erſchien, begab ich mich zum Onkel — er war bereits ausgegangen.

„So eilte ich denn zu Marie und ihrer Mutter.

„Frau Halder empfing mich artig, aber zurückhaltend. Marie ſaß am Fenſter und nähte mit Augen und Händen in fliegender Haſt.

„Ich hätte den Auftrag, einen Brief meiner Mutter abzugeben,“ ſagte ich; und während Frau Halder den Brief las, hatte ich Muße, ſie zu betrachten. — Sie war eine ſchöne Frau geweſen — man ſah die Zeichen noch in dem edlen, blaſſen Geſichte und an der feinen, jetzt freilich gebeugten Geſtalt.

„Sie ließ die Hand mit dem Briefe ſinken und betrachtete mich prüfend, aber nicht unfreundlich.

„Ihre gute Mutter empfiehlt Sie uns ſehr angelegentlich,“ ſprach ſie, „und ich freue mich, den Sohn und den Neffen meiner liebſten Freunde kennen zu lernen.“

„Sie reichte mir dabei die Hand, die ich ehrerbietig küßte, jedoch nicht ohne einige Verlegenheit über den Empfang, den ich herzlicher erwartet hatte.

„Marie beugte ſich tiefer auf ihre Arbeit. Ich aber, unfähig, meine überwallende Bewegung noch länger zu beherrſchen, verſetzte:

„O, verehrte Frau! wenn der Sohn und Neffe Ihrer liebſten Freunde ein Anrecht auf Ihr Wohlwollen hat, dann gewähren Sie mir die herzinnige Bitte, Ihr Sohn ſein zu dürfen!“

„Gewiß, lieber Herr Brandt,“ antwortete Frau Halder gerührt, „Ihre Mutter, Ihr Onkel haben uns ſo viel von Ihnen erzählt, daß Sie ſchon ganz zu uns gehören; und ich werde immer gern Ihre mütterliche Freundin ſein.“

„Nein, verehrte Frau! das kann mir nicht genügen —

ich flehe Sie an, ſeien Sie mir ganz die geliebte, theure Mutter. — O, Marie! kommen Sie — bitten Sie mit mir, daß ſie den Bund unſerer Herzen ſegne!“

„Marie erhob ſich in reizender Verwirrung; Frau Halder blickte erſtaunt von ihr auf mich.

„Wie denn, Kinder,“ rief ſie, „Ihr kennt Euch? — Wie denn iſt das möglich?“

„Wir kennen uns allerdings erſt ſeit Kurzem — ein glücklicher Zufall führte mich immer wieder mit Marien zuſammen; aber zweifeln Sie dieſer kurzen Bekanntſchaft wegen nicht an der Tiefe und Beſtändigkeit meiner Liebe!“

„Und Du haſt geſchwiegen?“ wendete ſich Frau Halder an Marie.

„Der Onkel wünſchte es,“ entgegnete ſie leiſe.

„Ich glaube, das jetzt erklären zu können,“ fügte ich hinzu; „da er mich nicht kennt, ſo hat er Sie durch die Ihren Lieblingsplänen anſcheinend drohende Gefahr nicht beunruhigen wollen.“

„Und was ſagſt Du nun Deiner Mutter, Marie?“

„Da ſank Marie der Mutter an die Bruſt.

„Ach, ich hab' ihn lieb — herzlich lieb!“ ſtammelte ſie.

„Die Mutter hob in tiefer Bewegung die Augen nach oben; ihre Lippen flüſterten unhörbare Worte.

„So ſeid geſegnet, Kinder!“ ſprach ſie ſodann mit wankender Stimme; „ſeid glücklich, wie wir es in Euch ſein werden! — O, mein Sohn! behalten Sie mein theures Kind immer lieb, und Du, Marie! halte feſt und treu an ihm bis in den Tod!“

„Wir hielten uns in ſprachloſer Rührung umfangen.

„Aber zum Henker!“ ſchrie plötzlich eine zornige Stimme in unſern Rauſch hinein, „Herr Baron oder Herr Müller, hat Sie denn der Satan wahrhaftig überall, wo Sie nicht hingehören?“

„Oho, hier werd' ich doch wol 'mal am rechten Platze ſein?“ antwortete ich heiter dem Onkel, deſſen Eintritt wir nicht bemerkt hatten, „wenn anders der Bräutigam zur Braut gehört?“

„Was — Bräutigam! Was — Braut!“ ſchrie der Onkel entſetzt.

„Ja, mein lieber Berg,“ verſetzte Frau Halder mit glückſtrahlendem Lächeln, „ich habe es nicht verhindern können — die Kinder haben mich ſchwache Frau ganz und gar überwältigt!“

„Aber Johanna — aber Marie!“

„Aber lieber Onkel,“ fiel Marie ein, des Onkels Hand ergreifend, „Sie haben es ja mit verſchuldet — warum mußten Sie mir auch immer ſo viel Gutes von meinem Bräutigam erzählen!“

„Ich doch nicht?“

„Verzeihen Sie, mein theurer Onkel,“ ſprach ich bewegt, ſeine andere Hand erfaſſend, „ich bin weder Müller, noch Baron — ich bin nur Ihr dankbarer — jetzt recht reumüthiger Neffe Theodor Brandt!“

„Sie?! — Du Windbeutel — der Theodor?!“

„Und der Onkel brach in ein herzliches, lautes Lachen aus, während ihm zugleich die Thränen über das Geſicht rannen.

„Du Spitzbube — wie Du mich dieſe vier Tage hindurch in Sorgen umhergejagt haſt! Du biſt ja gar nicht werth, daß man Dich ſo lieb hat! — Marie! der windige Maler verdient Dich gar nicht, — vertrau' Dich ihm nicht an!“

„Dem Maler Müller nicht, aber mit dem Doktor Brandt will ich's ſchon wagen!“ jubelte Marie.

„Komm her, Du alter, herziger Junge!“ ſprach der Onkel, und ſeine Stimme ward weich, „komm an mein Herz — Du biſt mir doch hineingewachſen und, weiß 's Gott! in dieſen verwünſchten vier Tagen tiefer als je!“

„Und in tiefer Rührung lagen wir uns lange in den Armen.

„Schämen ſollte ſich ſolch alter Burſche, noch ſo weichmüthig zu ſein,“ ſprach der Onkel endlich. „Komm her, Marie, mein Kind! ſag' wann machen wir Hochzeit? — Denn das erkläre ich Euch rund heraus — ich warte nicht lange!“

„Das Mädchen ward feuerroth.

„Feiern wir nicht erſt Verlobung?“ wendete ich ein, um Marien zu Hilfe zu kommen.

„Da haſt Du Recht, Junge! Alles hübſch in Ordnung! Ein Feſt müſſen wir haben! Und das laßt mich beſorgen!“

„Und der biedere Onkel bereitete uns am Abend im kleinen Kreiſe ein herrliches Feſt: der Uckermärker, der an unſerm Glücke aufrichtigen Antheil nahm, war dabei; auch Frau Fröhlich; die Pitzger aber nicht. Sie hat es mir nie verziehen.

„Meine Geſchichte iſt zu Ende,“ ſchloß der Profeſſor. „Denn alles Uebrige verſteht ſich ja von ſelbſt. — Aber die Erinnerung an jenen erſten Morgen erfaßt mich ſo lebhaft; und, Marie, ich ſehe nicht ein,“ fuhr er fort, indem er zu ſeiner Frau trat, „weshalb ich mir heut den Kuß nicht einfordern ſoll, der mir damals entging. Heut brauchſt Du auch nicht erſt zu blinzeln!“

„Nein, Du unverbeſſerlicher Verleumder,“ verſetzte die Frau Profeſſorin, „hier bekommſt Du ihn heut nicht.“

„Ich kann ihn indeß,“ ſprach der Profeſſor, ſie mit leiſer Gewalt an ſich ziehend, „heut ganz unmöglich entbehren! — Und — “

Da unterbrach ihn ein dröhnender Trompetenſtoß.

Ueberraſcht blickten wir uns um.

Da ſtand ein alter, dicker Herr, der unter herzlichem Gelächter mit einem großen Taſchentuche winkte.

„He!“ rief er, „kannſt Du die alten Raupen noch immer nicht vergeſſen?“

Schon lag der Profeſſor ihm in den Armen.

„Wahrhaftig, nein!“ rief er, den alten Herrn im Triumph heranführend. „Aber ich exercire ſie nur mit Marien!“

„Das ſei Dir gerathen! — Bleib' ſitzen, liebes Kind, ich bitte Dich,“ ſprach der Onkel, indem er die Frau Profeſſorin auf den Stuhl zurückdrückte und herzlich küßte; — „Gott ſei Dank, daß ich Dich ſo finde und die Kinder friſch und munter.“

Im vertraulichen Geplauder verſtrich Stunde auf Stunde; der Abend kam heran; ein goldiger Schein erglühte um die Fichtenwipfel. Der Onkel ſah ſinnend aufwärts.

„Kinder,“ ſprach er, „wenn Euch ein alter Mann nicht gerade gar zu unbequem iſt — ich bin entſchloſſen, bei Euch zu bleiben; denn,“ ſchloß er, während Alle ihn jubelnd umdrängten, „es mag Schwachheit ſein — aber ich kann nicht leben ohne Euch und Eure Liebe.“

Anerkennung.

In Frauenhänden liegt des Lebens Preis!
Sie ſtehen anmuthsvoll im Zeitenſtrome;
Und wie die Sterne hoch am Himmelsdome,
So zeigen ſie der wilden Kraft ihr Gleis.
Es mag die Kraft Gewalt'ges ſich erſtreben —
Das Schöne wird von Frauen uns gegeben. —

Die blaue Blume.

Die blaue Blume.

Wenn man von Krobsdorf nach Giehren am Gebirge hingeht, ſo überſchreitet man ein kleines Bergwaſſer, welches zwiſchen den Abhängen des Keſſel- und Haumberges eilig herabläuft. — Folgt man ihm aufwärts, ſo hat man links den Keſſelberg, auf deſſen Lehnen hie und da graue Schieferfelſen aus dem dunkeln Grün des Waldes hervorbrechen; rechts ſteigen feuchte, buſchige Wieſen zum Haumberge auf und drängen ſich buchtig in den düſtern Fichtenwald hinein, der die Höhen und den ſie verbindenden Bergkamm bedeckt und das Thal abſchließt.

Vor Jahren, als ich, um die Pflanzen der Gegend kennen zu lernen, das Gebirge fleißig durchforſchte, ſtieg ich eines Tages an jenem Bergwaſſer aufwärts. — Ein betretener, bequemer Weg zog ſich Anfangs neben demſelben hin; der Lenz hatte auf den Wieſen und am Rande des Baches ſchon manche ſeltene Blume ausgeſtreut; der Himmel wölbte ſich im reinſten Blau von Berg zu Berg und eine luſtige Inſektenwelt tanzte und ſchwärmte im warmen Sonnenlichte über dem jungen Grün — es war eine angenehm anregende Wanderung.

Der Fußweg jedoch verließ weiter oben das Bergwaſſer: es galt nun, am Rande des Baches dem Fichtendickicht, das ihn zu beiden Seiten einſchloß, einen Pfad abzuringen. Das Ufer, von verworren zuſammengeſchobenen Felsblöcken bedeckt, war zumeiſt mit einer dicken, feuchten Lage von Moos und Heidelbeerkraut überzogen und öfters verſank der Fuß, den ich auf feſten Grund zu ſetzen glaubte, in tiefe Riſſe; dann wieder drängte ſich das Dickicht bis zum Waſſer vor — man mußte über ſchwankende, von den Wellen überſtrömte, von ſchlüpfrigem Moos bedeckte Felsſtücke hinweg an das andere Ufer balanciren — dort bietet der üppig grüne Raſen wie ein weicher Teppich einen bequemen Weg — und der verrätheriſche Boden ſchwankt unter jedem Schritte, der Fuß verſinkt im Sumpf, und es bleibt nur übrig, im Flußbett ſelbſt mit gewagten Sprüngen von Stein zu Stein aufwärts zu klettern.

Der Bergwind führte eine eiſige Luft von den Höhen herab; eine einſame Meiſe ſchlüpfte bisweilen durch die Fichten und hoch oben hämmerte der Specht an einer vertrockneten Tanne — je weiter ich aufwärts drang, deſto ſchärfer prägte ſich der Charakter öder Gebirgseinſamkeit aus.

Beinahe hatte ich die Höhe des Bergkammes erreicht, der die Einſenkung einſchloß; da fand ich auf einer flachen Vertiefung den Urſprung des Baches, der mein launenhafter Führer geweſen war.

Ein dichtgeſchloſſener Kranz mächtiger, uralter Fichten, von deren Aeſten das Moos in langen, grünlich grauen Bärten niederhing, faßte eine kleine Wieſe ein, in deren Mitte unter einem breiten, flachen Felsſtück die Quelle hervorſprang.

Nur ein ſchmaler Streifen Sonnenlicht durchbrach den düſtern Fichtenkranz und fiel über das Moos des grauen Steines auf die Wieſe, die ringsumher noch bedeckt war von abgeſtorbenem, fahlem Graſe — nur ſchüchtern und vereinzelt drangen die grünen Spitzen des neuen Anwuchſes hervor.

Eine Gruppe weißſterniger Oſterblumen erhob ſich neben der Quelle, deren Waſſer, wie ich mit Verwunderung bemerkte, wahrſcheinlich von Eiſenocher dunkelroth, faſt blutfarbig war.

Der Ort war für längere Raſt wirklich zu unheimlich; ich brach bald wieder auf. — Unwillkürlich jedoch warf ich, als ich die Bäume am Rande der Wieſe wieder erreicht hatte, noch einen Blick zurück auf den grauen Stein und den rothen Born: ähnlich, dachte ich mir, mag man in grauer Heidenzeit wol die Opferplätze ausgewählt haben — ſo öde, traurig und erbarmungslos.

Während ich dieſen Betrachtungen noch nachhing, trat auf der entgegengeſetzten Seite eine alte Frau unter den Bäumen hervor auf die Wieſe.

Sie war ländlich einfach, aber fremdartig in ſchwarze und dunkelfarbige Stoffe gekleidet; eine dunkle Hülle umgab ihren Kopf und verdeckte den größten Theil ihres Geſichts; ſie trug ein Bündel unter dem Arm, und ich war um ſo mehr geneigt, ſie für eine Schmugglerin zu halten, als ſie ſcheu nach allen Seiten umherblickte.

Sie bemerkte mich nicht und ſchritt bis zur Quelle vor. Dort ſteckte ſie in dem ſchmalen Streifen, welchen die Sonnenſtrahlen abzeichneten, ein Stäbchen in den Boden; dann maß ſie mit einem Bande die Länge ihres Schattens und nickte wiederholt wie befriedigt mit dem Kopfe.

Hierauf ſchritt ſie einige Male langſam im Kreiſe um die Quelle herum und ſetzte ſich endlich bedächtig auf den grauen Stein.

Das ſeltſame Benehmen der alten Frau erregte meine Aufmerkſamkeit und Neugierde: ich drängte mich an den Stamm einer Fichte und wartete.

Die Alte erhob ſich bald wieder und öffnete ihr Bündel. Dann nahm ſie das Tuch, in welchem daſſelbe eingehüllt geweſen war, ſchwenke es einige Male um den Kopf und riß es ſodann in der Mitte durch; die eine Hälfte verbarg ſie ſorgfältig in ihrem Bruſttuch, die andere Hälfte breitete ſie bedächtig über das Felsſtück.

Darauf ſtellte ſie ein Gefäß, einer Schüſſel ähnlich, und füllte daſſelbe mittelſt eines Töpfchens mit Waſſer aus der Quelle.

Sie warf hierauf das Töpfchen gegen den Stein, daß es zerbrach, und ſpie auf die Scherben. Sie umſchritt abermals die Quelle, pflückte hie und da ein Kraut und warf es in die Schüſſel.

Zuletzt griff ſie tief in die Quelle und brachte daraus Etwas hervor, das wie ein Wurm oder eine Wurzel ausſah, zog unter ihrem Bruſttuch eine lange, blonde Haarlocke hervor, band ſie mit der Wurzel zuſammen und warf ſie in die Schüſſel.

Dann goß ſie aus einem Fläſchchen einige Tropfen in das Gefäß: ein dünner Rauch ſtieg daraus empor.

Die Alte kniete nieder und betrachtete aufmerkſam den Inhalt der Schüſſel, während ſie das dumpfe Murmeln fortſetzte, welches, bald leiſe, wie ein andächtiges Gebet, bald heftig laut, wie eine zornige Beſchwörung, alle ihre Bewegungen begleitet hatte; ſie wiegte den Kopf langſam auf und nieder; ſie ſtreckte die Hände bald weit aus, bald hob ſie dieſelben zuckend empor und das weit herabfallende, phantaſtiſch ſie verhüllende Kopftuch, die breit ſich aufbauſchenden Röcke verliehen ihren ſeltſamen Bewegungen ein wahrhaft geſpenſtiſches Anſehen.

Der Abſcheu, den ich gegen allen Aberglauben hege, hatte meine Geduld erſchöpft: ich ſchritt raſch vorwärts; und die Hand auf die Schulter der Alten legend, rief ich ſie an:

„He! Du ſchwarze Hexe! Was ſchaffſt Du hier?“

Wie vom Blitz getroffen, lag ſie im nächſten Augenblick auf dem Geſicht ausgeſtreckt zu meinen Füßen; ächzend warf ſie den Kopf, von welchem das ſchwarze Tuch ſich verſchoben hatte, hin und her; die grauen Haare löſten ſich auf und tauchten in langen Strähnen in das Waſſer des Quells.

Betroffen von dem Eindruck, den mein Erſcheinen auf die Alte gemacht hatte, faßte ich ſie wieder an, um ſie aufzurichten: da ſtieß ſie einen wilden Schrei aus, ſprang auf und lief flüchtig dem Walde zu. Dort verſchwand ſie, bevor ich in meiner Ueberraſchung einen Entſchluß faſſen konnte; nur ferner und ſchwächer vernahm ich noch einige Male ihr ſtöhnendes Huſten.

Zu einer Verfolgung hatte ich keine Luſt und keine Veranlaſſung: ſie wäre auch ſchwierig und jedenfalls erfolglos geweſen.

Neugierig wendete ich mich zu den zurückgebliebenen Geräthen. — Da lag auf dem grauen Steine noch das Tuch, roth und ſchwarz geſtreift; und darauf ſtand, eben ſo gefärbt, eine irdene Schüſſel.

Sie enthielt eine faſt farbloſe, völlig durchſichtige Flüſſigkeit; und — ſonderbar! von Allem, was die Alte vor meinen Augen hineingeworfen hatte, war keine Spur zu entdecken; der Blick drang ungehindert bis auf den Grund des Gefäßes, welches das klare Blau des Himmels und ein kleines Wölkchen wiederſpiegelte, das oben ſoeben vorüberzog.

Seltſam! Dieſes Wölkchen ſchien Farbe und Form anzunehmen; es geſtaltete ſich zu einem menſchlichen Geſicht, zu einem friſchen, von langen, blonden Locken umſchmeichelten Mädchengeſicht mit tiefblauen Augen, die mir freundlich, bekannt-vertraut entgegenblickten.

Ich strich mit der Hand über meine Stirn: wo denn im Leben war mir dieſes liebe, fromme Geſicht ſchon einmal begegnet?

Ich blickte wieder in die Schüſſel: ein leiſes Beben ſchien die Oberfläche des Inhalts zu erſchüttern; auf dem lieblichen Mädchengeſicht ſchwebte noch das anmuthige Lächeln — aber ein ſchmerzlicher Zug miſchte ſich hinein; die friſchen Farben verblaßten, die ſanften Augen trübten ſich, die Wangen ſchienen verfallen und eingeſunken; die blonden Locken löſten ſich auf und hingen ſchlaff an den grauen Schläfen nieder — die fahlen, zuckenden Nebel des Todes zogen über das holde Antlitz, das ſich vor meinen, wie in einem erſtarrenden Bann befangenen Blicken in die Larve einer Sterbenden verwandelte.

Mit einer unmuthigen Bewegung ſtieß ich die Schüſſel um: ſie zerbrach und ergoß ihren Inhalt über Moos und Stein, die unter der Berührung dieſer Flüſſigkeit ſich ſchwärzten, und ein widerlicher Geruch drang mir entgegen.

Es liegt im Aberglauben eine anſteckende und darum gefährliche Gewalt: während ich mich recht vernünftig ausſchalt, ſoeben das Opfer einer Täuſchung der erregten Sinne und einer, freilich mir noch unklaren Ideenverbindung geweſen zu ſein, nahm ich doch das Tuch auf, das noch auf dem Steine lag und einen moſchusartigen, leichenhaften Geruch ausſtrömte, und ſteckte es zu mir, in dem unklaren Gedanken, daß es mir dazu dienen würde, Weſen und Zweck des Treibens der Alten zu ermitteln, das mir trotz aller Vernunftgründe bedenklich und gefährlich erſchien.

Ich verließ den unheimlichen Ort und ſtieg zum Geierſteine hinauf. Die rüſtige Bewegung und die friſche Bergluft verſcheuchten bald alle ſpukhaften Eindrücke.

Als ich den Wald verließ und auf die freie Fläche des Berges hinaustrat, begegnete ich einer Geſellſchaft von Badegäſten, welche von Flinsberg aus den Geierſtein erſtiegen hatte.

„Ah, Doktor!“ rief man mir entgegen, „Sie kommen, wie immer, im rechten Augenblick! Sie ſind ja vertraut mit den Schönheiten dieſes bezaubernden Erdenwinkels, wie mit den Leiden ſeiner Bewohner: Sie werden uns einen neuen lohnenden Blick in die Ebene zeigen!“

„Sie wiſſen, meine Damen, daß ich, wie immer, ganz zu Ihrer Verfügung ſtehe,“ verſetzte ich.

„Ich bitte, verziehen wir noch einen Augenblick,“ bat Frau Wehler, die Frau eines Gutsbeſitzers aus Sachſen,

„Sie wiſſen noch nicht, Herr Doktor,“ wendete ſie ſich freundlich zu mir, „daß meine Tochter Hermine und ihr Bräutigam mich heut mit ihrem Beſuch überraſcht haben, um mich nach Hauſe abzuholen.“

„Um ſo ſchlimmer, daß Sie ſchon morgen reiſen werden, verehrte Frau,“ antwortete ich.

„Wer weiß?“ neckte eine der Damen. „Das Pärchen vergißt oben an den Geierſteinen uns gegenwärtig ganz und gar und zuletzt auch die Abreiſe.“

„Nein, da ſind ſie ſchon!“ rief die Mutter.

Die Augen Aller wendeten ſich den Nachzüglern entgegen. Bei dem erſten Blick auf dieſelben fand ich die Erinnerung wieder, die ich unten an der zauberhaften Schüſſel vergebens geſucht hatte: das Geſicht, welches ich darin erblickt hatte, war das Geſicht der jungen Dame, die mir jetzt mit glückſtrahlendem Lächeln anmuthig leicht entgegentrat. Ich hatte ſie kennen gelernt, als ſie vor einigen Wochen ihre Mutter beſucht hatte.

„Wie ich mich freue, lieber Herr Doktor,“ ſprach ſie, indem ſie mir die feine, weiße Hand reichte, „daß ich Ihnen ſelbſt noch danken kann für die Wiederherſtellung meiner lieben Mutter! Was wäre aus ihr geworden ohne Ihre aufopfernde Sorgfalt!“

Ich war ſo betroffen, daß ich nur einige ablehnende Worte zu ſagen wußte.

„Und da iſt noch Einer, fuhr Hermine fort, und ein roſiger Schimmer glitt über ihr reizendes Geſicht, „mein Bräutigam, Hauptmann B.! — der in unſern Dank einſtimmt!“

„Mit voller Aufrichtigkeit,“ ſprach der Hauptmann, deſſen ernſte, würdige Haltung einen ſehr vortheilhaften Eindruck machte; „und ich weiß, Herr Doktor, daß der Dank, der aus dem Herzen kommt, von Ihnen verſtanden und gewürdigt wird.“

„Darf man die botaniſchen Schätze ſehen, die Sie auf Ihrer Wanderung eingeheimſt haben?“ fragte mich eine der Damen.

„Gewiß, wenn Sie Vergnügen daran finden,“ antwortete ich, indem ich bereitwillig meine Trommel öffnete.

„Wie? Können wir an hübſchen Blumen nicht Freude haben, weil wir ſie nicht, wie ein gelehrter Doktor, mit wiſſenſchaftlicher Sauce für das Auge anrichten können? — Zur Strafe für dieſen Zweifel werden Sie Ihre Schätze unter uns vertheilen.“

„Das werden ſie ſich ſchon lieber gefallen laſſen, als in meinem Herbarium vergraben zu werden,“ entgegnete ich, indem ich die Blumen den Damen reichte, die ſchönſten und ſeltenſten zuletzt der Braut.

Sie nahm ſie mit einem dankenden Lächeln und befeſtigte ſie im Gürtel.

Wir traten an den Rand des Berges und betrachteten die weite Ebene vor uns, die in den Strahlen der tiefſtehenden Sonne bereits abendlich zu erglühen begann, während die Thalſenkungen ſich hie und da ſchon mit bläulichen Schatten füllten.

„Sagen Sie mir, Herr Doktor,“ wendete ſich Hermine plötzlich an mich, „was ſich da unten auf der kleinen Wieſe mitten in den dunkeln, hohen Bäumen bewegt?“

Ich folgte der Richtung, welche ihre Hand bezeichnete, und erkannte die kleine, ſpukhafte Wieſe; man konnte von oben hineinſehen und ich unterſchied deutlich den grauen Stein.

Alles lag dort in unbeweglicher Ruhe. — Doch nein — ein weißer Nebelſtreif ſchien ſich wie ein Schleier von dem Steine abzulöſen; er breitete ſich über die Wieſe aus und ſtand ſodann zwiſchen den Fichten ſtill, wie die ſogenannte Regenmutter, welche man oft als ein kleines Wölkchen aus dem Bergwalde emporſteigen ſieht.

Bald zog ſich der Nebel raſch nach allen Seiten; das Sonnenlicht verblich; es erhob ſich ein kühler Wind und alle Zeichen kündigten ein ſchnell entſtehendes Unwetter an.

Ich drängte zu ſchleunigem Aufbruch und die Geſellſchaft beeilte ſich, den Berg hinabzuſteigen: das Wetter jedoch war noch ſchneller; — als wir den Saum des Waldes auf den höhern Regionen des Haumberges erreichten, fielen die erſten, kalten Tropfen; ſie verdichteten ſich raſch zu einem heftigen Regenguß, dem die leichten Kleider der Damen einen völlig ungenügenden Widerſtand boten und der uns, nachdem wir uns im ſchnellen Abwärtsſteigen erhitzt hatten, gänzlich durchnäßte und durchkältete.

Als ich mich in Flinsberg von den Damen verabſchiedete und Hermine ſah, blaß und erſchöpft, die reichen, blonden Locken naß und aufgelöſt niederhängend; da gemahnte es mich mit ſtillem Grauen an das Bild, das ich zuletzt in der Schüſſel geſehen hatte: ich empfahl dem Mädchen dringend, ſich ſofort zu Bett zu legen und Thee zu trinken.

Obgleich ich mich mit der Hoffnung zu beruhigen ſuchte, daß das prophetiſche Geſicht mit dem Wetter erfüllt ſei, das uns recht unfreundlich vom Haumberge vertrieben: ſo hatte ich doch eine ſchlechte Nacht — ich war in Flinsberg geblieben —; die wunderlichen Erſcheinungen des vergangenen Tages tauchten in meinen Träumen alle wieder auf und verſchlangen und verwirrten ſich zu wildem Hexentanze.

Ich war auch wenig überraſcht, am folgenden Morgen frühzeitig zu Herminen gerufen zu werden. Sie hatte die Nacht ſehr unruhig und unter beängſtigenden Träumen zugebracht und glühte noch im heftigen Fieber.

Eigentlich bösartige Symptome waren nicht eingetreten; aber ich erkannte, daß Hermine durch ein ſehr ſchwaches und reizbares Nervenſyſtem zu den bedenklichſten Krankheiten disponirt ſei.

An eine Abreiſe war unter dieſen Umſtänden nicht zu denken. Glücklicher Weiſe fand die Kranke im Laufe des

Vormittags einen ruhigen, ſtärkenden Schlaf: und ſie konnte den Bräutigam, der am Nachmittag abreiſen mußte, heiter entlaſſen.

Nach wenigen Tagen war Hermine bis auf unruhigen Schlaf und eine träumeriſch-trübe Stimmung, der vielleicht nur die Sehnſucht nach der Heimath und nach dem Bräutigam zum Grunde lag, wieder hergeſtellt: ſie reiſte an einem heitern Tage mit der Mutter ab und einige Zeilen zeigten mir bald darauf an, daß beide Damen in der Heimath wohlbehalten eingetroffen ſeien.

Das Bad füllte ſich mehr und mehr und ich hatte vollauf zu thun. Im Drange der mannigfachen Geſchäfte, welche mich gänzlich in Anſpruch nahmen, vergaß ich das ſeltſame Abenteuer am rothen Borne.

So war der September herangekommen. Die Reihen der Geſellſchaft lichteten ſich wieder und ich konnte wol bisweilen ein halbes Stündchen, mit behaglichen Gäſten plaudernd, am Brunnenhauſe ſitzen und den Blick in die immer anziehenden Schönheiten des Thales verſenken.

„Erinnern Sie ſich wol,“ fragte mich bei einer ſolchen Gelegenheit ein Badegaſt aus Sachſen, „der Gattin meines Freundes und Nachbars, des Gutsbeſitzers Wehler, und ſeiner Tochter, die im Sommer hier erkrankte?“

„Gewiß! Wie geht es der jungen Dame?“

„Sie würden ſie,“ fuhr der Herr im Tone des Bedauerns fort, „nicht wieder erkennen. — Bald nach der Heimkehr verblühte, verwelkte, verging das friſche, liebenswürdige Mädchen ſichtlich; der Beiſtand der geſchickteſten Aerzte hat ſich bisher als ganz fruchtlos erwieſen — ſie ſind nicht einmal klar über die Natur des Uebels und haben es jetzt für eine unheilbare Nervenſchwindſucht erklärt, an der, wie es ſcheint, das arme Kind unrettbar eingehen muß. — Die ganze Umgegend,“ ſchloß der Herr ſeine Mittheilung, „nimmt lebhaften Antheil an dem traurigen Schickſal des Mädchens, ſowie an dem troſtloſen Schmerze der Eltern und des Bräutigams.“

Dieſe Erzählung rief mir das Abenteuer am rothen Borne lebhaft in's Gedächtniß zurück: ein Brief aber, den ich wenige Tage ſpäter von Frau Wehler empfing, ſetzte mich geradezu in Verwirrung.

Sie beſchrieb mir zunächſt ausführlich und verſtändig das Befinden der Tochter während des Sommers und den gegenwärtigen troſtloſen Zuſtand derſelben.

„Nun aber,“ lautete der Brief ſodann, „hat ſich Etwas zugetragen, das Ihnen vielleicht thöricht erſcheinen wird: aber Sie werden einer tief bekümmerten Mutter verzeihen, wenn ſie, an menſchlicher Hilfe verzweifelnd, nach einem letzten Hoffnungsſchimmer ſelbſt in das dunkle Gebiet des Aberglaubens greift. — Seit drei Nächten hat meine arme Tochter immer denſelben Traum gehabt: ſie ſieht eine kleine, einſame Wieſe, rings von alten Fichten eingeſchloſſen, von deren Aeſten falbes Moos in langen Bärten niederhängt. In der Mitte dieſer Wieſe liegt ein grauer Stein, unter welchem eine blutrothe Quelle hervorbricht; daneben aber erhebt ſich ein Blumenſtengel, welcher fünf dunkel violette Blüthen mit roth geränderten Blättern trägt: Sie, Herr Doktor! ſchreiten vom Abend her über die Wieſe, pflücken die Blume und überreichen ſie meiner lieben Hermine, worauf ſie fröhlich davon eilt.

„Das iſt der Traum.

„Ach, mein theures, armes Kind wird wol nie mehr in jugendlicher Fröhlichkeit dahinhüpfen! — Und doch — es iſt ſo fromm, ſo rein: warum ſoll ich nicht glauben, daß Gott, dem ja nichts unmöglich iſt, das Gebet einer jammernden Mutter erhört und meinem Kinde im Traum einen Engel der Rettung ſendet? Ich frage nicht mehr, ich denke nicht mehr — aber mit der Inbrunſt der innigſten Mutterliebe und des tiefſten Schmerzes flehe ich Sie an: wenn Sie, wie Hermine zuverſichtlich glaubt, können und wollen — o, ſo machen Sie dieſen Traum zur Wahrheit, ſoweit es an Ihnen iſt, und bringen Sie uns dieſe dunkle Blume! — Und war es dann wirklich nichts, als ein Traum — doch nein! es kann nicht ſein! Helfen Sie — retten Sie eine Tochter und eine verzweifelnde Mutter!“

Schweigend und erſchüttert faltete ich den Brief zuſammen: ich fühlte mich von einem ſtillen Entſetzen überwältigt; mir war, als athme ich in einem erſtickenden Nebel.

Zieht ſich denn wirklich durch dieſe helle, lachende Welt eine Kette dunkler Macht und geheimnißvoller Einflüſſe, welche aus ſinnloſen Sprüchen und Zeichen, aus Kräutern und Steinen, aus tollen Ceremonien und Zuſammenfügungen widerſinnige und ſchreckliche Dinge wie giftige Tincturen und ſchädliche Geiſter abzuziehen und blühendes Leben dem Tode zu überliefern vermögen?

Zwar der Traum eines nervenkranken Mädchens ließ ſich wol erklären: ich hatte ihr damals auf dem Haumberge im letzten heitern Moment vor ihrer Erkrankung eine Blume überreicht — es war eine blaue geweſen, ich erinnerte mich deſſen genau —; ſie war damit fröhlich davongeſprungen; auch hatte man ihr vielleicht von dem rothen Born und ſeiner unheimlichen Umgebung erzählt.

Aber ihr Traum bezeichnete doch mit überraſchender Genauigkeit jene Stelle, auf welcher ſich ihr trauriges Geſchick, wie es ſich nun mit verwirrender Uebereinſtimmung vollzog, und eben nur das ihrige vor meinen Augen entrollt hatte.

Dort hatte ich mich doch nicht getäuſcht: ich war mit der entſchiedenſten Klarheit und Unbefangenheit in jene Hexenpoſſen hineingeſchritten — nun ſah ich mich plötzlich von ihnen befangen; und indem ich die herandrängenden Thatſachen von mir abzuwehren vergebens mich bemühte, ward ich, wenn nicht zum Glauben, wenigſtens zu einem peinigenden Zweifel gezwungen.

Während ich, in dieſe Gedanken verſunken, in meinem Zimmer auf und ab ſchritt, war es dunkel geworden; die bekannten Gegenſtände um mich verſanken in Nacht, und jene ſeltſamen Gebilde und Geſtalten, die mich beſchäftigten — die düſtern Fichten mit ihren langen Bärten, der graue Stein, die geſpenſtiſche Alte mit ihrem räthſelhaften Gebahren, die wechſelnden Erſcheinungen in ihrer Schüſſel — wurden immer lebendiger; ſie bewegten und erhoben ſich — ſie ſchwankten verworren durcheinander; ſie verwandelten ſich in die ungeheuerlichſten Formen — die ſinnloſeſten Beziehungen erſchienen natürlich und die einfachſten Wahrheiten verſchwanden abſeits in dämmerungsvoller Ungewißheit.

Ich entriß mich dieſer widerwärtigen Stimmung durch einen raſchen Entſchluß: ich zündete Licht an und warf mich auf eine trockene Namen- und Zahlenarbeit, die ich eigenſinnig feſthielt, bis ich ermüdet das Lager ſuchte.

Am folgenden Morgen war ich indeß eigentlich doch wenig gebeſſert — die Angelegenheit blieb, wie ſie eben ſtand; und ich warf endlich alles Denken über Unbegreifliches mit dem Entſchluſſe zur Seite, mich nur an die Thatſache zu halten, d. h. betrübten, Hilfe fordernden Menſchen ſoweit als möglich nach Willen zu thun.

Ich ſtieg demnach am frühen Morgen ſchon den Haumberg hinauf, weil ich nur über ſeinen Gipfel den rothen Born von der Abendſeite her erreichen konnte — und ich wollte genau nach den Andeutungen des Briefes der Frau Wehler verfahren.

Es that mir um Hermine leid — aber ich war überzeugt, es würde ſich neben dem grauen Steine eine dunkle Blume gar nicht finden und dadurch der ganze Traum ſich löſen. — Heller Sonnenſchein iſt ſpukhaften Eindrücken und Vorſtellungen eben nicht förderlich — und es war ein klarer, ſtiller Septembermorgen.

Gleichwol lag über der kleinen Wieſe, auf die ich vom Bergrande hinabſah, eine Nebelbank, die langſam, wie ein weißer Wurm, den Berg ſich heraufwand.

Der Gegend völlig kundig, ſtieg ich durch den Wald hindurch gerade zum rothen Born hinab. Bald jedoch verlor ich im dichten Gebüſch die Richtung und nachdem ich mich eine geraume Zeit lang durch das Dickicht hindurchgearbeitet hatte, bemerkte ich, daß ich jenſeits des Thales, welches die kleine Wieſe einſchloß, wieder aufwärts ſtieg.

Ich kehrte um und ſah nach längerem Umherirren den grauen Stein durch die Bäume ſchimmern: aber er lag mir gegen Abend und nur von der Abendſeite wollte ich zu ihm gelangen. Ich begann, den Platz zu umgehen, gerieth wieder in Buſch und Sumpf und verlor alle Richtung ſo ſehr, daß ich, um dieſelbe wieder zu finden, auf der Höhe eine freie Umſchau zu gewinnen ſuchen mußte: ich ſtieg lange Zeit im Walde bergauf, und als ich endlich heraustrat, fand ich mich zu meinem Erſtaunen auf demſelben Punkte des Haumberges, von welchem ich herabzuſteigen begonnen hatte.

Ich trat meine Wanderung von Neuem an — und ſeltſam: mehrere Stunden lang ſtieg ich im Bergwalde, der mir dunkler und verſchlungener wie jemals zuvor erſchien, mühſam auf und ab, und ſaß endlich müde und erſchöpft abermals auf derſelben Stelle des Haumberges.

Faſt wollte mich ein leiſes Grauen erfaſſen, daß, wie es ſchien, Etwas mich verhinderte, mein Ziel zu erreichen.

Indeß ich gedachte der armen Kranken und ihrer troſtloſen Eltern; die mir eigenthümliche Hartnäckigkeit regte ſich auch in mir; zudem hatte der Nebel ſich gänzlich verzogen — die kleine Wieſe, der graue Stein lagen ſo deutlich vor meinen Augen, es ſchien ſo leicht, ſie zu erreichen.

Ich ſtieg, mich aufmerkſam nach der Sonne richtend, zum dritten Male abwärts und trat nach kurzer Wanderung auf der Abendſeite in den ſtillen, einſamen Kreis der alten Fichten.

Die Sonne ſchien ſchräg über den Raſen und die Spinnengewebe, welche ihn bedeckten und an denen der Frühreif noch in funkelnden Thautropfen hing.

Als ich mich dem Steine näherte, erhob ſich von demſelben ein kleiner Raubvogel, der dort ein Rothkehlchen verzehrt hatte — noch ſtoben die Federn umher und am Mooſe hafteten einige Blutflecke.

Träge und ſchwer quoll der Born aus ſeiner Kluft; kein Sprudeln, kein Luftbläschen bewegte die dunkelrothe Waſſerfläche — der Platz hatte ſeinen unheimlichen, von allem Leben ſich feindlich abwendenden Charakter nicht verändert.

Und ſonderbar — dort, neben dem Born, hart am Steine, genau, wie Hermine ſie beſchrieben hatte, ſtand die Blume: an einem Stengel, der ſich aus wenigen fahlgrauen Blättern ſenkrecht erhob, fünf Blüthen von rothgeränderten, dunkel violetten, faſt ſchwarzen Blättern.

Ich betrachtete die Blume, die mir ganz unbekannt war, neugierig und aufmerkſam. Und gerade, als ich die Hand nach ihr ausſtreckte, ſchlüpfte unter den Blättern eine Kupferotter hervor; ſie verſchwand raſch unter dem Steine.

Nun brach ich die Blume vorſichtig ab und barg ſie in einer Kapſel. — Es war Nachmittag geworden, als ich die Höhe des Haumberges wieder erreichte.

Dort trat mir ein Landmann aus der Gegend in Begleitung eines fremden Herrn entgegen, der mich zuvorkommend begrüßte und ſich als Herminen's Vater vorſtellte.

„Geſtatten Sie,“ ſprach er mit kaum beherrſchter Erregung, nachdem er meine Frage nach dem Befinden ſeiner Tochter in wenig erfreulicher Weiſe und gedrängter Kürze beantwortet hatte, „daß ich ohne Einleitung auf den Zweck meiner Reiſe eingehe. — Ich weiß, was Ihnen meine Frau geſchrieben hat. — Der Zuſtand meiner Tochter verſchlimmert ſich von Stunde zu Stunde. Uns Alle betäubt eine entſetzliche Angſt und zugleich ſteigert ſich bei uns krankhaft, fieberartig die Hoffnung, Sie allein könnten und würden uns Hilfe bringen.“

Herr Wehler athmete tief auf, bevor er fortfuhr:

„Um dieſem unerträglich qualvollen Zuſtande ein Ende zu machen, habe ich mich widerwillig entſchloſſen, Sie aufzuſuchen. Ich bin Ihnen, um keine Sekunde zu verlieren, hierher nachgeeilt — mir ſchwindelt der Kopf, meine Gedanken verwirren ſich: ſagen Sie mir, was ſoll ich glauben, was darf ich hoffen?“

„Mein theurer Herr,“ entgegnete ich, „fragen wir gar nichts mehr, grübeln wir nicht mehr: erfüllen wir vor Allem den Wunſch der Kranken — der Erfolg ſteht in Gottes Hand. — Hier haben Sie die dunkle Blume. Ich habe ſie genau an der Stelle und in der Weiſe gepflückt, wie der Traum Ihrer Tochter angedeutet hatte: eilen Sie und bringen Sie ihr die Blume.“

„Nein,“ rief Herr Wehler gepreßt, „das müſſen Sie ſelbſt thun — mit dem halben Werke kann uns nicht gedient ſein! — Ich beſchwöre Sie, entziehen Sie ſich uns nicht in unſerer ſchwerſten Bedrängniß — begleiten Sie mich zu meinem unglücklichen Kinde, und Gott wird uns helfen.“

„Gut,“ ſprach ich nach kurzer Ueberlegung; „wir ſind einmal in die räthſelhafte Sphäre des Wunderbaren hineingerathen — ich will dem Ruf des Fatums folgen.“

Herr Wehler erfaßte gerührt meine Hand.

Ich ſchnitt jede Aeußerung ſeines Dankes ab, indem ich fortfuhr:

„Und ich bin der Meinung, wir verlieren keine Minute.“

„Nichts kann mir erwünſchter ſein,“ verſetzte Herr Wehler.

Nach kurzer Zeit rollten wir von Flinsberg dem fernen Krankenzimmer entgegen.

Unſere erſte Begegnung war eine ſo erregte geweſen, daß es zunächſt doch einiger Ruhe bedurfte, um uns bequem zuſammenzufinden. Dazu führte die Reiſe von ſelbſt.

Mein Begleiter erwies ſich in jeder Hinſicht als ein klarer, verſtändiger Mann; und ſelbſt in ſeiner ſorgenvollen Unruhe konnte er ſeinen Unmuth darüber nicht verbergen, daß er ſich plötzlich auf einem ſo dunkeln und zweifelhaften Gebiete fand.

„Wir Alle,“ ſprach er gelegentlich, „müſſen über uns ergehen laſſen, was ein oft wunderbares, unbegreifliches Geſchick uns auferlegt. — Nehmen Sie — in meinem

Fache liegt mir das beſonders nahe — das Wetter: Gerathen und Verderben, Fülle und Mißwachs, Wohlſtand und Noth hängen davon ab. Aber hier erkenne ich doch natürliche Beziehungen; der Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung entwickelt ſich vor meinen Augen — ich kann jene begreifen und dieſe in meinem Geiſte bewältigen. In dem Unglück aber, das jetzt über mein Haus gekommen, gerathe ich auf den haltloſen Triebſand eines regellos wogenden Meeres und ſelbſt der ſichere Compaß, der uns ewig nach oben weiſt, fängt endlich an, bedenklich zu ſchwanken. — Was halten Sie vom Magnetismus?" unterbrach ſich Herr Wehler plötzlich.

„Eine ſo umfaſſende Frage möchte ich — beſonders in unſerer Lage — nicht ohne Weiteres beantworten," entgegnete ich.

„Hermine las vor nicht langer Zeit ein Buch darüber," fuhr Herr Wehler fort. „Sie war ganz erfüllt davon — ich ſollte es auch leſen: was ſie mir indeß daraus erzählte, regte mich dazu nicht an. Ich denke, es iſt dabei ein Drittheil Betrug, ein Drittheil Irrthum und der Reſt geheime oder eingeſtandene Sinnenluſt."

Der Tag war ſchnell vergangen; die Nacht breitete ſich groß und ſchweigſam über die Erde aus. Wir vernahmen über uns das Geſchrei nächtlicher Zugvögel und rollten unaufhaltſam weiter — durch ſtille Dörfer, in denen Niemand mehr wachte, als eine ſorgſame Mutter und die Thurmuhr; durch Wälder, die unter dem leiſen Hauche des Nachtwindes rauſchten, über weite Felder voll Mondenſchein und Schlaf.

Der alte Herr ward in banger Erwartung immer ſtiller — wir rollten immer weiter.

Es war wol drei Uhr des Morgens, als wir durch eine hohe Lindenallee in den Hofraum eines großen, alterthümlichen Gebäudes einfuhren.

Wir waren am Ziele.

Niemand zeigte ſich im Hofe, Niemand empfing uns; im obern Stockwerk des Hauſes waren einige Zimmer hell erleuchtet; in andern bewegten ſich Lichter haſtig hin und her: das waren ſchlimme Zeichen.

Wir betraten das Haus und ſchritten durch gewölbte Gänge, in denen eine einſame Lampe ein düſteres Licht verbreitete.

„Entſchuldigen Sie mich einen Augenblick,“ ſprach Herr Wehler in höchſter Unruhe zu mir, indem er, wie mir ſchien, auf eine Thür links deutete. „Dort — ich hole Sie ſogleich.“

Und eilig ſtieg er die Treppe hinauf.

In der düſtern, einſamen Halle zu warten, ſchien mir wenig erquicklich. Aus der alten, hohen Thür, welche mir bezeichnet worden war, drang ein ſchwacher Lichtſchimmer: ich öffnete ſie und trat in ein hohes, gewölbtes Zimmer voll alten Geräths. — Niemand war darin;

das Licht drang aus der offen ſtehenden Thür einer Nebenkammer.

Ich trat in dieſe Thür: vor mir auf einem Tiſche lag, zwiſchen zwei brennenden Lichtern ausgebreitet, ein Tuch, das ich an Form und Farbe ſofort wieder erkannte; in der Mitte ſtak ein Meſſer, deſſen aus Elfenbein kunſtreich geſchnitzter Griff hohes Alter verrieth; und davor ſaß, über den Tiſch geneigt, unverſtändliche Worte murmelnd und zuckend ſich hin und her wiegend, mit aufgelöſtem Haar, das in grauen Strähnen verwirrt über Schultern und Geſicht niederhing — ich erkannte ſie mit Entſetzen — die Alte vom rothen Born.

Der Zorn riß mich fort. Ich trat raſch in das Zimmer hinein und mit der Hand die Schulter der Alten berührend, rief ich ihr zu:

„He, alte Hexe! was ſchaffſt Du da wieder?“

Zugleich riß ich das Meſſer aus dem Tiſche und ſchleuderte es zu Boden.

Die Alte erhob ſich raſch — unter dem Eindruck der plötzlichen Störung bäumte ſie förmlich auf, wie eine große Schlange; ſie warf die langen, grauen Haare zurück; aus ihren rollenden Augen strömte ein düſteres Feuer mir entgegen; und indem ſie die hagern, gelben Arme gegen mich ausſtreckte, ſchien ein wilder Fluch auf ihren zornig zuckenden Lippen zu ſchweben: da, meinem feſten Blick begegnend, brach ſie zuſammen und ächzend wälzte ſie ſich am Boden.

Es war ein grauenhafter Anblick und ich eilte, dem augenblicklichen Eindrucke nachgebend, auf den Hausflur zurück.

Dort kam Frau Wehler die Treppe herab mir weinend entgegen.

„O, warum konnten Sie nicht wenige Minuten früher kommen!“ rief ſie aus, mir die Hand reichend. „O, wie hat mein armes Kind ſehnſüchtig auf Sie gehofft, geharrt! Wie haben wir gefleht, daß der Allerbarmer Ihre Schritte beſchleunigen möge! Umſonſt!“ ſchloß die unglückliche Mutter in verzweiflungsvollem Schluchzen.

„Wie?“ rief ich mechaniſch aus: „Hermine?“

„Sie iſt dahin! O, das Herz faßt es nicht! Wie konnte es denn geſchehen, daß ein ſo junges, blühendes Leben vom ſchleichenden Tode, dem Niemand zu begegnen vermochte, dahingerafft werden mußte! Ich weiß, Sie haben ſie auch lieb gehabt und gern und gleich gethan, was ſie gewünſcht hatte — vergebens!“

„Darf ich ſie ſehen?“ fragte ich, in tiefſter Seele erſchüttert.

„Kommen Sie! — Sie werden mein ſüßes Kind wenig verändert finden — ach! der Tod durfte die zarte Blüthe nur leiſe berühren, um ſie zu brechen!“

Ich folgte in das Sterbezimmer:

Die Mutter ſank weinend am Bett der Tochter zuſammen.

Der Vater drückte mir die Hand — ſchweigend, thränenlos.

Am Fenſter lehnte der Hauptmann; ein Schluchzen, welches unhörbar die Geſtalt erſchütterte, verrieth allein Leben in ihm.

Ein jüngerer Bruder ſtand neben der Schweſter; ſeine Hand liebkoſte ihre Schläfe, während große Tropfen aus ſeinen Augen auf die Kiſſen niederfielen.

Still weinend ſtanden die Dienſtleute im Hintergrunde des Zimmers.

Ich trat an Herminen's Bett. — Sie lag, wie im leiſen Schlummer, das Geſicht ein wenig nach links geneigt, die ſchmalen, weißen Hände ruhten gefaltet auf der Bettdecke und das glänzend blonde Haar fiel feucht und ſchlaff über die eingefallenen Wangen herab.

„Ich habe Dein Verlangen nach dieſer blauen Blume nicht ſtillen können," ſprach ich halblaut; „Gott rief Dich, Du reine Blume, vorher in ſeinen himmliſchen Garten zurück — ſo lege ich den dunkeln Zweig auf Dein Herz als ein Zeichen der Liebe, die Du in dieſer Welt überall fandeſt, und die Dich nun dort oben umfängt und ewig trägt."

In ſchmerzlicher Bewegung neigte ich mich über Hermine, die Blume auf ihre Bruſt niederlegend: da ſchien es mir, als ob die leichten Blätter unter einem Schauer erzitterten, der Herminen's Bruſt leiſe bewegte, und als ob ein faſt unmerklicher Hauch aus ihrem Munde mich anwehe.

Ich horchte genauer: kein Zweifel — Hermine athmete noch.

Ich warf einen raſchen Blick auf meine Umgebung: Alle waren ganz in ihren Schmerz vertieft; Niemand achtete auf mich — ich konnte meine Beobachtungen ungeſtört fortſetzen.

Ein leiſer Athem hob Herminen's Bruſt — er belebte ſich offenbar; an der Hand ward ein leiſer Pulsſchlag fühlbar.

Muth und Hoffnung erwachten wieder in mir.

Auf einen ernſten Wink verließen die Dienſtleute das Zimmer.

Ich richtete die Mutter vom Boden auf und führte ſie zum Sopha.

„Faſſen Sie ſich, verehrte Frau,“ ſprach ich ruhig; „ich glaube alle Hoffnung noch nicht aufgeben zu müſſen. Man hat Beiſpiele von tiefen Ohnmachten, welche dem Tode völlig gleichen: vielleicht handelt es ſich hier um eine ſolche.“

Frau Wehler ſchien mich nicht zu verſtehen; ſie betrachtete mich mit fragenden, halb abweſenden Blicken.

Inzwiſchen war der Hauptmann aufmerkſam geworden; er näherte ſich mir.

„Seien Sie ein Mann,“ flüſterte ich ihm zu; „Hermine lebt — beſchäftigen Sie die Mutter.“

Auch der Bruder hatte bemerkt, daß Hermine wieder zum Leben erwache: auf meinen ernſten Blick bezwang er ſich heldenmüthig — er ſank ſchweigend auf die Knie.

Ich trat raſch zum Vater.

„Hermine lebt!“ flüſterte ich ihm zu.

Der ſtarke, ruhige Mann ſank mir mit einem Schluchzen, das kein Wille zu unterdrücken vermochte, an die Bruſt.

Schon kniete die Mutter am Bett und bedeckte mit Thränen und Küſſen die Hand der Tochter, die eben die Augen aufſchlug.

Niederſehend, bemerkte ſie die Blume und dann richtete ſie einen langen, freundlichen Blick auf mich.

Ermüdet ſchloſſen ſich ihre Augen wieder; einige Sekunden lang erſchütterte ein heftiges Zittern ihren Körper; dann brach ſie in krankhaftes Weinen aus.

Endlich lag ſie ruhig, mit geſchloſſenen Augen: der Athem, der Pulsſchlag, die Wärme jedoch dauerten gleichmäßig fort, ja, gewannen offenbar an Kraft; die Kranke war in einen ſanften Schlaf verfallen.

Keine Gewalt hätte die Mutter vom Bette zu entfernen vermocht — der Bruder blieb an ihrer Seite. — Der Vater, der Hauptmann und ich entfernten uns, hoffnungsvoll bewegt, auf mein Verlangen.

„Mein theurer Freund!“ ſprach der Vater, meine beiden Hände erfaſſend, als wir uns in einem andern Zimmer beruhigter zuſammenfanden; „noch arbeitet es in mir, wie an einem ſtürmiſch bewegten Wolkenhimmel. Eines aber ſteht über allem Wechſel der Gefühle — der Dank für Ihre treue Sorge! Gott ſegnet, was Sie thun — aus Ihrer Hand kommt unſer Glück!“

Da trat ein Bedienter mit verſtörtem Geſicht ein: unten verſcheide eben unter fürchterlichen Krämpfen die alte Hanna — meldete er.

Wir ſtiegen eilig die Treppe hinab und traten in das Zimmer, in welchem ich vorhin die Alte überraſcht hatte. — Man hatte ſie auf ihr Lager gebracht; eine rothe Friesdecke verhüllte ſie bis zur Bruſt. Bewußtlos, die Augen geſchloſſen, Schaum vor dem Munde, die Hände krampfhaft geballt, bisweilen jäh zuſammenzuckend — ſo lag ſie da. — Den Tiſch bedeckte, wie vorhin, der rothe, ſchwarz geſtreifte Fetzen; und neben dem Tiſche, auf welchem noch die beiden Lichter brannten, auf dem Boden ſchimmerte die Klinge des Meſſers.

Nicht ohne inneres Widerſtreben näherte ich mich der Alten. Kaum aber hatte ich, um nach dem Pulſe zu fühlen, ihre Hand berührt, als ſie mit einem durchdringenden Schrei zuſammenſchrak, ſich wild aufrichtete und ihre fieberglühenden Augen ſtarr auf mich heftete: in demſelben Moment aber brach der Blick — das Auge ward leblos-gläſern; der Leib ſank langſam auf’s Lager zurück und zuckte zwei-, dreimal zuſammen; ein dumpfes Stöhnen, lang und tief, entrang ſich der Bruſt der Alten — ſie war verſchieden.

In demſelben Augenblick ſprang ein Fenſterflügel auf; ein kalter Windſtoß löſchte die Lichter aus; die Dienſtleute, welche ſich neugierig in das Zimmer gedrängt hatten, entflohen entſetzt: ich ſtand mit Herrn Wehler allein neben der Leiche.

Er ergriff meine Hand und führte mich in das helle Wohnzimmer zurück.

„Es iſt vorbei,“ ſprach er nach wenigen Minuten der Sammlung, der wir, ich geſtehe es, Beide bedurften. — „Niemals in meinem Leben habe ich einem Nebenmenſchen Uebles gegönnt — vor dem alten Weibe hat mir immer gegraut; hier ſage ich: „Gott ſei Dank!“

Ich begab mich nach dem Krankenzimmer. Hermine ſchlief ſanft und ruhig; die Mutter ſaß noch an derſelben Stelle am Bett; der Bruder war, von der Müdigkeit überwältigt, in der Sophaecke eingeſchlafen: tiefe, heilige Ruhe herrſchte ringsumher.

Wir Männer fanden uns im Wohnzimmer wieder zuſammen. An Schlaf war nicht zu denken; aber die Abſpannung aller geiſtigen und phyſiſchen Kräfte ließ kein Geſpräch aufkommen; nach einigen matten Verſuchen verſank Jeder in träumeriſches Schweigen, das nur der einförmige Schlag der Wanduhr unterbrach.

So verging die Nacht. — Das Geräuſch des neuen Tages erwachte — das Kerzenlicht erbleichte; und als der erſte Strahl der Morgenſonne in das ſtille Zimmer blitzte: da faltete der alte Herr in ſtummer, dankerfüllter Andacht die Hände.

Der Hauptmann und ich, wir folgten unwillkürlich ſeinem Beiſpiele. Mit dem hellen Tage verlor ſich die bedrückende Beklommenheit der Nacht. Muth, Ruhe und Klarheit kehrten zurück.

Die Kranke ſchlief noch immer.

Ich regte Herrn Wehler an, die alte Hanna noch einmal zu beſuchen. Seit ihrem Verſcheiden hatte noch Niemand gewagt, ihr Zimmer wieder zu betreten.

Es war ein unheimlicher Raum, den ſie bewohnt hatte: er hatte nur ein Fenſter, deſſen runde, verblindete Scheiben ein getrübtes Tageslicht einließen. An den grauen, unſaubern Wänden ſtand mannigfaches Geräth, uralt und ſtattlich mit Schnitzwerk und Vergoldung verziert, aber morſch und vielfach zerbrochen. Auf den Simſen ſtanden, von einer dicken Staublage bedeckt, Flaſchen und Büchſen, die mit zahlreichen Kräuterbündeln an den Wänden und mit dem dumpfen Modergeruch, der das Zimmer erfüllte, in geheimnißvoller Beziehung zu ſtehen ſchienen.

In dieſer wüſten Unordnung war nur ein Eichenſchrank in gutem Zuſtande und ſehr ſauber gehalten; die ſeltſam geformten metallenen Schlüſſelſchilder waren ſogar blank geputzt. Eine reinliche Strohmatte lag davor. Die Thüren ſtanden offen; im Schranke ſelbſt aber lagen nur ein Kindermützchen von rothem Damaſt, mit goldenen

Treſſen beſetzt, und ein vergelbtes, morſches Hemd, von deſſen Kragen ein breiter, braunrother Streifen abwärts lief, und welches zahlreiche Flecke von gleicher Farbe zeigte — es waren ohne Zweifel Blutflecke.

Die Leiche der alten Hanna lag noch, gelb, lang ausgeſtreckt, wie ſie im Todeskampfe auf das Bett zurückgeſunken war.

Der Tod hatte die wilden Leidenſchaften, welche ſonſt dieſes harte, ſtrenge und doch wohlgebildete Geſicht bewegten, mit leiſer Hand ausgelöſcht — es lag ſtiller Friede darauf.

Ich hob das Meſſer vom Boden auf. Das Schnitzwerk am Elfenbeingriff deſſelben war in der That bewunderswerth: Blumen, kleine Kinder, ſeltſame thieriſche Gebilde ſchlangen ſich wunderlich durcheinander und floſſen nach oben in eine große Kreuzſpinne zuſammen, die den Knopf bildete; in der ſehr rein gehaltenen, ſcharfen Klinge fand ich fünf Roſen eingeſchlagen.

Der Hauptmann nahm mir das Meſſer aus der Hand und betrachtete es nachdenklich.

„Mir iſt,“ ſprach er, „als ob ich dieſes Meſſer ſchon einmal geſehen hätte; aber ich kann mich nicht entſinnen, bei welcher Gelegenheit.“

„Die alte Hanna,“ erzählte die in der Stube beſchäftigte Magd, „hatte das Meſſer in den letzten Jahren oft vor ſich auf dem Tiſche liegen — und ich habe ſie einige Male getroffen, wie ſie das Geſicht darüber neigte und bisweilen weinte, bisweilen betete.“

Der Modergeruch im Zimmer vertrieb uns bald: wir verlangten nach friſcher Luft und begaben uns in den Garten.

Ich fragte Herrn Wehler nach dem frühern Schickſal der alten Hanna.

„Sie war,“ erzählte er, „Haushälterin meines Vorbeſitzers, der, unverheirathet, hypochondriſch, das Schloß ein ganzes Menſchenalter hindurch in menſchenſcheuer Abſonderung bewohnte. — Man durfte vermuthen, daß ſeine Beziehungen zur Haushälterin ſehr intime waren.

„Ich hatte ihn nur flüchtig kennen gelernt und war überraſcht, als er mir eines Tages das Gut unter ſehr vortheilhaften Bedingungen, mit dem Vorbehalt jedoch zum Kauf anbot, daß die alte Hanna im ungeſtörten, uneingeſchränkten Beſitz ihrer Wohnung verbleibe; für ihren Unterhalt werde er anderweit ſorgen. Nur empfahl er ſie mir zu nachſichtiger Behandlung und verſicherte, daß er und die Haushälterin ſelbſt in dieſer Hinſicht volles Vertrauen zu mir hätten.

„Das Geſchäft war zu einladend, um nicht bald abgeſchloſſen zu werden. — Auch hatte der alte Herr, wie von der Ahnung eines baldigen Ablebens gedrängt, große Eile: er ſtarb wenige Wochen ſpäter und ich trat meinen Beſitz an.

„Die Meinigen und ich bemühten uns, den wohlwollenden Abſichten des Verſtorbenen gegen ſeine Haushälterin zu entſprechen; aber ſie machte es uns doch recht ſchwer: ſie ſchien nicht begreifen zu können, daß wir nun die Herrſchaft ſeien, und bereitete uns durch hochfahrenden Trotz, durch harte Gemüthsart und feindſelige Heftigkeit manchen Verdruß. Erſt Herminen, als ſie noch ein Kind war, gelang es, die Frau einigermaßen zu verſöhnen, die nach und nach, trotz ihrer ſcheuen, düſtern Melancholie, eine lebhafte Zuneigung zu dem Mädchen faßte.

„So ſtellte ſich mit den Jahren doch ein erträgliches Verhältniß her, das freilich bisweilen vorübergehend von der alten Frau durch ſtürmiſche Ausbrüche feindſeliger Geſinnung geſtört wurde: ja, ſie ſchleuderte mir in ſolcher Aufregung einſt mit wüthenden Blicken die Bemerkung entgegen, wir ſeien hier nur Eindringlinge und durch die klaffende Wunde ihres Herzens hätten wir unſern Einzug gehalten.

„Sie war eine Wendin und hatte ſich eine bilderreiche Sprache angeeignet. Jene Worte aber in Verbindung mit dem, was im Laufe der Zeit mir über das Verhältniß meines Vorbeſitzers zu ſeiner Haushälterin bekannt geworden war, ließen mich einen Einblick in ihr inneres Leben gewinnen, der mich zu großer Nachſicht gegen ſie beſtimmen mußte.

„Sie hatte einen Sohn, welchen die leidenſchaftliche

Mutter mit — ich möchte ſagen, wilder Energie und Hingebung liebte. Der Burſche, von Natur eben ſo leidenſchaftlichen und trotzigen Sinnes wie die Mutter, und zügellos aufgewachſen, hatte ſich lange Zeit in der Welt umhergetrieben, war dann unter die Dragoner gerathen, hatte dort ſeine Unbändigkeit wol ein wenig mäßigen gelernt und ſich ſogar zum Wachtmeiſter aufgeſchwungen. — Die harte Behandlung eines Rekruten hatte ihn in Unterſuchung gebracht; im Laufe derſelben hatte er ſich gegen einen Vorgeſetzten ſo gröblich vergangen, daß er zu einer ſchweren, entehrenden Strafe verurtheilt worden war. Dieſe zu erdulden, war dem unbeugſamen Sinne des jungen Mannes unerträglich, ja unmöglich erſchienen — am folgenden Morgen hatte man ihn in ſeinem Kerker verblutet aufgefunden — er hatte ſich den Hals durchgeſchnitten.“

„Ah,“ fiel der Hauptmann lebhaft ein, „mit demſelben Meſſer, das vorhin unſere Aufmerkſamkeit feſſelte!“

„Ja wol! Man hatte verſäumt, es ihm abzunehmen,“ beſtätigte Herr Wehler.

„Ich erinnere mich jetzt genau,“ fuhr der Hauptmann erregt fort. „Der Wachtmeiſter diente in der Schwadron meines Vaters; und es ſteht jetzt lebhaft vor meinen Augen, wie dieſer uns Knaben mit ernſten Ermahnungen das blutige Meſſer zeigte! — Ich begreife nun die feindſelige Abneigung, welche die alte Hanna immer gegen mich an den Tag legte!“

„Dieſer Haß — es war Haß, lieber Sohn!“ entgegnete Herr Wehler ernſt, „er trat hervor mit dem erſten Tage Ihres Verkehrs in meinem Hauſe; er entſprang aus dem Schmerze der Mutter um den eignen Sohn. Monate lang, nachdem ſie die Nachricht von ſeinem ſchrecklichen Ende empfangen hatte, war Hanna von einer Aufregung beherrſcht, an welcher Wuth und Schmerz gleichen Antheil hatten, und welche nur langſam in tiefe Melancholie überging.“

„Vielleicht auch dauernd einen ſtörenden Einfluß auf ihren Geiſt ausgeübt hat,“ ſchaltete ich ein.

„Sie mögen Recht haben, Herr Doktor,“ antwortete Herr Wehler.

„Mitleidswürdige Verirrung eines zerriſſenen Mutterherzens,“ ſprach der Hauptmann bewegt. „So ſahen wir vorhin die Reliquien eines unſeligen Geſchicks — Anfang und Ende: das Häubchen des Täuflings, der mit tauſend Hoffnungen in dieſem Leben empfangen worden — das Sterbehemd des verlorenen Mannes, in dem ſie alle verblichen.“

Vor meinen innern Blicken aber traten Unglück und Irrſinn, Aberglaube und Rachſucht in ſichtbaren Zuſammenhang; ich gewann Verſtändniß und Klarheit über manchen Vorgang, der mir bisher unbegreiflich geblieben war — unverſöhnlicher Haß löſte vom Sohne die Blutſchuld und wälzte ſie auf den Vorgeſetzten; er übertrug ſich auf deſſen

Sohn und griff, um zu ſeiner Befriedigung dieſen zu treffen, ſchonungslos und mit grauenhaften Mitteln ſelbſt nach dem Leben eines unſchuldigen, ſonſt geliebten Weſens!

Ich ſchwankte einen Augenblick, ob ich von meinem Zuſammentreffen mit der alten Hanna am rothen Borne dem Herrn Wehler Mittheilung machen ſollte. — Ich ſagte mir jedoch, daß es keinen Zweck habe, und ſchwieg.

Später erfuhr ich durch vorſichtige Nachforſchungen, daß Hanna mit dem Wagen, welcher die Sachen der Frau Wehler aus dem Bade abzuholen gehabt hatte, nach Flinsberg gekommen war: dies erklärte ihre Anweſenheit in jener Gegend gleichzeitig mit Frau Wehler und Herminen.

Aus unſerem nachdenklichen Schweigen wurden wir durch die Nachricht geweckt, daß Hermine erwacht ſei und uns zu ſprechen wünſche.

Sie ſtreckte mir, als wir ihr Zimmer betraten, mit freundlichem Lächeln die abgezehrte Hand entgegen.

„Wie gut Sie ſind, lieber Doktor,“ ſprach ſie leiſe, „daß Sie mich in meinen Leiden auch beſuchen! Und ich habe viel, ſehr viel gelitten!“

„Ich denke, das Schwerſte iſt vorüber,“ antwortete ich zuverſichtlich: denn der Zuſtand der Kranken war wirklich gegen geſtern wunderbar gebeſſert.

„Mein Gott! was habe ich denn hier?“ rief Hermine plötzlich, indem ſie die Blume hervorzog, die anſcheinend noch ſo friſch blühte, wie wenn ſie eben erſt gepflückt worden ſei.

„Das iſt ſeltſam, ſehr ſeltſam!“ fuhr die Kranke fort, indem ſie abwechſelnd mich und die Blume ſinnend betrachtete.

Dann erwachte ſie plötzlich aus ihrem nachdenklichen Schweigen und reichte die Blume der Mutter.

„Nimm ſie, nimm ſie fort,“ bat ſie; „mir graut!“

Und ſie bedeckte das Geſicht mit beiden Händen und weinte, während die Ihrigen angſtvoll auf mich blickten.

Ich beruhigte ſie durch ein beſchwichtigendes Zeichen und deutete auf die Blume, mit der in der Hand der Mutter eine überraſchende Veränderung vorgegangen zu ſein ſchien — ſie war welk zuſammengebrochen, die Blätter waren zuſammengeſchrumpft; ſelbſt die Farbe erſchien ſchwarz.

Plötzlich ſtieß die Kranke einen leiſen Schrei aus und preßte die Hände gegen die Bruſt.

„Ein unerträgliches Brennen,“ flüſterte ſie, „wie von glühenden Kohlen!“

Die Mutter neigte ſich beſtürzt zu ihr nieder und winkte mir ſodann: mit Erſtaunen ſah ich auf der weißen Bruſt in tiefer Röthe die Umriſſe der Blume — Blüthe und Stengel wie im genaueſten Schattenriſſe.

Ich ermahnte zur Geduld und der Schmerz verlor ſich auch bald wieder. Die Kranke verſank darauf in einen geſunden Schlaf, der bis zum Abend anhielt.

Nachmittags erſchien der Hausarzt, dem ich die Ereigniſſe der verfloſſenen Nacht und die damit zuſammenhängenden früheren Vorgänge mittheilte.

„Eine ſonderbare Geſchichte,“ ſprach er in ſeiner trockenen Manier, nachdem er mir aufmerkſam zugehört hatte. „Ein wahrer Schatz für den magnetiſchen Pöbel!“

„Ich bin mit der Familie übereingekommen, daß wir das Ganze verſchweigen wollen.“

„Gewiß das Beſte,“ verſetzte der Hausarzt; „nur wird es nicht völlig möglich ſein. — Sie werden einſtweilen als ein neuer Heiland gefeiert werden und wir hier ſind die dummen Teufel. — Schadet nichts — wenn nur der mesmeriſchen Narrheit keine neue Nahrung zugeführt wird. — Aber dieſe verwünſchte Blume! — Sind Sie Botaniker? Was war es eigentlich?“

„Ich geſtehe Ihnen, daß ich ſie wiſſenſchaftlich nicht zu beſtimmen vermag. In dieſem Augenblick ſchwebt mir ſogar ihre Geſtalt nicht mehr recht deutlich vor.“

„Das wäre kein unerſetzlicher Verluſt,“ entgegnete der College, „da, wie Sie ſagen, die Blume einen Abdruck zurückgelaſſen hat, an dem ſich angenehmer ſtudiren ließe, wie an vorweltlichen Pflanzenabdrücken auf ſchmutzigem Kohlenſchiefer.“

Hermine war erwacht und ſchien ſo vollſtändig von allem unheimlichen Weſen befreit, daß ſie von ihren Träumen, von ihrer Sehnſucht nach der blauen Blume, ja von dieſer ſelbſt gar keine Erinnerung mehr hatte.

Wir hüteten uns wol, dieſe Erinnerung zu wecken.

Auch die folgende Nacht verlief gut; und ich konnte am nächſten Morgen unbeſorgt von einer Familie ſcheiden, der ich in kurzer Zeit innig vertraut geworden war.

Als ich an der Kirchhofsmauer vorüber fuhr, grub der Todtengräber ein langes Grab: ich konnte mir wol denken, für wen es beſtimmt ſei. Aber die heitere Friſche eines klaren Septembermorgens ließ den finſtern Geiſt unheimlicher Erinnerungen und Betrachtungen nicht aufkommen.

Von da an erhielt ich regelmäßig brieflich die erfreulichſten Nachrichten über Herminen's Geneſung, die ohne Störung raſch fortſchritt.

Sie ward noch in demſelben Jahre die glückliche Gattin des Hauptmannes und ihre Eltern erlebten die Freude, ſich von einem Kreiſe blühender Enkel umſchwärmt zu ſehen.

Beim „grünen Hirten.“

Da ſitz' ich an der alten Stelle wieder,
Wo ich vordem ſo oft, ſo gern geſeſſen.
Es rauſcht der Fluß in ſeine Felſen nieder —
Wie viel iſt auch verrauſcht mit ihm indeſſen!

Die Namen leſ' ich wieder hier im Buche,
Die Lieder, guter Stunden treue Zeugen:
Und wenn ich mir die werthen Sänger ſuche,
Muß ich zu manchem Grabesrand mich beugen!

Doch — o des Glücks! Die Liebſten meiner Lieben,
Sie hab' ich noch — ſie ſitzen mit am Tiſche!
Und auch das Thal iſt lebensfriſch geblieben
Und haucht mich an mit ſeines Odems Friſche.

Aufwärts mein Aug'! — wir haben, was wir hatten
Und heiter ſei die Stunde fortgeſponnen.
Am Berge ziehen hin die Wolkenſchatten,
Doch über allen Wolken Gottes Sonnen!

* * *

Kunigunde.

(Die Sage vom Kynaſt.)

Der Oberamtmann Werder ſchritt mit ſeiner Tochter, einer reizenden, blühenden Blondine, plaudernd die belebte Promenade des Bades entlang.

„Der Major verſichert indeß,“ ſprach der alte Herr, der trotz ſeiner würdevollen Haltung recht jovial in die Welt hinausſchaute, „es ſcheine Dir doch auch großes Vergnügen zu machen, Dich mit ihm zu unterhalten.“

„Da ſieht man wieder einmal,“ ſchmollte die hübſche Blondine: „den Kindern wird gelehrt, das Alter zu ehren, und wenn man nachher die Heldenthaten, die ein alter Haudegen in der Garniſon verrichtete, langmüthig anhört, weil er den Jahren nach unſer Vater ſein könnte, ſo muß man ſich den ſchlimmſten Verdacht gefallen laſſen.“

„Einen guten Tag den Herrſchaften!“ grüßte eine Stimme von oben herab.

Vater und Tochter ſahen überraſcht auf.

„Ein Hagelwetter in Ihren Weizen, wenn Sie’s nicht ſelbſt ſind, Fritz!“ rief der alte Herr dem jungen Manne zu, der aus dem offenen Fenſter des Gaſthofes herab ſeine Verbeugung machte.

„Danke für den frommen Wunſch!“ lachte er mit dem vergnügteſten Geſichte von der Welt. „Mein Weizen iſt ſchon in Sicherheit.“

„Kommen Sie nicht herunter?“ rief ihm die Blondine zu, auf deren Wangen die Ueberraſchung helle Roſen aufblühen ließ.

„Nein, wenn ich nicht eingeladen werde, Fräulein Helene!“

Der Carmin auf Helenen's Geſicht wurde eine Nüance tiefer.

„Aber Sie hören ja — ſeit einer halben Stunde bitten wir Sie,“ rief ſie hinauf.

Der junge Mann verſchwand vom Fenſter und erſchien im nächſten Moment vor der Thür.

„Da bin ich!“ rief er aus, indem er dem Oberamtmann die rechte und Helenen die linke Hand reichte.

Helene legte mit ceremonieller Verneigung zwei fein bekleidete Finger hinein, während der Oberamtmann ſeinen Antheil von der Begrüßung derb ſchüttelte.

„Was in aller Welt führt Sie denn wie ein Schneewetter im Juli hierher?“ fragte er.

„Reines Mitleid um Sie, Herr Nachbar.“

„Danke. — Wie ſo?“

„Wenn Sie volle vier Wochen unſern Whiſt entbehren ſollten, ſagte ich mir!“

„Gute Seele!“ ſpottete Helene.

„Das iſt brav!“ lachte der alte Herr. „Und es iſt richtig! Die Langeweile und die Melancholie richten mich zu Grunde.“

„Aber der vierte Mann?“ forſchte Fritz mit beſorgter Miene. „Hier in dieſer, aller Cultur entrückten Einöde?“

„Er denkt wahrhaftig nur an die Karten!“ ſchmollte die hübſche Blondine. — „Wiſſen Sie, Herr Fritz Arendt, daß Sie zu Hauſe bleiben konnten, wenn nichts Anderes Sie hierher führte?“

„Was denn noch?“ verſetzte der junge Mann verwundert.

Helene ſtampfte mit der Spitze ihres kleinen Stiefelchens unwillig den Boden und wendete ſich zürnend ab.

„Wie ſieht's daheim aus um Wirthſchaft, Haus und Hof?“ fragte der Oberamtmann. „Waren Sie 'mal bei mir drüben, um zum Rechten zu ſehen?“

„Alles in Ordnung, als ich abreiſte. Darüber ſind freilich ſchon an die acht Tage vergangen.“

„Einen Augenblick, Fritz!“ fiel der Oberamtmann ein, den ältlichen Herrn begrüßend, der in ſtrammer, militairiſcher Haltung eben herantrat. — „Herr Major — mein lieber Freund und Gutsnachbar Fritz Arendt — Herr Major Leonhardt.“

Die Herren verneigten ſich mit kühler Höflichkeit und man ſetzte den Spaziergang fort.

„Sie kommen alſo nicht unmittelbar von Hauſe?“ begann Helene, die mit Fritz den älteren Herren folgte.

„Nein. — Es war mir zu öde, Fräulein Helene. — Und dann — bevor Sie abreiſten — erinnern Sie ſich? — erzählten Sie mir 'mal eine tolle Geſchichte — eine Sage oder ſo Etwas — von einem Burgfräulein, das gelobt habe, keinem Freier die Hand zu reichen, der nicht auf der höchſten Mauer um ihre Burg herumgeritten ſei.“

„O, ganz recht! Und ich ſagte, ich würde es genau ebenſo machen,“ lachte die Dame in heiterm Muthwillen.

„Und das war Ihre Antwort auf eine gewiſſe Frage, die ich Ihnen — warten Sie! — zum dritten — nein, zum vierten Male vorlegte.“

„Nun, und die Geſchichte?“ lenkte Helene in leichter Verlegenheit ab.

„Die Geſchichte hat auf dem Kynaſt geſpielt — da drüben am Fuße des Rieſengebirges.“

„Sie iſt alſo wahr?“

„Gewiß iſt ſie wahr, wie alle ſolche Geſchichten wahr ſind. — Und nun komme ich vom Kynaſt.“

„Ah! Sie haben alſo den Ritt um die Mauer zurückgelegt?“

„Nein, Fräulein! — Erſtens ſind von den Mauern nur noch ein Paar Stümpfe übrig, auf denen es wirklich nicht lohnt.“

„Ach, wie ſchade! — Da kann ich Sie nun ja doch nicht heirathen!“

„Und zweitens,“ fuhr der junge Mann fort, „wenn die Mauern noch da wären und ich ſtürzte hinab, dann könnten Sie mir ja meine Frage nicht beantworten, die ich Ihnen zum fünften Male vorzulegen hierher komme.“

„Gehen Sie, Fritz!“ ſchalt Helene. „Unſere jungen Männer haben gar nichts mehr von der alten Ritterlichkeit in ſich!“

„Der Humbug fehlte uns auch gerade noch!“

„Nur die alten Herren noch,“ fuhr Helene entrüſtet fort. „Sehen Sie zum Beiſpiel den Major dort! Den lob’ ich mir.“

„Den dort?“

„Ja, Den dort!“

„Ha! Ich ſah’s ihm gleich an, als er Sie grüßte; Sie wurden auch ganz roth, Fräulein Helene.“

„Und ich ſage Ihnen,“ rief das Fräulein in zornigem Eifer, „wenn ich dieſe meine Hand als Preis ausſetzte — er würde die Probe beſtehen. — Sie wagen ſie nicht!“

„Aber die Mauern, die nicht mehr da ſind!“

„Der Major würde ſie wieder aufbauen, mein ſehr edler, aber ſehr nüchterner Ritter, und ſollte er die Bauſteine mit ſeinen Nägeln aus den Felſen graben!“

„Gut, laſſen wir ihn graben. Aber nun die Antwort auf meine Frage, Helene?“

Die junge Dame zog ihren Strohhut tiefer in das erröthende Geſicht und ſchob ihre Hand leicht in den Arm ihres Begleiters.

„Hören Sie, Herr Fritz Arendt,“ ſprach ſie, „ich halte Sie wirklich für einen leidlich liebenswürdigen Mann, wenn Sie auch für alte Mauern, auf denen man umherreitet, keine Neigung haben. Aber die Hartnäckigkeit, auf dieſe Frage immer wieder zurückzukommen, iſt gar nicht hübſch!“

Ein Schatten der Enttäuſchung glitt über das friſche, geiſtvolle Geſicht des jungen Mannes.

„Aber warum denn?“ fragte er etwas gezwungen. „Wie denken Sie ſich denn das weiter mit uns?“

„Ja, wie denken Sie ſich denn das, wenn ich Ihnen nun antwortete, wie Sie es erwarten?“ verſetzte das Mädchen, in bezaubernder Verwirrung den Kopf neigend. „Nachher wird Alles ſo ernſt — und ich habe Keinen mehr, auf den ich zanken kann — und ich ſoll ungeheuer viel Reſpekt vor Ihnen haben.“

„Das würde wol ſo ſchlimm nicht werden,“ ſchaltete Fritz mit nicht ganz freiem Humor ein.

Helene blickte zu ihm auf und das feine Geſicht ſtrahlte wieder in voller Schelmerei.

„Eben darum,“ lachte ſie. „Denken Sie doch nur, wie wir als Kinder mit einander aufgewachſen ſind — und Sie waren immer mein lieber Fritz, der meinen Mantel trug und gutmüthig auch alle Launen des verzogenen Kindes. Nachher gingen Sie auf die Univerſität und auf Reiſen und kamen zurück. — Sie waren gar nicht mehr der alte Fritz und nannten mich „Fräulein“ und lehnten das alt hergebrachte, einfache „Du“ ab; — freilich: Sie waren ein feiner, hochgebildeter Herr geworden; und ich! — na! — Und wenn nun gar — nein, dann wird es noch viel ſchlimmer und wir ſehen uns immer nur im Steifrock, Frack und Glacées! O, mich friert bei dem Gedanken!“

Herr Arendt ſah während dieſer langen Rede beharrlich in die Ferne.

„Sie ſagen kein Wort dazu, Fritz!“ ſprach die junge Dame, deren Verlegenheit die Maske der Ungeduld annahm. — „Was ſehen Sie denn nur auf dem Geierſteine?“

„Sie ſagten mir indeß eines Tages doch, Sie hätten mich lieb — wenn auch nur ein klein wenig,“ ſprach Fritz.

„Mein Gott, welch' abſcheuliches Gedächtniß! — Ja, nun ja, wenn Sie nicht da ſind — da habe ich wol bisweilen ein rechtes Verlangen nach Ihnen; es iſt, als hätte ich Ihnen recht viel zu ſagen und Sie müßten gleich kommen. — Wenn Sie auch nicht gerade mit dem Vater Whiſt zu ſpielen brauchen.“

„Nun, zum Auszanken hatten Sie hier wenigſtens den Major.“

„O ja, und er iſt recht geduldig dabei,“ neckte Helene;

„viel geduldiger, als Sie — wenn,“ fügte ſie eilig hinzu, als ſie des jungen Mannes Geſicht ſich verdunkeln ſah, „wenn er nicht von ſeinen ſteifen Beinen und ſeinen Garniſongeſchichten erzählt, was freilich ſeine ſtärkſte Seite iſt.“

„Habt Ihr denn ſo große Sehnſucht nach Rheuma und Catarrh?“ rief der Oberamtmann zum Fenſter des Gaſthofes heraus.

Große Tropfen fielen immer dichter und ſchneller von dem drohend bedeckten Himmel herab. — Die ganze Promenaden-Geſellſchaft hatte ſich bereits in den Speiſeſaal geflüchtet.

Fritz ſtreckte prüfend die flache Hand aus.

„Wahrhaftig, es regnet!“ ſprach er. „Bringen wir uns auch in Sicherheit?“

Helene eilte ſchon dem Hauſe zu und Fritz vermochte ſie kaum einzuholen.

Der Oberamtmann kam ihnen an der Thür des Saales entgegen.

„Ach, Vater!“ rief ihm die junge Dame zu, „Herr Arendt fängt den alten Krieg wieder an!“

„Ich bin neutral, wie Du weißt: kannſt Du Deinen Frieden nicht mit ihm ſchließen, ſo kann ich Dir nicht helfen,“ verſetzte der alte Herr launig. „Kommen Sie, Fritz! ich ſtelle Sie der Geſellſchaft vor.“

Herren und Damen hatten ſich an den Fenſtern gruppirt und ſahen abwechſelnd zum Himmel hinauf, der ſich mit einem gleichmäßigen Grau überzogen hatte, und auf die kleinen Bäche herab, die luſtig über den Kiesplatz rannen; eine Unterhaltung, die um ſo eher ermüdete, je länger ſie zu dauern verſprach.

Das Geſpräch ſtockte bald.

„Wenn wir uns nicht zu einer gemeinſamen Rettung vereinigen, ſo erleiden wir Alle moraliſch den ſchauerlichſten Tod in den Fluthen!“ rief endlich ein unternehmender Oelſieder.

„Tanzen wir!“

„Bei ſolch greulichem Wetter!“

„Geben wir Räthſel auf!“

„Ich löſe nie eines!“

„Pfänderſpiele?“

Ein halbes Dutzend Damen ſtieß uniſono einen Entrüſtungsſchrei aus.

„Ich hab's!“ rief Helene mit einem muthwilligen Blick auf Fritz.

„Bravo! — Sprechen Sie! — Sie verdienen die zwanzigfache Rettungsmedaille!“

„Herr Fritz Arendt, meine Herrſchaften, kommt direkt vom Kynaſt, ganz erfüllt von den Heldenthaten tapferer Ritter, welche um die Hand der ſchönen Kunigunde warben, indem ſie — für die jungen Herren unſerer Tage ein harmloſer Scherz — um die Burg auf der höchſten

Mauer derſelben herumritten. Herr Arendt hat gewiß die Freundlichkeit, uns das ausführlicher zu erzählen!“

„Erzählen! — Sehr gut! — Erzählen!“

Der Aufgerufene warf Helenen einen gutmüthig drohenden Blick zu, und erhob ſich ohne Ziererei.

„Meine Damen,“ ſprach er, „auf einer Fußwanderung durch das Gebirge wurde mir die Sage vom Kynaſt mit der gewiſſenhaften Umſtändlichkeit eines Augenzeugen von meinem Führer erzählt, — ich habe ihn im Verdacht, er war Rübezahl ſelbſt, der bekanntlich ſeit undenklichen Zeiten bis heut ſeinen Unfug mit harmloſen Reiſenden treibt. — Wenn es Ihnen erwünſcht iſt —?“

„Ja, gewiß! — Erzählen Sie!“

Die Stühle wurden gerückt — die Geſellſchaft gruppirte ſich von Neuem — die Taſchentücher geriethen nochmals in lebhafte Bewegung.

„So hören Sie, was mir Rübezahl erzählte,“ begann Fritz Arendt.

I.

Zwei Reiter zogen auf der Straße über den ſteil abfallenden Bergrücken in das Thal hinab, über welchem die grauen, wogenden Morgennebel in flüſſigen, formloſen Maſſen ſich ausbreiteten und nur eine unermeßliche Leere zu bedecken ſchienen.

Aber bisweilen, wenn der Windhauch die feuchten Schleier zuſammenballte, erfaßte das Auge flüchtig die wechſelnden, oft noch halb verhüllten Bilder eines reichen Panoramas: breite, grüne Auen zogen ſich weit hin; über den friedlichen Dächern freundlicher Dörfer, über fruchtbaren Obſtwaldungen erhoben ſich ernſt und fromm die ſchlanken Säulen hellfarbiger Kirchthürme; von düſter bewaldeten Bergſpitzen, von wild über einander geſchichteten Felsblöcken blickten mächtige Burgen zuverſichtlich und ſtolz herab; und über Alles hinweg, über die beſcheidenen, zerbrechlichen Hütten in der Ebene, über die Berge und die Burgen und die Nebelwogen ragten, das Thal wie eine Welt in ſich weit in der Ferne abſchließend, in ſtiller, überwältigender Majeſtät die Maſſen des Rieſengebirges empor.

Die beiden Reiter, innerlich bewegt von dem Anblick des in ſeiner Ruhe, in ſeiner Mannigfaltigkeit und Unermeßlichkeit ergreifenden Bildes, hielten unwillkürlich die Roſſe an.

Sie waren Beide jung und ſtattlich — und doch recht verſchieden. — Von dem Sammetbarett des Einen neigte ſich die Reiherfeder ſchwankend über ein ſympathiſches, männlich offenes Geſicht voll entſchiedenen Willens und entſchloſſener Thatkraft; eine rothgrüne Feldbinde fiel in reichen Falten über ſein derbes Lederkoller, und das lange, breite Schwert, das er trug, ſchlug klirrend gegen den goldenen Sporn an ſeiner Ferſe. Die kräftige, in voller Jugendfriſche blühende Geſtalt des Ritters gelangte auf dem ſchweren Roſſe von edler Zucht, das er in gefälliger Sicherheit ritt, vortheilhaft zur Geltung; und ein blanker Stahlhelm, der am Sattelknopf hing, vervollſtändigte das Bild einer ſtattlichen, kriegeriſchen Erſcheinung.

Sein Gefährte war vielleicht ein, zwei Jahre jünger; von ſchlankem Wuchs und zierlicher Geſtalt; Etwas wie ein träumeriſcher Hauch lag über dem feinen, edlen Geſicht; und wie der Ritter als der ſcharf ausgeprägte Typus der Kraft und der That, ſo erſchien der jüngere Begleiter als die Verkörperung von Geiſt und Anmuth.

Er trug ein Wams von feinem Tuche und zierlichem Schnitt, und eine ſorgfältig gefältelte Halskrauſe von weißem Linnen, auf welche das blonde Haar in natürlichen, krauſen Locken herabfiel, hob die dunkelviolette Farbe des Kleides vortheilhaft hervor. — Die Zyther an der Seite des jungen Mannes verrieth friedliche Neigungen und einen harmloſen Beruf, dem ein leichter Degen am geſtickten Wehrgehänge nicht widerſprach. — Leicht und gefällig, wie Figur und Haltung des Reiters, waren auch der Bau und die Bewegungen des iſabellfarbigen Pferdes, das ihn trug.

So ſtellten die beiden Reiter, denen in geringer Entfernung ein berittener Knappe mit Schild und Lanze des Ritters folgte, in glücklicher Vereinigung den kriegeriſchen Ernſt und die poetiſche Verklärung des Ritterthums dar.

Sie wurden aus ihrem beſchaulichen Schweigen geweckt durch harten Hufſchlag, der ſich von unten herauf raſch näherte.

Aus dem Nebel tauchte ein einzelner Reitersmann auf, der mit ſcheuem Gruß vorübereilen wollte.

Sein verſtörtes Geſicht fiel dem jungen Ritter auf.

„Wohin des Weges?“ rief er den Reiter an.

„Nach dem Griefenfels, edler Ritter!“ verſetzte der Reiter.

„Nach dem Griefenfels? — Ihr ſcheint keine gute Botſchaft dahin zu bringen.“

„O, wie ſoll man es dem geſtrengen Ritter von Griefenfels denn auch ſagen, daß nun auch ſein jüngſter, ſein letzter Sohn, mein wackerer Herr Kurt dahin iſt!“ ſprach der Reiter in ausbrechendem Schmerze.

„Wie? Der Ritter Kurt von Grieſenfels? Mein Freund und Waffengefährte? Was iſt ihm geſchehen?“ rief der Ritter.

„Auch er iſt der Zauberin vom Kynaſt zum Opfer gefallen,“ klagte der Reiter.

„Mein Freund, Ihr ſprecht in Räthſeln,“ verſetzte der Sänger. „Die Zauberin vom Kynaſt. — Wer iſt das?“

Der Ritter war inzwiſchen vom Pferde geſprungen.

„Erzählt — erzählt!“ drängte er ungeduldig den Reiter. „Seid Ihr Kurt's von Grieſenfels Knappe?“

„Sein Knappe und Milchbruder, ja wol,“ antwortete der Reiter, der nun auch vom Pferde ſtieg.

„Und die Zauberin vom Kynaſt?“ forſchte der Sänger, der neben dem Ritter auf einem Felsblock an der Straße Platz genommen hatte.

„Ihr edlen Herren kommt wol aus weiter Ferne, daß Ihr nicht wißt, was es mit ihr iſt?“ verſetzte der Knappe.

„Wir würden ſonſt nicht fragen.“

„Da liegt der Kynaſt,“ ſprach der Knappe, und er deutete mit der Hand weit in das Thal hinüber.

Dort öffnete ſich eben in dem wogenden Nebelmeere ein breiter, lichter Streifen, und dort erhob ſich auf ſteilem Bergkegel aus dunklen Waldesſchatten eine Burg von gewaltigem Bau und Umfang; ihre Mauern ruhten auf jäh aufſteigenden Felswänden und die weiten Zinnen, die ſtarken Thürme reckten ſich in den blauen Aether empor, als ob ſie ſich zur Höhe des Gebirges ſtrecken möchten, das hinter ihnen ſtill ausgebreitet lag. — Die Strahlen der Morgenſonne brachen ſich an den hellen Fenſtern und erfüllten ſie mit rothgoldigem, flammendem Glanze, als ob das Schloß im Innern von einem Gluthmeere verzehrt werde.

„Dort,“ begann der Knappe zu erzählen, „dort hauſet das Fräulein Kunigunde — eine Dame von bezaubernder Schönheit, aber überaus ſtolzer und ſtrenger Gemüthsart, die als jungfräuliche Königin in den Bergen zu gebieten entſchloſſen ſcheint. Denn weil von allen Seiten viele edle Herren, ja Grafen und Fürſten ihrer außerordentlichen Schönheit und ihres Reichthums wegen daherkamen und um ihre Hand warben, ſo hat ſie ein Gelübde gethan und einen feierlichen Eid darauf geſchworen, daß Keiner ſie als eheliches Gemahl heimführen ſolle, der nicht zuvor ganz geharniſcht auf der oberſten Mauer des Schloſſes rings um die Burg geritten ſei.“

Ein Ausruf unwilliger Ueberraſchung entſchlüpfte dem Sänger.

„Eine unmenſchliche Weiſe, ſich den jungfräulichen Kranz zu bewahren, nicht wahr, Erich?“ ſprach er.

Der Ritter achtete nicht auf dieſe ſtrenge Verurtheilung.

„Und hat Einer den gefährlichen Ritt denn gewagt?“ wendete er ſich mit geſpannter Erwartung an den Knappen.

„Einer? — O, Viele ſchon haben dabei ihren Tod gefunden! Und nun auch die drei edlen Brüder von Griefenfels!“

„Auch ſie — alle Drei!“ ſprach der Ritter erſchüttert.

„Geſtern,“ klagte der Knappe, und ſein Schmerz beherrſchte ihn wieder gänzlich, „geſtern erſt ſtürzte der Jüngſte in die verderbliche Tiefe hinab.“

Der Ritter verſank in tiefes Sinnen.

„Und weiß man nicht,“ fragte der Sänger, „weshalb das Fräulein gerade dieſe ſinnreich-grauenvolle Probe erdacht hat?“

„Die Burgleute haben mir erzählt,“ antwortete der Knappe, „der Vater des edlen Fräuleins habe vor etlichen Jahren einen überaus ſchönen und großen Adler mit der Armbruſt angeſchoſſen. Das verwundete Thier habe ſich ermattet auf der höchſten Mauer der Burg niedergelaſſen; und der Ritter, begierig, den mächtigen Vogel lebendig zu fahen, ſei behend hinauf geſtiegen: Allein oben auf der Mauer ſtehend, ſei er entweder vom Schwindel erfaßt, oder von dem gewaltigen Flügelſchlage des ergrimmten Thieres getroffen worden — er ſei plötzlich in die Tiefe hinabgeſtürzt, aus der man ſeinen Leichnam greulich zerſchmettert heraufgebracht. — Davon ſei Fräulein Kunigunde ſo erſchüttert worden, daß ſie, eine Beute troſtloſer Verzweiflung, lange Zeit in menſchenſcheuer Zurückgezogenheit zugebracht habe. Als aber die Freier immer zahlreicher und ungeſtümer in ſie gedrungen ſeien und die Burg förmlich belagert hätten, da habe ſie ſich eines Tages aus ihrer tiefſinnigen Trauer aufgerafft, habe das Grab ihres Vaters beſucht und dort das entſetzliche Gelübde gethan.“

„Du ſiehſt wol, Heinrich,“ ſprach der Ritter, „wie ſie von ungeſchickter Zudringlichkeit zu einem ungewöhnlichen Entſchluſſe gedrängt worden iſt.“

„Und ſie iſt,“ ſchloß der Knappe ſeine Erzählung, „ſeit jenem Tage noch ſtolzer und wilder, als ſie ſonſt geweſen; ja bisweilen, und beſonders wenn ein neuer Bewerber ſich einſtellt, ſtürmt ſie des Nachts mit ihren Jungfrauen in die Wälder hinaus, bis zum Morgengrauen das Wild zu jagen. — Nur gegen ihre Untergebenen bleibt ſie immer ſanft und gütig; und mich ſelbſt hat ſie einige Male freundlich angeſprochen — ach, Keinem, der ſie ſah in ihrer unvergleichlich wunderbaren Schönheit, kann man es verdenken, daß er den gefährlichen Ritt unternimmt!“

„Hat denn noch Niemand verſucht, ſie von ihrem grauſamen Gelübde abzubringen?“ forſchte der Sänger weiter.

„Der edle Herzog von Jauer hat wol gleich im Anfange ihr vorgeſtellt, wie gottlos und verabſcheuungswerth und beſonders einer chriſtlichen Dame unwürdig ein Verlangen ſei, das ja Keiner erfüllen könne. Darauf hat ſie erwiedert, daß ſie ja auch Keinem zumuthe, die Probe zu unternehmen.“

„Natürlich!“ fiel der Ritter ein. „Es iſt eben eines Jeden freier Entſchluß.“

Der Sänger ſchauerte in ſich zuſammen.

„Und was die Unmöglichkeit angehe, hat das Fräulein geſagt,“ erzählte der Knappe weiter, „ſo ſei eine ihrer Jungfrauen ſchon einmal auf der Mauer um die Burg geritten.“

„Eine ihrer Jungfrauen? — Iſt das möglich?“ rief der Sänger in ſtaunendem Entſetzen.

„Die Burgleute erzählen ſo,“ verſicherte der Knappe. „Und ſie ſagen auch, ſie ſei ſogleich auf ihr ſchwarzes Roß geſtiegen und habe den gefährlichen Ritt vor des hochverwunderten Herzogs Augen abermals glücklich zurückgelegt.“

„Und wer iſt dieſe muthige Jungfrau?“ fragte der Ritter.

„Sie ſoll aus fernen Landen ſein,“ verſetzte der Knappe; „die Burgleute wiſſen es auch nicht genau. Aber daß ſie keine Chriſtin iſt und zu ihrem eigenen Gott betet — wenn ſie betet, das iſt gewiß, und darum hat das Fräulein, über welches ſie große Gewalt hat, auch einen eigenen Tempel für ſie im äußern Burghofe bauen laſſen, der gar wunderbar ausgeſchmückt ſein ſoll, und in welchem ſie oft verweilt; und die Burgleute flüſtern nur ſcheu darüber, was ſie Heimliches darin wol thun mag. — Ich habe ſie geſehen,“ fuhr der Knappe fort, und auf ſeinem Geſichte ſpiegelte ſich ein inneres Grauen deutlich ab; „man nennt ſie Gertrud — o, ich ſehe ihre tiefen, ſtechenden, verzehrenden Flammenaugen noch immer auf mich gerichtet — ſie ziehen einen Menſchen in's Verderben; denn ſie ſaugen ihm das Mark aus den Gliedern und das Hirn aus dem Kopfe und man kann es wol glauben, daß ſie beſteht, was ſonſt Keinem gelingt: denn ſie iſt eine ſchlimme Hexe!“

„Dummes Zeug!“ murmelte der Ritter.

„Und nun erlaubt, edle Herren, daß ich meine Reiſe fortſetze,“ ſchloß der Knappe.

„Hab' Dank für Deine Erzählung, und bringe dem alten Ritter von Griefenfels einen herzlichen Beileidsgruß,“ verſetzte der Ritter.

„Von wem — wenn's erlaubt iſt?“ fragte der Knappe, der ſchon wieder im Sattel ſaß.

„Aus dem Frankenlande.“

„Das werd' ich wol beſtellen,“ verſprach der Knappe, indem er davonritt.

Auch der Ritter und ſein Freund beſtiegen ihre Pferde wieder und zogen in gedankenvollem Schweigen abwärts.

„Ich weiß nicht,“ begann der Sänger Heinrich endlich, „ob ich die Geſchichte glauben ſoll.“

„Wir werden ja ſehen,“ antwortete der Ritter zerſtreut.

„Und wäre ſie wahr,“ fuhr Jener fort, „es wäre doch entſetzlich, daß einem, vom übermüthigſten Hohne eingegebenen Einfall ſo viel blühendes Leben geopfert worden; entſetzlich, daß ein Mädchen kaltblütig den Mord herausfordern und betrachten kann!“

„Ich habe die drei Ritter von Griefenfels wol gekannt,“ ſprach der Ritter, der offenbar mehr ſeine eigenen Gedanken verfolgte; „es waren wackere Herren, biedere Freunde, tapfere Kämpen; und es gab nichts Hohes, was ihr kühner, ſtolzer Muth nicht zu erreichen geſtrebt hätte.“

Dann, nach einer Weile aus nachdenklichem Sinnen erwachend, ſetzte er hinzu:

„Aber der Ausgang iſt niemals ein Maß für den Muth. — Die Gefahr will eben gewagt ſein.“

Und wieder verſank er in ſein brütendes Schweigen.

Da plötzlich riß hie und da die Nebeldecke, welche den Horizont verhüllte, — weite, blaue Aetherwieſen breiteten ſich am Himmel aus, — im wogenden Gewühl rollten die Wolken vor den ſiegreichen Strahlen der Sonne dahin, welche weithin die Landſchaft in goldenem Lichte verklärte: und vor den entzückten Blicken der Reiter entſchleierte das Gebirge die ganze Fülle ſeiner ſtolzen, majeſtätiſchen Größe.

„Da iſt die Kynaſtburg wieder!“ rief der Ritter Erich, indem er ſich im Sattel ſtraff aufrichtete; „und — dorthin will ich!“

Der Sänger hielt betroffen ſein Roß an.

„Wie?“ ſprach er, „Du wollteſt die unmenſchlichen Triumphe einer wahnſinnigen Thörin vermehren?“

„Und wäre die Mauer nicht breiter, als der Rücken meiner Schwertklinge — ich will das Wagſtück beſtehen,“ verſetzte der Ritter in ruhiger Entſchloſſenheit.

„O, mein Freund!“ ſprach der Sänger tief bewegt, „Du würdeſt es nicht ſehen — aber denke daran, wie ſie — ſie mit höhniſchem Lächeln Deinen Weg verfolgen, mit kaltem Blicke den rettungsloſen Sturz in die Tiefe betrachten würde!“

„Sprich mir nicht dagegen,“ entgegnete Erich gelaſſen, indem er ſein Pferd zu ſchnellerem Schritte antrieb. „Ich will dieſes Lächeln voller Hohn herausfordern; ich will ihrem grauſamen Uebermuthe kühn Trotz bieten: ja, und ich will dieſem leichtfertigen Spiele um Menſchenleben ein Ende machen und für dieſen Zweck einſetzen, was Andere vor mir um eigenen Gewinn einſetzen konnten.“

Der Sänger ritt wieder an des Ritters Seite und ſchwieg ſtill, denn er begriff, daß jedes weitere Wort des Einſpruchs dem Freunde die Umkehr von ſeinem verwegenen Entſchluſſe nur noch mehr verlegen würde.

Am Rande des Waldes theilte ſich die Straße. Dort ſtand ein alter Jägersmann, als ob er die fremden Reiter erwartete.

„Wohin führen dieſe Wege?“ fragte der Ritter.

„Der da zu Eurer Linken,“ verſetzte der Alte, „läuft weit in’s ferne Land hinein — in die ſtattlichen Berge und in grüne, ſonnenhelle Fluren. Der andere Weg führt durch den Wald in die Löwengrube.“

„Ei, wie denn?“ fragte Erich.

„Ich ſah Viele hineingehen,“ antwortete finſter der

Alte, deſſen verwittertes Geſicht ſich wunderlich zuſammenzog; „ich ſah Keinen wiederkehren.“

„Du wirſt dieſen Weg nicht wählen,“ beſchwor der Sänger den Freund; „nicht von mir Dich trennen — nicht Deine Jugend und allen Ruhm, den Du zu erringen gedenkſt, eintauſchen gegen ein elendigliches Ende!“

„Und ich werde dieſen Weg einſchlagen,“ verſetzte der Ritter feſt; „denn ich muß! — Kannſt Du mir, willſt Du mir nicht folgen: ſo laß uns hier, mein theurer Bruder und wackerer Gefährte, wie Männer thun, mit herzlichem Wort und Händedruck in fröhlichem Muthe ſcheiden,“ fügte er ernſt hinzu, dem Freunde die Rechte reichend. „Und Gott halte uns Beide auch ferner in ſeiner gnädigen Huth!“

Er ſtieß ſeinem Roſſe die Sporen in die Seite und ſprengte in wildem Rennen in den Wald hinein.

Der Sänger zögerte keine Minute, ihm zu folgen.

Der Jäger blickte ihnen nach.

„Wunderliche Geſellen!“ lachte er ſtill in ſich hinein. „Der Eine hat es ſo eilig, in ſeine Grube hinabzufahren — und der Andere meint, mit verſtändigem Wort eine Thorheit zu verhindern! — Narren ſind ſie Beide!“

Die Freunde ritten wieder neben einander weiter; aber ihre Stimmung war völlig verwandelt: der Ritter ſang mit heiterer Ruhe manch' luſtiges Lied in den wiederhallenden Wald hinein; der Sänger ſaß, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, ſchweigſam auf ſeinem Pferde — der grüne, duftige Wald ſchien ihm einen häßlichen Modergeruch auszuathmen; bleich und kalt fielen die Sonnenſtrahlen auf die Landſchaft herab und vor ſeinen trüben Blicken lagen die Berge und die lachenden Thäler unter einem unheimlichen Trauerflor.

„Ei, lieber Geſell,“ unterbrach der Ritter Erich plötzlich ſeinen Geſang; „da fühlen wir nun Beide — Jeder in ſeiner Weiſe — den geheimnißvollen Zauber, der in dieſen Bergen ſeine Netze webt — wir werden Beide unwiderſtehlich hineingezogen; aber wir können doch nicht von einander laſſen. So muß wol in uns Etwas ſein, ſtärker als aller Zauber: und ich meine, das iſt unſere treue Brüderſchaft und die Zuverſicht, daß wir zuſammen, was wir auch wagen, glücklich beſtehen. Wohlan denn, Du ſonſt ſo fröhlicher Sängermund — richte Dein Herz auf, erhebe Deine Stimme und ſinge, wie Du ſonſt luſtig geſungen haſt:

„Heut ſitzen wir noch beim vollen Schmaus,
Wir luſtigen Geſellen;
Und morgen weiſt ſich's wol weiter aus,
Wohin uns tragen die Wellen!““

Der Sänger antwortete mit einem trüben Lächeln.

„Morgen!“ ſprach er traurig.

„Und wir ſollten das Heut nicht ſegnen, das uns hierher führte?“ fuhr der Ritter heiter fort. „Schau' doch um Dich — wie das Land immer mehr in wunderbar erhabener Pracht ſich entfaltet, einer Rieſenblume gleich, die ihren vollblühenden, buntfarbigen, duftigen Kelch im goldenen Strahl der Morgenſonne erſchließt! Darum laß das Morgen um des ſchönen Heut willen.“

In Wahrheit geſtaltete die Gegend ſich immer großartiger und wilder; zerriſſene Felsmaſſen thürmten ſich zu Gipfeln von ſchwindelnder Höhe drohend am Wege auf; ſtill abgeſchloſſene, tiefe Thäler mit den beſcheidenen Hütten friedlicher Menſchen wechſelten ab mit hohen, oft kahlen Bergrücken, auf denen hie und da einige zerſtreute Ziegen weideten; düſtere Nadelwälder verdrängten mehr und mehr die Buchen und Eichen, und die Birke im gelben, melancholiſchen Schmuck des Herbſtes ſprang bisweilen gleich einer leuchtenden Flamme von dem dunklen Grunde auf. Die Bäche glitten von den Höhen luſtig in’s Thal hinab — bisweilen blickten die ernſten Gipfel der Sudeten von fern herein und über den Freunden zog ein Adler ſeine weiten Kreiſe in majeſtätiſcher Ruhe durch den Aether.

Sie ritten über die letzte Bergkette in das breite Thal hinab, welches am Fuße des Rieſengebirges ſich weit hinzieht, und hielten, voll ſtaunender Bewunderung die vor ihnen ausgebreitete Landſchaft betrachtend, lange ſtill. Die Vögel ſchlüpften im Buſche durch die Zweige; das Waſſer im Bache neben der Straße ſtieß hell erklingend an die Kieſel; von der Wieſe ertönte das ſchrille, eintönige Gezirp der

Heuſchrecken herüber — der beſchwichtigende Hauch eines ruhigen Friedens ging über die Natur: ſelbſt in des Sängers verdüſtertem Gemüth löſten ſich in andächtiger Erhebung die herben Mißklänge des Tages auf.

„Sieh', Heinrich!“ rief der Ritter entzückt aus, „ſieh' dort den mächtigen Kynaſt! — Nie lag ein herrlicheres Land zu den Füßen einer ſtolzeren Burg — und das Alles, Alles,“ fügte er hinzu, indem er ſeine Arme ausbreitete und ſeine Augen kühner aufleuchteten, „das Alles wäre zu gewinnen um einen geringen Einſatz!“

„Des Grabes, das uns einſt umfängt, ſind wir wol ſicherer,“ ſprach der Sänger, der die Worte des Freundes mit ſtillem Grauen vernahm.

„Und wäre dieſes Paradies das meinige — ich verlange kein ſchöneres!“ rief der Ritter aus.

„Freilich iſt's ein hübſch geräumiges Grab,“ ſprach eine Stimme.

Die Reiter wendeten ſich überraſcht um und bemerkten am Rande des Waldes einen fahrenden Schüler, der auf ſie zutrat.

„Was iſt's?“ fragte Herr Erich verſtimmt.

„Was Ihr wollt, geſtrenger Herr,“ verſetzte mit einem ſpöttiſchen Zucken um die ſchmalen Lippen der Schüler, indem er ſein knappes, fadenſcheiniges Mäntelchen von grauem Tuch feſter um die hagere Geſtalt zog. „Alles und nichts — das Höchſte bedeutend, das Leere umfaſſend.

Und ein Bischen mühſamen Lebens und Ringens und ein luſtiges Sterben und Vergehen iſt ja nach Eurem Sinn!“

„Ihr ſeid ein wunderlicher Geſell!“ ſprach der Sänger. „Woher iſt Euch alle dieſe Weisheit gekommen?“

Der fahrende Schüler lächelte mit leichtem Hohne.

„Ich hatte einen Meiſter,“ antwortete er; „der ſchliff ſich ein wunderbares Glas; man ſah damit alle Dinge, wie ſie ſind — erbärmlicher Anblick: Verfall und Moder, Fäulniß und Verweſung, Raub und Krieg, Bosheit und Hinterliſt überall. — Seht, geſtrenge Herren, das üppig wuchernde Gras hierneben unter der Fichte; und die gelben und rothen Blumen darin, wie ſie anmuthig und prächtig blühen: darunter faulen drei wackere Geſellen — ſie ſchlugen ſich, die Narren, um ein Mädchen todt, das geſtern noch daneben ſaß und ſich erluſtigte mit dem neuen Buhlen.“

„Ich möchte Euch wol bitten, mir Eure Augen zu überlaſſen,“ ſprach der Ritter. „Ihr werdet nachher die Welt immer noch luſtig genug anſehen.“

„Gebt mir lieber Eure Augen, Herr Ritter,“ verſetzte der Schüler boshaft. „In drei Tagen, wenn Ihr dieſen Weg weiter reitet, braucht Ihr keine mehr.“

„Fahre zum Teufel mit Deinem ſinnverwirrenden Geſchwätz!“ ſchrie der Ritter zornig, indem er ſein Schwert zog

Der Freund fiel ihm beſonnen in den Arm.

Der fahrende Schüler aber ſchritt gelaſſen in den Wald hinein und ſang eine Schelmenmelodie — halb war es Geſang, halb Hohngelächter.

Der Ritter ſpornte ſein Pferd und ſprengte in zorniger Erregung ſo wild davon, daß das iſabellfarbene Roß des Sängers kaum zu folgen vermochte.

Erich mäßigte bald den raſchen Wettlauf.

„Man kann Säfte miſchen und Medicamente,“ ſprach er lächelnd zu Heinrich, „ſo wenigſtens hat man mir erzählt, welche die Sinne aufwirbeln und wüſte Träume als Wahrheit erſcheinen laſſen; man kann Worte ſprechen, welche die Gedanken verwirren und unſern Willen in ſchlaffe Muthloſigkeit einſchnüren; ein Blendwerk kann unſere Augen täuſchen, daß wir falſche Wege vor uns ſehen: aber all’ dieſer Betrug beſteht nicht lange vor der nüchternen entſchloſſenen Prüfung.“

Und er ſprang vom Pferde und lagerte ſich behaglich in das Gras am Wege.

„Singe, wackerer Geſell!“ rief er dem Freunde zu, der bedächtig neben ihm Platz nahm.

Heinrich ſchlug einige weiche Accorde auf ſeiner Laute an und begann nach kurzem Beſinnen:

„Mittagsſtille Herbſtesruh’,
Hauch’ uns Deinen Frieden zu!
Strahlt die Sonne denn ſchon trüber? —
Aus den Thälern klingt’s hervor,

Vom Gebirge weht's herüber
Ahnungsſchwer im leiſen Chor.
Aus dem Buſch tönt ſüßes Rauſchen,
Das im Herzen mich beſtrickt:
Ach — der Berge ſcheue Geiſter
Hat voll Menſchenhaß der Meiſter
Uns zu fahen ausgeſchickt!
Wie ſie ziehen, wie ſie lauſchen —
Vom bemooſten Felſenhang,
Aus des Waldes kühlen Schatten,
Unter'm ſchwanken Halm der Matten,
Aus geträumten Liebesblicken
Koſend uns entgegen nicken!
Und die trunk'nen Zauberkreiſe
Reißen uns zur ſtillen Höh' —
In der Tiefe endet leiſe
All' das ſüß bethörend Weh!"

Die letzten Worte des Geſanges verklangen mit den Accorden der Zyther in weichen Molltönen.

Der Ritter ſprang auf.

„Wie magſt Du nur," rief er dem Sänger zu, „Dein Saitenſpiel und Deine Stimme ſolch unheimlicher Weiſe darleihen! — Erfaßt es mich doch beinahe mit ſtillem Grauen vor dem Abgrunde, den Dein Geſang wie mit duftigen Blüthen bedeckt!"

„Warum," verſetzte der Sänger mit ſchmerzlichem

Lächeln, „ſoll ich die geheimnißvolle Tiefe nicht meſſen, in welcher mit tauſend Faſern mein ganzes Weſen wurzelt? Sieh', wie dort in der Ferne die blauen Berge, mit dem duftigen Gewebe des Aethers ſich verhüllend, dem träumeriſch befangenen Auge in der Unermeßlichkeit ſich aufzulöſen ſcheinen — wie die Blumen überall auf der Flur die dunklen Trauerfarben anlegen — wie die Bäume die gelben, verblaſſenden Laubkronen zum Abſchiede flüſternd gegen einander neigen — wie der Hauch des Todes rings um uns brünſtig die ſterbende Natur küßt und weich und beſtrickend die Klage des Herbſtes an unſere Seele ſich ſchmiegt: ach, wir Menſchen ſtehen nicht feſter in dem Wechſel, der alles Erſchaffene beherrſcht, und über unſere Gräber wandeln neue Geſchlechter dahin.“

Der Ritter wendete ſich mit leichter Ungeduld ab.

„Du ſiehſt eben nur die Träume, welche Du lieb haſt,“ rief er. „Ich aber will nicht dieſe Träume, die Kraft und Muth verzehren — ich will mir Luft und Sonnenſchein, die Freiheit und die Freude am kühnen, mannhaften Thun nicht verkümmern laſſen durch ſelbſtgeſchaffenen Geſpenſterſpuk! — Auf, Heinrich! der Tag geht zu Rüſte. Brechen wir auf, damit wir unſer Ziel erreichen.“

Und er ſtieg raſch zu Pferde. Der Sänger folgte ihm langſam.

Sie ritten ſchweigend weiter und gelangten an den Fuß des Berges, auf welchem die Kynaſtburg die ſtattlichen

Zinnen hoch über den finſtern Fichtenwald erhob. Sie ritten den ſteilen Schloßweg hinauf und die Tannen zu beiden Seiten neigten über ihnen die ſchlanken, dunklen Wipfel; wie ein buntfarbiger Dom wölbte ſich das Laub der Buchen über den engen Weg hinweg und ſelten brach ein Sonnenſtrahl durch das dicht verſchlungene Geäſt. Seitwärts hinaus fiel der Blick auf den kahlen Gipfel der Schneekoppe, die der ſinkende Tag mit einem röthlichen Schimmer umhüllte.

Die Reiter gelangten zur erſten Wacht; zwei rieſige Knechte traten hervor und fragten, die Hellebarden kreuzend, nach Stand und Begehr.

Boshafte Freude blitzte in den Augen des einen Wächters auf, als er den Beſcheid vernahm.

„So reitet friſch hinauf, edler Ritter,“ ſprach er mit grinſendem Lachen; „und wenn ihr Euch beeilt, ſo kommt Ihr wol gerad' zurecht, Eurem Vorgänger einen Leichentrunk zu thun.“

„Das Fräulein hätte an den Eingang dieſer Burg keinen würdigeren Wächter ſtellen können, als Dich, rothhaarigen Geſellen,“ rief der Sänger unwillig aus, während Herr Erich gelaſſen weiter ritt.

„O freilich,“ lachte der Rothköpfige. „Denkt, ich ſei die Fackel, die ihren luſtigen Feuerſchein in eine Gruft wirft — ein Jeder dient eben mit den Gaben, die er empfangen hat.“

Mit dieſen Worten kehrte er in den Thurm zurück, und der Sänger eilte dem Freunde nach.

Unten ſtieß der Wächter in's Horn; oben wurde geantwortet und das Echo trug die langgezogenen Töne weit in die Berge hinein, bis ſie in der Ferne verhallten.

Die Freunde verließen den Wald, und vor ihnen lag die Burg, eng umgürtet von rieſigen Baſtionen und unerſteigbaren Mauern, deren eherne Stirn jeder menſchlichen Liſt und Gewalt zu trotzen ſchien. Uralte Linden ſchauten daraus herab und darüber neigte die Sonne ſich zum Untergange.

Aus dem offenen Thor des innern Burghofes bewegte ſich ein ernſter, ſtiller Zug abwärts. — Voran ging ein alter, graubärtiger Knappe, der einen Ritterhelm auf dem Arme trug. — Ihm folgten vier Knechte mit einer offenen Bahre; ein ſchwarzes Tuch lag darüber ausgebreitet und fiel zu beiden Seiten in weiten Falten herab.

Dahinter ſchritt ein Mönch; ſeine Blicke waren zu Boden geſenkt, ſein kahles Haupt neigte ſich ſchwer auf die Bruſt; ſeine Lippen murmelten halblaute Gebete und bisweilen erhob ſich ſeine Stimme zu einem ſtöhnenden Klageruf, der mit dem Flüſtern des Abendwindes in den Föhren verklang.

An ſeiner Seite ſchwankte, wie berauſcht, ein junger Menſch, deſſen Kleidung verrieth, daß er dem Troß der gemeinen Knechte nicht angehörte; halblanges, verworrenes

Haar faßte ein hübſches, aber bleiches, verſtörtes Geſicht ein; ſeine Blicke glitten ſcheu und irrend umher; die Hände zerpflückten gedankenlos einen Kranz von Herbſtblumen und die Blüthen und Blätter fielen unter ſeine Füße.

Den Zug ſchloß eine Reihe von Knappen und Knechten.

Die Freunde, welche erriethen, weſſen Leiche ihnen entgegengetragen wurde, ſtiegen von den Pferden; ſie entblößten das Haupt und traten an die Bahre heran, die auf einen Wink des Ritters niedergeſetzt wurde.

Mit leicht zitternder Hand ſchlug er das ſchwarze Tuch zurück.

Das Geſicht des Todten war nicht entſtellt; es ſchien, als ob in einem ſchmerzlichen Lächeln noch leiſes Leben um ſeine Lippe zuckte. Die Strahlen der Abendſonne warfen einen goldenen Schein verklärend über die edlen Züge und aus dem Thale klang von einem fernen Kirchthurme das Geläut der Abendglocke herauf, wie ein frommes Gebet, wie ein, mit allem irdiſchen Ringen und Leiden verſöhnter Scheidegruß aus dem Jenſeits.

Der Sänger lehnte ſich in tiefer Bewegung an die hohe Geſtalt des Ritters, der den heimgegangenen Freund in ſchmerzlicher Rührung betrachtete.

„Er war der Liebe eines jeden edlen Herzens werth!“ ſprach er endlich gepreßt. „Als ich mit ihm und ſeinen Brüdern — dort bei Halberſtadt — einſt zuſammenſaß, die Nacht hindurch bis zum Morgengrauen —, als wir mit hochwallenden Herzen und ſtolz ſtrebenden Sinnes den Bruderbund ſchworen und, ein Doppelheldenpaar, im mannhaften Kampfe Seite an Seite zu fallen hofften: wer hätte damals gemeint, daß ſie ſo früh und auf ſolchem Wege vorangehen würden! Ach,“ ſchloß der Ritter, und ſein Auge ſchimmerte feucht, „Keiner von uns war würdiger als Dieſer hier, den Preis zu erringen, um den er warb!“

Er wendete ſich haſtig ab und der Sänger umſchlang ihn in kaum noch beherrſchtem Schmerze; der Mönch murmelte lauter ſeine eintönigen Gebete und die Knechte ſtanden verlegen umher.

Plötzlich ſprang aus dem Haufen der junge Mann mit dem Kranze hervor; er warf ſich neben der Bahre auf die Knie und der Kranz glitt aus ſeiner Hand auf die Leiche; er neigte ſich über das Geſicht des Todten und küßte die bleiche Stirn.

„Kalt — kalt!“ ſtöhnte er. „Wie das wohl thut — wie das die verzehrende Flamme in meinem Gehirn fühlt! — Du, edler Kurt, haſt herrlichen Lohn errungen — Du durfteſt ſterben für ſie, die bethörende, ſelbſt ſchrecklich bethörte Zauberin!“

Dann warf er ſich mit einem verzweiflungsvollen Aufſchrei zurück und ſchlug die Hände vor das Geſicht.

„O wie ſüß — wie ſüß, um ſie zu ſterben!“ ſtieß er im wilden Schmerze hervor.

Der alte Knappe wankte herbei.

„Mein Sohn, mein lieber Sohn!“ ſprach er mit zitternder Stimme, indem er den jungen Mann umfaßte, der auf die Leiche geſunken war; „raffe Dich auf — verlaß mit mir die Stätte des Unheils und dieſe Berge, die uns nur unſägliches Leid gebracht haben!“

Der junge Mann ſtarrte mit leerem Blick empor.

„Komm — laß uns fort!“ bat der Vater.

„Ja, Vater — fort für immer!“ ſprach der junge Mann mit unheimlicher Ruhe. „Die Sonne, die dort untergeht, bringt mir ja keinen Tag wieder! — Fahrt wohl, alter Vater! — Betet — betet für mich und für Kunigunde!“

Und blitzſchnell ſprang er auf und rannte im wilden Laufe gegen die Burgmauer.

„Halt! Halt!“ ſchrien zehn Stimmen ihm nach, während der Alte in die Knie ſank.

Mit der Behändigkeit einer Katze und bevor die beſtürzten Zuſchauer ſeine Abſicht erriethen, hatte der junge Mann die Mauer erſtiegen; der alte Vater raffte ſich verzweiflungsvoll auf und rannte ihm nach.

Da lief der Sohn auf dem gräßlichen Wege ſchon mit ſchwindelerregender Eile dahin — dort an der Ecke, ſchwankte er — da verſchwand er vor den entſetzten Augen.

Die Aeſte der Bäume, die aus der Tiefe ſtrebten, ſchlugen krachend gegen einander — man vernahm einen dumpfen Fall — man vernahm das verzweifelte Jammern des alten Vaters, der den Weg in den Grund dahinrannte und dem die Knechte keuchend folgten.

Dann war Alles ſtill.

Auf ein Zeichen des Mönches ward die Bahre von den Trägern wieder aufgehoben; der Zug ſetzte ſich weiter in Bewegung — nur der Mönch folgte der Leiche, und ſeine Stimme klang noch unheimlicher und düſterer als vorher, als er eintönig ſeine Gebete weiter ſprach.

Der Sänger, beinahe faſſungslos, hielt noch immer den tief erſchütterten Ritter umfangen.

„Welcher Fluch, Erich,“ ſprach er mit bleicher, bebender Lippe, „herrſcht in dieſen Mauern, daß er den Reiz des Lebens in Wahnſinn verkehrt, die Bande des Bluts löſt und die Jugend vor dem ergrauten Alter dahinmäht!“

Der Ritter neigte ſich mit liebreichem Ernſte zu dem Freunde.

„Es kommt, was uns beſchieden — nicht mehr!“ ſprach er weich. „Rüſten wir uns dagegen mit klarem, feſtem Muthe; und was auch geſchehen mag — wir bleiben einig in Herz und Sinn.“

II.

Im innern Burghofe empfing die Freunde ein ſtattlicher, alter Herr, der in ſeinem grünen Pelzrocke und mit dem vollen, weißen Bart und Haar wie ein verſchneiter Bergesgipfel daſtand.

„Erlaubt, Ihr Herren,“ ſprach er mit höflicher Würde, „daß ich nach der Pflicht meines Amtes als Burgvogt zu wiſſen begehre, welch’ edle Gäſte das Schloß aufnimmt.“

„Ritter von Berneck, Herr Burgvogt,“ verſetzte Erich, ſich artig verneigend.

Der alte Herr ſah bei dem Namen anſcheinend betroffen auf.

„Und Euer Begehr?“ fragte er weiter.

„Ich bitte, nach dem Brauche dieſer Burg der edlen Herrin derſelben meine ritterlichen Dienſte weihen zu dürfen,“ antwortete Erich.

Ein Schatten glitt über des alten Ritters friſches Geſicht.

„Ich darf Euer Begehren nicht zurückweiſen, wenn ich auch wünſchen möchte, daß Euer Weg ein anderes Ziel gefunden hätte,“ ſprach er mit einem Seufzer. „So ſeid denn willkommen.“

Die Freunde ſtiegen von den Roſſen, die auf Befehl des Burgvogts in den Stall gezogen wurden.

Darauf wendete er ſich wieder an den Ritter von Berneck.

„Bevor ich Euch in das Schloß geleite,“ ſprach er, „habt die Güte, an jener Säule dort zu ſchwören, daß Ihr nicht mit böſer Abſicht in dieſe jungfräuliche Veſte eingetreten ſeid, noch mit heimlicher und unredlicher Liſt zum Ziele zu gelangen trachtet.“

„Ich habe mit dergleichen meine ritterliche Ehre nie befleckt,“ lehnte der Ritter ſtolz ab. „Wozu bedarf es des Schwures?“

„Was der Muth dem Zufall oder dem Glück abringen mag, das ſoll nicht eine Beute betrüglicher Schlauheit ſein, wie wir uns von manchem Abenteurer wol zu verſehen hätten,“ verſetzte der Burgvogt mit gemeſſenem Ernſte. „Es mag gegen Euch der Vorſicht nicht bedürfen; aber unſer Brauch erheiſcht ſie: wollt Ihr Euch ihm nicht fügen — gut; ich laſſe Eure Roſſe wieder ſatteln und Ihr reitet den Burgweg wieder hinab — mir iſt es ſchon lieber.“

„Nein, nein!“ fiel Erich eifrig ein. „Wie ich's halte, kann ich auch ſchwören. — Ich bin bereit.“

Der Burgvogt führte den Ritter ſchweigend einige Stufen zu einer Granitſäule hinauf, die im Hofe ſtand, und legte ihn an feſte, eiſerne Bande: und Erich ſtand, vom Wiederſchein des Abendroths, wie von blutrothen Flammen eingehüllt, einem Märtyrer gleich, der auf dem Scheiterhaufen ſeine Meinung bekennt und beſiegelt; und wiederholte ruhig und feſt den Schwur, den der alte Burgvogt ihm langſam und feierlich vorſprach.

Als der Ritter von Berneck die Stufen wieder hinabſtieg, ſprang ihm im Radſchlagen auf Händen und Füßen ein alter, verwachſener Burſch entgegen, der, indem er ſich aufrichtete, ſeinen breiten Mund zu einem grinſenden Lachen verzog.

„Nehmt meine ſchuldige Reverenz und den Bruderkuß,“ ſchnarrte er Erich an, indem er ihm ſeine, mit Schellen beſetzte Lederkappe vor die Füße warf. „Um unſere Zunft hat's keine Noth, da ſolch' wackere Geſellen ihr beitreten.“

„Fort, Narr!“ herrſchte der Burgvogt den Alten an.

„Laßt mich doch meinen Gruß beſtellen an die andern lieben Genoſſen,“ verſetzte der Narr. „Nicht wahr, edler Ritter,“ hielt er Erich feſt, „Ihr werdet ſie nicht verfehlen und die Beſtellung nicht vergeſſen?“

„Ich bin deſſen doch nicht ganz ſicher,“ antwortete der Ritter, indem er dem Burgvogt folgte, der die Freunde in das Schloß führte, in ein geräumiges Zimmer eintreten ließ und ſich ſodann empfahl, um die Burgherrin zu benachrichtigen.

Der Sänger warf einen ſcheuen Blick durch das Zimmer, deſſen Wände ſchwarz ausgeſchlagen waren und das im abendlichen Dämmerlicht recht unheimlich erſchien.

Im hohen Bogenfenſter lag der Mönch auf den Knien. In ſeine Andacht vertieft, beachtete er die Fremden nicht.

Drei Reihen Wappenſchilder mit Helm und Sporen hingen an den Wänden; ſie erglänzten matt röthlich in der tiefen dunklen Gluth, welche durch die bunt bemalten Fenſterſcheiben hereinfluthete, und zeigten in einer Inſchrift den Namen und den Todestag des Beſitzers an; — ſie gehörten alle den Rittern, die bei dem gefährlichen Ritt ihr Leben verloren hatten.

Während der Sänger mit ſtillem Grauen dieſe Namen las, wendete Erich ſich zu dem Mönch, der ſich eben von ſeinem Gebet erhob und an ihm vorüberſchlüpfen wollte.

„Seid gegrüßt, ehrwürdiger Vater,“ ſprach er ihn an. „Ihr gönnet Euch wenig Ruhe in Ausübung Eurer heiligen Pflichten.“

„Beten thut Noth für Diejenigen,“ verſetzte der Mönch mit finſterm Ernſte, „welche den eitlen Dingen dieſer Welt nachſtreben und darüber ihr ewiges Heil zu wahren vergeſſen.“

„Gilt Eure fromme Sorge denn nicht den Todten, an deren Grabe ſonſt Niemand betet?“

„Sie fanden den Frieden wieder, den ihr bethörtes Herz verloren hatte,“ ſprach der Mönch mit Bedeutung.

Und er verſchwand durch die Thür, durch welche der Burgvogt eben wieder eintrat.

„Ihr waret hier,“ begann er, des Ritters Hand erfaſſend, „in recht ernſter Geſellſchaft. — Hat ſie kein Wort zu Eurer Seele zu ſprechen vermocht?“

„Es iſt ein kalter, blaſſer Mund, der hier das Wort führt, und keiner zum Herzen dringenden Rede fähig,“ antwortete Erich mit ruhigem Lächeln. „Er ſprach wie Troſt und Warnung — und ich bedarf deren nicht.“

„Mit Gott alſo!“ ſagte der Alte mit feierlichem Ernſt. „Das Fräulein iſt bereit, Euch zu ſehen.“

Kunigunde empfing die drei Herren in der weiten, gewölbten, hellen Halle im Kreiſe ihrer Jungfrauen. — Ein ſchwarzſeidenes Kleid umwallte in reichem, weitem Faltenwurfe die edle, ſchlanke Geſtalt, welche den Tannen ihrer Berge glich. Ihr volles, weichblondes Haar, matt glänzend wie Perlmutter, war in breiten Flechten zierlich aufgewunden und von einem goldenen Kamme zuſammengehalten. — Man hätte ſie wol für ein Kind halten mögen, ſo rein und weich rundeten ſich Kinn und Wangen: aber der milde Blick der wunderbar dunkelblauen Augen ſtrahlte die ſinnige Tiefe eines noch keuſch verſchloſſenen Herzens aus. Die langen, ſeidenen Wimpern ſtanden wie Wächter über dem ſtrahlenden Zauberquell und darüber wölbte ſich ſtolz und gebietend eine hohe, weiße Stirn: und Anmuth und Würde vereinigten ſich in dieſer Erſcheinung zu einem Bunde von geheimnißvoller, überwältigender Macht.

Kunigunde begrüßte die Freunde, welche ſich in bewundernder Huldigung ſchweigend verbeugten, mit ſtiller, anmuthiger Neigung des Kopfes. Ihre ganze Haltung war würdig und gefaßt und doch von tiefer Bewegung erfüllt.

Der Sänger hatte, wie von einer überirdiſchen Erſcheinung geblendet, ſeine Augen geſenkt; aber die magiſche Gewalt, welche die königliche Schönheit des Mädchens ausſtrahlte, hatte ihn im tiefſten Gemüthe getroffen: ſeine Seele hatte ſchaudernd zurückgebebt vor der Sphinx, die ſo viel blühendes Menſchenleben opfern konnte — und dennoch, jetzt von ihrem berauſchenden Zauber ſelbſt erfaßt, fühlte er ſein Herz von den Feſſeln umſtrickt, welche ihre Blicke woben, und ſein Denken verwirrte ſich an dem unbegreiflichen Räthſel, daß Schönheit und Milde ein tödtliches Gift ausſtrömen können.

„So begehrt auch Ihr den Ritt um meines Schloſſes unheilvolle Mauern?“ begann Kunigunde, indem ihr Blick ſcheu und flüchtig den Sänger ſtreifte.

„Ich kam mit dem Entſchluſſe hierher, dazu Eure Erlaubniß zu erbitten,“ entgegnete der Ritter. „Und nun —“

„Und nun?“ fiel das Fräulein mit ängſtlicher Spannung ein.

„Und nun?“ vollendete der Ritter, und ſein flammendes Auge bedeckte ganz die leiſe erbebende Geſtalt des Mädchens; „nun weiß ich, daß die flüchtige Eingebung abenteuernden Sinnes den vollen Inhalt meines Lebens erfaßte.“

„O mein Gott!“ flüſterte Kunigunde, „wie ſchwer ſuchſt Du mich heim!“

Niemand verſtand wol ihre Worte.

Sie wendete ſich ab und ſtarrte in den dunkelnden Abend hinaus, der fern am Horizonte im ruhenden Gewölke verglühte, während tief unten die Nebel ſchon ihre feuchten Schleier um die Berge wanden.

„Was bedeuten die Lichter, welche den Berg heraufſchwanken?“ unterbrach Kunigunde das peinliche Schweigen, mit der Hand in den Grund deutend.

„Man bringt wol die Leiche des Knappen herauf, der von der Mauer ſtürzte,“ erklärte der Burgvogt.

Kunigunde neigte ſich tiefer zum Fenſter und Niemand ſah es, daß eine heiße Thräne — der Thau der Blüthe des Menſchenherzens — ihr Auge füllte.

Plötzlich aber wankte ſie zurück. — Sie ſchien zu ſinken.

„Es wandelt Euch ein Schwindel an, Kunigunde,“ ſprach, an ſie herantretend, eine ihrer Jungfrauen, und der kalte, harte Ton dieſer Worte berührte Alle wie ſcharfe Eisſplitter.

„Es iſt nichts, Gertrud,“ entgegnete das Fräulein, ablehnend und ſtolz ſich wieder aufrichtend. „Man ſoll die Lichter anzünden und das Mahl bereiten.“

„O, ſie kann nicht fühlen,“ murmelte der Sänger; „ſie iſt nur die ſchöne Hülle einer unendlichen Leere!“

„Nicht wahr, Eure Eltern leben nicht mehr,“ wendete Kunigunde ſich an den Ritter.

„Der Vater lebt mir noch und hält allein Haus auf Berneck in Franken.“

„So lebt er noch, mein alter, biederer Georg von Berneck?“ rief der Burgvogt aus. „Das iſt mir eine fröhliche Nachricht!“

„Ihr kennt alſo meinen Vater?“ fragte der Ritter überraſcht zurück.

„Nun, Erich,“ ſprach der alte Herr, „ich könnte Euch wol zürnen, daß ihr Euch meiner gar nicht mehr erinnert: hab’ ich Euch doch manchmal, in meinen Pelz eingewickelt, mitreiten laſſen gen Plaſſenburg oder hinaus in den Forſt, wo der Ochſenkopf und der Schneeberg zu beiden Seiten hereinſchauen.“

„Hilf Himmel! — So ſeid Ihr der Frieſenſteiner, meines Vaters treuer Freund und tapferer Waffenbruder?“

„Ja freilich! — Die Zeit iſt eben nicht gar glimpflich mit dem alten Diethelm von Frieſenſtein umgeſprungen,“ lachte der alte Herr, dem Ritter die Hand ſchüttelnd. „Ihr habt Euch inzwiſchen freilich auch gewaltig geſtreckt. Aber ich erkannte Euch doch ſogleich wieder. — Ach, Erich! und nun werft Ihr mir einen recht dunklen Schatten auf meinen Lebensabend und in dieſe Stunde! — Weiß denn Euer Vater, daß Ihr hier ſeid?“

„Ich habe ihm geſagt,“ verſetzte der Ritter, „daß ich Abenteuer ſuchen wolle in Schleſien und Preußen. — Zieh' in Gottes Namen dahin! ſprach er, ich hab' es auch gethan, da ich jung war; und es wollte mir nicht in den Sinn, daß mein alter Vater mir gar ſo betrübt Valet ſagte — und als ich heim kam, da hatte er die Hände und die Augen für immer geſchloſſen und lag unten bei den Ahnen. — Ich weiß jetzt wol, wie ihm geweſen, da ich davonritt. — Doch das, ſprach mein Vater weiter, ſoll Dich nicht abhalten; und was Dir Hohes und Edles begegnet, dem ſtrebe nach mit der Stärke Deines Armes und aller Kraft Deines Sinnes und der Gedanke an mein einſames Greiſenalter ſoll Dich vor keiner Gefahr zurückweichen laſſen — er ſoll Dir nur zur Seite treten, wenn Du Etwas gegen unſeres Hauſes und Deine ritterliche Ehre thun wollteſt. — Und ſo reichte er mir die Hand und ich ritt gen Schleſien,“ ſchloß Erich.

„Der Himmel führe es zu einem guten Ende!“ ſprach der alte Diethelm bewegt, indem er ſein Barett andächtig vom greiſen Haupte zog.

Da trat Kunigunde an den jungen Ritter heran.

„Ich ſehe, der Gedanke an den alten, einſamen Vater bewegt Euer Gemüth tief,“ ſprach ſie weich. „O, ich beſchwöre Euch, Herr Ritter! haltet das ehrwürdige Bild feſt in Eurer Seele — denkt ſeines Leids, als er daheim ſeinen Vater nicht wiederſah, der doch nur dem unwandelbaren Geſetz erlegen war, welches des Menſchen Leben beherrſcht; und denkt daran, wie viel tiefer ſein graues Haupt ſich beugen würde, wenn ihm gegen die Ordnung der Natur der Sohn, den er im Schmuck der Jugend ſcheiden ließ, nicht heimkehrte — nicht heimkehrte, weil er in unchriſtlicher Vermeſſenheit ein Wagniß unternahm, das noch niemals gelang!“

„Verzeiht, edles Fräulein!“ wendete der Ritter von Berneck ein, „wie möget Ihr ſelbſt unchriſtliche Vermeſſenheit nennen, was Ihr doch herausfordert?“

Kunigunde legte ihre leiſe bebende Hand leicht auf ſeinen Arm und führte ihn zum Fenſter.

„Ich will nur die Freiheit haben, an meines Vaters Grabe zu weinen,“ ſprach ſie. „Seht, in dem weiten, feierlichen Tempel, den jetzt die Nacht unſerm Auge verbirgt, meiner Trauer mich hinzugeben; in dem beſänftigenden Frieden dieſer erhabenen Natur mich in mein Leid ſtill und ganz zu verſenken — das allein begehre ich! Und ich weiß es, daß ich nichts, was darüber hinausreicht, zu gewähren vermag!“

„Die volle Herrlichkeit dieſer erhabenen Natur, wie ſie auch mir erſt ſeit einer Stunde ſelbſt aus den Schatten der Nacht in das tiefbewegte Gemüth hineinſtrahlt,“ verſetzte der Ritter mit inniger Wärme, „hat ſich, edles Fräulein! Eurem, der Ruhe des Todes zugeneigten Sinne noch nicht erſchloſſen.“

„Ach, er kann ſich ihr nie erſchließen!“ antwortete das Fräulein, mit tiefem Schmerze den Kopf leiſe ſchüttelnd. „Denn nun brennt Blutſchuld mir mit verzehrenden Flammen im Herzen und an dem Frieden, den ich mir bewahren wollte, nagen giftige Schlangenbiſſe!“

„Laßt mich, edles Fräulein! dieſe Schuld einlöſen!“ rief der Ritter in leidenſchaftlicher Hingebung. „Ach, Ihr wißt nicht, wie Alles, was Ihr mir ſagt, mich allgewaltig antreibt, den Bann zu brechen, unter dem ich Euch leiden ſehe!“

„Laßt ab, Ritter!“ bat die Dame. „Nie, nie könnte ich Euch den Preis gewähren, den Ihr zu erringen meint!“

Der Ritter trat in edlem Stolze einen Schritt zurück.

„O, mein Fräulein,“ ſprach er mit Würde, „den Bedrängten beizuſtehen, welches auch ihre Noth ſei, ohne nach dem Lohn zu fragen, das iſt echte Ritterthat!“

„Noch niemals, Herr Ritter, habe ich vor Menſchen mein Knie gebeugt,“ flehte Kunigunde, indem ſie demüthig vor Erich ſich neigte, „und hier bitte ich zu Euren Füßen — und all das blühende Leben, das Euch voranging auf der fluchbeladenen Bahn möge meinen Worten Kraft verleihen: erbarmet Euch meiner! Häufet nicht gegen mein inſtändiges Bitten neue Schuld auf meine ſchwer bedrängte Seele! — O Diethelm!“ wendete ſich das Fräulein mit gefalteten Händen an den Burgvogt, „hilf mir ihn erweichen, daß er Mitleid habe mit meinem Elend.“

„Fräulein,“ verſetzte der Burgvogt mit verlegener Unruhe, „ich kann gegen eines Ritters Wort nicht ſprechen.“

„Edles Fräulein,“ ſprach Erich bewegt, Kunigunde an ſeiner Hand aufrichtend, „ich kann Euer Flehen nicht ertragen! Und nie wieder — bei meiner ritterlichen Ehre! — ſoll eines Mannes Auge Eure Demüthigung ſehen! — Wort gegen Wort: das meinige iſt mir nicht weniger heilig, als Euch Euer Gelübde.“

„O, in dieſen eiſernen Herzen iſt kein Mitleid zu erwecken!“ rief Kunigunde mit überſtrömender Bitterkeit. „Sie erachten es für groß, ihr menſchliches Gefühl zu verſteinern und in hochmüthiger Sklaverei des eigenen Wortes ſich abzuwenden von den Qualen einer gemarterten Seele!“

Gertrud trat mit einem Lächeln voll Hohn auf den ſchmalen Lippen an Kunigunde heran.

„Wozu nur kalten Männern wieder ein Schauſpiel geben, in welchem ſie mit lüſtern neugierigen Augen nur eine Verherrlichung ihrer dünkelhaften Selbſtſucht ſehen!“ ſprach ſie mit ruhigem Spotte. — „Der Schwindel auf der Zinne — der geheimnißvolle Zug der Tiefe: Ihr habt ſie ſchon öfters walten laſſen — Ihr werdet es auch wieder geſchehen laſſen.“

„So lieb Dir meine Gnade iſt — ſprich nie wieder ſo!“ fiel Kunigunde in edlem Unwillen ein. „Wie Arges ſie auch gegen mich unternehmen — mir geziemt es, menſchlich zu ſein.“

Sie wendete ſich mit ſtolzer Würde ab und Gertrud, deren Blick den Ritter von Berneck ſtreifte, trat mit einem höhniſchen Lächeln zurück.

Inzwiſchen war das Mahl aufgetragen worden. — Der Frieſenſteiner lud die Gäſte ein, Platz zu nehmen, und führte auch das Fräulein an die Tafel, die auf ſchneeweißem Linnen reichlich, aber einfach beſtellt war; kein feſtlicher Schmuck, kein reiches Prunkgeſchirr, nicht einmal ein Blumenſtrauß zierte ſie.

„Verzeiht, daß Ihr wol manche Aufmerkſamkeit vermißt, die man ſonſt lieben Gäſten erweiſt,“ ſprach der Burgvogt entſchuldigend zu Erich. „Seitdem die Burg nicht aufhört, ein Trauerhaus zu ſein, weiſt das Fräulein jeden feſtlichen Brauch zurück.“

„Das ehrt die edle Dame hoch,“ antwortete der Ritter.

„Es wird Alles aufgeſpart zum luſtigen Hochzeitsmahle,“ flüſterte eine Stimme ihm zu.

Er wendete ſich um und erkannte Gertrud, die ſich zu entfernen ſchien; und der Sänger, der es bemerkte, fühlte ſich erleichtert in der Erwartung, ſie nicht unter den Tiſchgenoſſen zu ſehen.

Als jedoch das Gebet geſprochen worden war, trat ſie aus einer Ecke vor und nahm dem Ritter von Berneck gegenüber Platz.

Heinrich fand Muße, ſie genauer zu betrachten: niemals meinte er ein Geſicht geſehen zu haben, ſo wohlgebildet in allen einzelnen Zügen, und doch ſo abſtoßend im Ganzen — die fein geformten, wohl erhaltenen Trümmer eines zuſammengebrochenen Tempels. — Beſonders unangenehm wirkten die blauben Fiſchaugen auf ihn, aus deren kalter Tiefe es bisweilen dämoniſch zu dem Ritter Erich hinüberblitzte, wie das Aufleuchten ſumpfiger Waſſer in dunkler Nacht.

Das Mahl verlief einſilbig; Kunigunde ſprach wenig und genoß faſt gar nichts.

Dann brachte einer der Knappen ihr einen umfangreichen, goldenen Pokal voll perlenden Weines.

„Dieſen Ehrentrunk,“ ſprach ſie, daraus nippend, „bringe ich der Erinnerung an meinen Vater! — Thut desgleichen, wie hier der Brauch iſt.“

Dann, während der Pokal weiter ging, wendete ſie ſich erklärend an den Ritter von Berneck.

„So habe ich es gehalten ſeit des Vaters Tode; und ſo gedenke ich es zu halten bis an meines Lebens Ende.“

Der Ritter nahm den Becher aus des Burgvogts Hand und verneigte ſich mit feinem Anſtande gegen das Fräulein.

„Uns, die wir uns noch freuen des goldenen Lichts des ſchaffenden Tages,“ ſprach er, „geziemt es wol, Denen ein ehrendes Andenken zu bewahren, die uns im

Leben nahe ſtanden: ſo thue ich Euch bereitwillig Beſcheid.“

Und nachdem er getrunken hatte, ging der Becher von Hand zu Hand. — Nur Gertrud wies ihn zurück — Niemand achtete darauf.

Darauf wurde den Gäſten und dem Frieſenſteiner Wein in ſilbernen Bechern gereicht und der alte Diethelm leerte den ſeinigen auf die Geſundheit ſeines wackern Freundes Georg von Berneck und ließ ihn öfters wieder füllen.

Geſprächig gerieth er in ſeine Jugenderinnerungen hinein: er erzählte mit Vorliebe von ſeiner Waffenbrüderſchaft mit dem Bernecker, vom gelobten Lande, wo ſie mit einander geweſen, vom türkiſchen Sultan, an deſſen glänzendem Hofe ſie einſt als Herolde ſich ritterlich und mannhaft bewieſen, ſo daß der heidniſche Held Jedem eine ſchwere, goldene Kette verehrt und ihnen viel Freundliches angethan hatte; dann von den Kämpfen mit den Saracenen und mit wilden Thieren. Und ſo rollte er in nimmer ſatter Freude an einer thatenluſtigen Jugend die wechſelnden Bilder einer reichen, bewegten Vergangenheit vor den geduldigen Gäſten auf.

Kunigunde hatte ſich längſt zurückgezogen; ſie liebkoſte in der Ecke die jüngſte ihrer Jungfrauen, ein ſtilles, freundliches, anmuthiges Kind.

Gertrud miſchte ſich bisweilen in die Erzählungen des alten Dietʜelm, indem ſie an den Ritter von Berneck in ihrer höflich-ſpöttiſchen Weiſe eine Frage richtete; der Sänger, der ſtill beobachtend dabei ſaß, bemerkte wol, wie ihre ſonſt ſo kalten Augen nach und nach einen ſeltſam düſtern Glanz gewannen.

Er fühlte ſich davon unangenehm berührt, auch einſam in dem kriegeriſchen Geſpräch; er trat an eines der Fenſter, das am Tage wol eine lohnende Ausſicht in die Thäler darbieten mochte.

Jetzt freilich hatten die grauen Herbſtnebel Alles verſchüttet; ſie verſchmolzen am Horizont mit den dunklen Maſſen des Gebirges, die ſich wie Rieſenmauern am Himmel hinaufzogen. Hier und da funkelte ein blaſſer Stern darüber; der Wind jagte wirbelnde Wolkenfetzen dahin und aus der Tiefe klang das Rauſchen des Waldes dumpf und gewaltig herauf.

Klarer und herber empfand der Sänger die ſchmerzliche Unruhe, die ihn beherrſchte, ſeitdem er die Burg betreten hatte; tiefer ſenkte ſein Blick ſich in die chaotiſche Verwirrung der ſtürmiſchen Herbſtnacht hinab: ihm däuchte, auch ſein Tag neige ſich zur Rüſte und doch wolle aus der Nacht — aus der einſamen Nacht, die er herankommen ſah, die Ruhe der Erlöſung ſich nicht auf ſeine müde Stirn herabſenken.

Eine Hand berührte leiſe ſeine Schulter.

Er wendete ſich um — das Fräulein ſtand vor ihm.

„Ihr ſeid mein Gaſt,“ ſprach Kunigunde, „und ich weiß doch noch nicht, wer Ihr ſeid. — Verzeiht ein vielleicht voreiliges Wort — Ihr ſcheint durch viele reiche Gaben bevorzugt, und doch nicht glücklich.“

„Wer möchte darauf Anſpruch erheben,“ antwortete der Sänger, „wenn ſelbſt an der Heimſtätte von Anmuth, Geiſt und Sitte das Glück ein Fremdling iſt! — Meines Hauſes Name iſt von der Halden; ich werde Heinrich von der Halden genannt.“

„So ſeid Ihr,“ ſprach das Fräulein überraſcht, „wol der Sänger, von welchem ſo manche erhebende und erheiternde Weiſe lautet?“

„Wol errang ich mir manchen ſchönen Kranz,“ entgegnete Heinrich, „und mir däucht, ich ſah ſie in einer Stunde alle welken.“

„Kann denn auch der friedliche Dienſt des Geſanges nur im Kämpfen und Ringen ſeine Palmen erwerben? Iſt auch dem Sänger nicht beſchieden, ſie ſtill zu nehmen und zu hegen?“

Der Junker von der Halden neigte das Haupt.

„Nein,“ ſprach er, „denn die ſchweren Kämpfe, welche verborgen in der Bruſt des Menſchen ſich vollziehen, gewinnen Form und Geſtalt in Wort und Weiſe des Liedes. — Wir geben, was wir haben — öfters aber wird uns noch mehr genommen.“

„O mein Gott!“ klagte das Fräulein, mit dem feuchten

Glanze des dunklen Auges den Sänger überſtrahlend, „ich bitte Euch, macht mir nicht den Vorwurf, daß ich Euch den Freund zu rauben trachte! — Bin ich nicht ſchwer genug beſtraft, daß nur die wilde Oede dieſer Berge, nur der Bach, der über die Felszacken ſtürzt, meiner unverſtandenen Klage antwortet, welche die Menſchen nicht verſtehen wollen, weil ſie gemüthlos, wie der Bergknappe nach dem ſtrahlenden Golde, ſo nach dem gemeinen Beſitz ſtreben?“

„O, haltet ein!“ rief der Junker verwirrt. „Nicht Jeden ſoll man meſſen nach dem gemeinen Maaß!“

„Ihr reitet über die Berge hinüber im hellen Morgenlicht, neue Kränze zu erringen,“ fuhr Kunigunde fort; „und das Leben heilt die Wunde eines flüchtig vorüberrauſchenden Augenblicks — hier aber blutet ſie langſam und ſtill aus und Niemand achtet darauf, Niemand beklagt es — denn Niemand glaubt es!“

Wie ſie ſo vor dem Sänger ſtand und die majeſtätiſche Hoheit ihrer Geſtalt in einem melancholiſchen Neigen des ſchönen Hauptes ſich beugte, der ſtolze Blick ihres Auges in einem leidensvollen Lächeln dahinſchmolz: da preßte der Sänger in ſtürmiſcher Aufwallung die Hand gegen das Herz.

„Und die Wunden,“ ſtammelte er, „die Wunden, die wir empfangen, um daran zu vergehen?“

Da trat der alte Diethelm in ſeiner heitern Laune heran.

„Nun, werther Junker,“ ſprach er, dem Sänger ſeinen vollen Tummler zutrinkend, „laßt uns die gute Stunde mit dem beſchließen, was aller Orten als das Höchſte geprieſen wird — mit fröhlichem Geſange!“

„Der ernſte Augenblick,“ entgegnete Heinrich ablehnend, „klingt im heitern Liede kaum harmoniſch aus.“

„Ei,“ rief der Frieſenſteiner, indem er dem Sänger eine Harfe reichte, „glaubt nur nicht, daß wir den Ernſt verſchmähen neben dem lichten Sonnenſtrahl! — Unſere ſchwarzen Fichtenberge werfen die tiefen Töne ernſter Schatten ja auch auf unſere hellſten Stunden und,“ ſchloß der alte Ritter lächelnd, „gar zu dunkle Blüthen wird ein junges Sängerreis wol nicht treiben.“

Von den hochſchlagenden Wogen ſeiner Stimmung fortgeriſſen, griff der Sänger voll in die Saiten; und die Töne rauſchten mächtig, wie Winterſturm durch kahle Baumwipfel, in dem hohen Gewölbe des weiten Saales wieder; dann den überwallenden Strom gewaltſam bezwingend, ließ er ihn leis, wie in der Ferne verwehende Klagen, in weichen Accorden verhallen, und fiel endlich mit voller Stimme ein, und in den leis erbebenden Schwingungen klang des Sängers tiefe Bewegung wieder:

„Der junge Ritter und ſein Geſell,
Sie ritten hinaus im Morgenhell.
Des Ruhmes verlockende Preiſe winken
Und ſanfte Augenſterne blinken —
Ei, grüß' Dich Gott, junges Leben!

Der Mittag ſendet gar heißen Strahl;
Sie reiten hernieder in's Wieſenthal
Und lagern zu guter Stunde
Am Quell im kühlen Grunde —
Behüt' Dich Gott, junges Leben!

Mit ſüßer Gewalt zieht den Rittersmann
Die Nixe hinab in den Waſſerbann —
Und ach! der bethörte Geſelle
Verſinkt in der Zauberwelle!
Dich tröſte Gott, junges Leben!

Und Abendthau die Büſche kühlt —
Auch mir hat die Welle das Herz beſpült:
Muß nun mit bittern Leiden
Der Nacht entgegenreiten!
O Valet, junges Leben!“ —

Der Geſang, deſſen letzte Töne wie unterdrücktes Schluchzen verklangen, hatte ein Echo in jeder Bruſt gefunden — es war ſtill geworden im Saale.

Nur aus einer entfernten Ecke erklang ein leiſes, höhniſches Lachen.

Dort erhob ſich Gertrud! Sie trat an den Ritter von Berneck heran.

„Ein hübſches Lied, das uns Euer Freund eben vernehmen ließ,“ ſprach ſie, und es zuckte boshaft um die ſchmalen, blaſſen Lippen; „man kann ſich Manches dabei denken.“

„Und man braucht, was man denkt, nicht gerade auf den öffentlichen Markt zu bringen,“ entgegnete der Ritter mit ablehnender Kälte. „Nicht jede Waare erſcheint jedem Käufer preiswürdig.“

„O, ganz recht, Herr Ritter!“ antwortete Gertrud. „Und nicht jede Waare findet den Käufer, den ſie erwartet, noch den Preis, den ſie verdient — die Wellen ſind ein gar betrügliches Element: die Menſchen können nicht darin beſtehen — die Nixen aber tauchen daraus luſtig wieder empor.“

„Geuß den Gift auf einer andern Stelle aus!“ rief der Ritter unwillig.

Gertrud warf ihm einen ſprühenden Blick in das erregte Geſicht und zog ſich, die Achſeln zuckend, zurück.

Im Schloßhofe erhob ſich in dieſem Augenblick lauter Lärm; die Rufe menſchlicher Stimmen, das ungeduldige Stampfen zahlreicher Roſſe und Hundegebell drangen herauf und in die Fenſter fiel der grelle Wiederſchein brennender Fackeln. Im Saale entſtand eine unruhige Bewegung und in wenigen Minuten war der alte Burgvogt mit den fremden Gäſten allein im Zimmer.

Das Fräulein hatte ſchon, als die letzten Töne der Harfe verklangen, ſich plötzlich erhoben und das Gemach verlaſſen.

„Laßt's Euch nicht kümmern," beantwortete der Frieſenſteiner den fragenden Blick des Ritters. „Das Fräulein reitet auf die Jagd hinaus."

„Das iſt eine ſeltſam gewählte Zeit," ſprach Erich verwundert.

„O geht doch!" lachte der Burgvogt. „Hier iſt's eben nichts Ungewöhnliches. — Aber wahr iſt, daß das Fräulein Kunigunde ungeſtümer als je iſt. Ich finde ſie heut ſeltſam unruhig. — Doch bin ich ja ſelbſt aus dem Eiſe meines Alters in das grüne Thal der Jugend hernieder geſtiegen."

„Wie kam das Fräulein zu dieſer Gertrud?" fragte Erich. „Die, meine ich, könnte dem Sinn und Weſen Kunigunden's nur zuwider ſein?"

„Das iſt eine eigene Geſchichte," erzählte Diethelm. „Sie iſt drüben aus Böhmen und ſoll von hohem Stande ſein. — Hier kann Niemand ſie recht leiden und nur das Fräulein iſt von ihr wie bezaubert. Mir iſt's freilich wunderbar: denn lieb haben kann die Böhmin keinen Menſchen, als nur ſich ſelbſt."

Im Hofe unten wurden die Thore der Burg geöffnet und der nächtliche Zug ſtürmte hinaus mit Hörnerklang und Rüdengebell; voran auf einem hohen, weißen Roſſe die edle Geſtalt des Fräuleins, und daneben auf einem wildſchnaubenden Rappen Gertrud.

Eulen und Raben fuhren mit heiſerm Geſchrei aus den Fichten heraus, auf welche das ſchwankende Fackellicht bald blutrothe Reflexe, bald tiefe Schatten warf; einzelne Stöße der Hörner bezeichneten, gleich tönenden Fußtritten, fern und ferner den Weg des Zuges, der endlich mit verhallendem Getöſe in die Nacht und das vom Sturmwind geweckte Brauſen des Waldes verſank.

Der Sänger blickte ihm lange ſinnend nach; er empfand es mit ſchmerzlichem Bedauern, daß ein nicht gewöhnliches Menſchenleid in ſolchem wüſten Geräuſch die Ruhe der Betäubung ſuchte — und doch nicht fand.

Auch der alte Frieſenſteiner und Erich waren ſtill geworden; der Gedanke an die nächſten Tage pochte vielleicht wie eine ernſte Mahnung an ihre Gemüther.

Der Burgvogt entriß ſich zuerſt dieſer nachdenklichen Stimmung.

„Es iſt immer ein bedrückender Augenblick,“ ſprach er, „wenn nach einem reichen Feſtgelage die letzten Freudenlichter verlöſchen, und der laute Jubel im ſtillen, ſelbſtbeſchaulichen Sinnen austönt. — So froh wie heut war ich lange nicht — wie's fürder wird, mag Gott walten! — Ich denke, uns Männer ſoll jede Minute gewappnet finden. — Der Herr behüte Euch, Ihr wackern Geſellen und werthen Freunde,“ ſchloß er, den Gäſten die Hand reichend. „Gut' Nacht allzwei!“

Dann befahl er den Knappen, die Freunde in ihr Gemach zu führen.

III.

Der neue Tag war bereits eine gute Strecke am Himmel heraufgeſtiegen; langſam begann die Gegend ihren grauen Nebelmantel zurückzuſchlagen und ihre reiche Pracht weithin ſichtbar zu entfalten.

Der Junker von der Halden ſtand auf einer der äußerſten Baſtionen der Burg und blickte mit ſtaunender Bewunderung in die tiefen Thäler hinab, in denen die hellen Bergwaſſer blitzend niederſtiegen.

Vier große, uralte Lindenbäume wölbten ſich breit über ihm und ſchüttelten langſam die gelben, thaufeuchten Blätter auf ihn herab; in dem weiten Geäſt wiegten ſich die Vögel, welche aus dem Fichtenwalde heraufkamen, und hoch darüber hinweg wanderte ſchreiend eine Schaar von Zugvögeln ſüdwärts.

Die mannigfaltigen Gemüthsbewegungen des vorangegangenen Tages hallten in Heinrich's Gemüth noch wie die verwehenden Schwingungen eines Echos nach — eine neue Saite klang mit milder Wehmuth zu weichem Accorde leis und ahnungsvoll hinein und aus der, vom hellen Licht des Morgens in ihrem tief-ernſten Eindruck gemilderten Farbenpracht des Herbſtes ſchien eine ſchmerzliche Auflöſung heraufzudringen.

„Es will Abend werden in der Natur,“ flüſterte der

Sänger leiſe für ſich; „die Abendröthe des Jahres legt ſich mild über die Berge; — flammt die Abendröthe auch meines Lebenstages in der ahnungsſchauernden Seele auf? Und wenn der Winterſturm die letzten Blätter von den Bäumen reißt — wird dann vielleicht die Nacht hereingebrochen ſein, die Nacht mit ihrer beſchwichtigenden Ruhe für unſtillbares Sehnen?“

Sinnend blickte der Junker dem dahinziehenden Vögelſchwarm nach.

„Bringt meinen Gruß,“ begann er erſt leis, dann immer lauter zu ſingen:

„Bringt meinen Gruß dem Vaterlande,
Dem reichbeglückten Schwabengau;
Und grüßt die Burg am Neckarſtrande,
Den Ritter und die hehre Frau!

O Ihr, ſo die beglückten Flügel
Zu ſchönem Lande freudig lenkt,
O ſagt's, daß auf dem fernen Hügel
Der Sänger auch der Heimath denkt! —

Wol hör' ich's oben froh ertönen:
„Wir fliegen — fliegen immer zu;
Das Leben iſt ein ewig Sehnen,
Das nirgends Heimath hat und Ruh!“

Auch von den Wolken hör' ich's ſagen —
Sie ſcheuen ſich in's Thal herein:
Man ſieht ſie raſtlos weiter jagen —
Sie wollen nirgends heimiſch ſein.

Und ſeh' ich Wind und Wolken ziehen —
Möcht drängen mich in ihren Zug:
Sie aber wollen nur entfliehen;
Die Liebe lenkt nicht ihren Flug!

So ſteh' ich einſam auf den Zinnen —
Weit ſtrahlt das Land im Morgenlicht;
Doch meiner Sehnſucht ſtilles Sinnen
Verſteh'n die dunklen Berge nicht! —

Da fällt ein welkes Blatt vom Baume —
Es ſinkt dahin; ihm iſt's bekannt:
Da unten, tief im kühlen Raume,
Da iſt gewiß das Heimathsland."

„Siehe da, unſer anmuthiger Sänger!" rief der alte Diethelm, der mit Erich im Geſpräch zwiſchen den Mauern heraustrat. „Das iſt ſchön, daß Ihr, den Waldvöglein gleich, den jungen Tag mit Geſang begrüßt! — Laßt uns eine Weile ſtill ſein von unſerm Reiter- und Fehdegeſpräch, Erich, damit wir nicht wie rohe Kriegerſchaaren in den Blumengarten der Muſik hereinbrechen.“

„Obgleich ich ſonſt bei dergleichen wol mitzuſprechen verſtehe,“ entgegnete der Junker, „ſo weiß ich heut doch Euch Dank für Eure gütige Rückſicht; die großartige, wilde Schönheit dieſes Platzes hat mich in eine Stimmung verſetzt, die ſich gern von kriegeriſchem Streit abwendet.“

„Seht,“ ſprach der Burgvogt, „wie Ihr darin auch meine Meinung trefft! — Auch ich habe an dieſer Stelle ſonſt immer mit großer Luſt den lebendigen Athem des Morgens eingeſogen. Nun aber macht mir der Platz Verdruß. — Seht dort,“ fuhr er fort, mit der Hand in die Berge deutend, „dort ſchaut der Frieſenſtein herüber. Den haben mir, dieweil ich fern war, die Landshuter eingeſchmiſſen. Und nun halten ſie mir den Bau hin mit allerlei liſtigem Vorgeben und Ausreden.“

„Haben ſie denn gelobt, das Schloß wieder aufzubauen?“ fragte der Ritter.

„Ei wohl,“ nickte der Frieſenſteiner; „mit Handſchlag und Pergamen.“

„Wohlan,“ rief der Bernecker, „ſo duldet doch nicht, daß die übermüthigen Bürger Euch ſo ſchlechte Treue halten; ſitzt doch auf mit ein fünfzig Reiſigen und klopft ihnen an die Thore, daß ſie mit Fleiß herauskommen!“

„Das ſoll ſchon geſchehen, mein edler Frankenheld,“

verſetzte Herr Diethelm. „Aber ich habe gelobt, mich zu gedulden bis zum Heiligendreikönigstage; und obwol die Landshuter Schufte thun, als hätten ſie überhaupt gar nicht zu bauen, ſo will ich meine Zuſage doch einhalten. Darnach aber werde ich ihnen die Kelle in die Hand drücken, daß ihnen die Schwielen noch lange den Frieſenſteiner im Andenken halten ſollen!“

„So es Gott gefällt,“ ſprach Herr Erich, „ſo reiten wir dann alle Drei. Und es ſoll mir eine große Freude ſein, meines Vaters treuem Waffenbruder einen guten Ritterdienſt zu thun.“

„Topp!“ rief der Burgvogt, in Erich's Hand herzhaft einſchlagend.

Die drei Herren kehrten plaudernd in das Schloß zurück und trafen in der Halle das Fräulein.

Kunigunde wendete ſich vom Fenſter ab, durch welches ſie ſinnend in die Ferne geblickt hatte, und erwiederte den ehrerbietigen Gruß der Gäſte mit einem ſanften Lächeln.

Sie trug heut ein weißes Kleid, über welches in reichen, gefälligen Falten eine dunkelblaue Tunica herabfiel. Eine goldene Spange hielt ſie knapp unter dem ſchlanken Halſe zuſammen und die weiche, blonde Lockenfülle, welche tief auf die Schultern ſich herabſenkte, faßte ein Geſicht ein, deſſen durchſichtige Bläſſe mehr, als eine dem wilden Jagen geopferte Nacht, — welche ein tiefes, ſeeliſches Leiden verrieth.

Hinter dem Fräulein ſtand Gertrud in einem hochrothen Kleide, welches ſich herausfordernd eng an die reichen Formen einer üppig blühenden Schönheit anſchloß, immer mit dem kalten, ſpöttiſchen Lächeln auf den ſchmalen, feſt geſchloſſenen Lippen.

Der Ritter von Berneck, ganz geblendet von der elegiſchen Schönheit der Dame des Hauſes, und den flammenden Blick nicht achtend, welcher aus den dunklen Augen der Böhmin auf ihn fiel, neigte ſich mit freiem, anmuthigem Anſtande vor Kunigunde.

„Erlaubt, edles Fräulein,“ ſprach er, „daß ich noch heut die Aufgabe löſe, welche mich in die gaſtlichen Hallen dieſer Burg geführt hat.“

„O, Herr Ritter,“ verſetzte Kunigunde mit einem ſchmerzlichen Neigen des Hauptes, „erwartet nicht, daß ich dazu jemals meine Zuſtimmung gebe, wenn ich auch ohnmächtig bin, Euch davon zurückzuhalten.“

„Und wäre es auch möglich, des verpfändeten Ritterwortes zu vergeſſen,“ antwortete der Ritter warm, indem er die Hand betheuernd auf die Bruſt legte, „unmöglich iſt es, Euch ferner leiden zu ſehen unter einem Banne, der Eure Jugend und all’ ihren Reichthum vergiftet!“

„Und dann, wenn Ihr ihn löſt, Herr Ritter?“ rief Gertrud dazwiſchen. „Was dann?“

„Ich werde ihn löſen,“ verſetzte Erich zuverſichtlich. „Der Dank liegt in des Fräuleins Hand.“

Gertrud trat mit einem zornigen Zucken um den Mund zurück.

„Nur heut nicht!“ bat das Fräulein mit unſicherer Stimme.

„Und weshalb nicht heut — weshalb nicht in dieſer Stunde?“

„Verzeiht dem Weſen der Frau, daß ſie davor zurückbebt, das Entſetzliche abermals geſchehen zu laſſen,“ entgegnete Kunigunde. „Weiß ich doch,“ fuhr ſie fort, und während ein faſt unmerklicher roſiger Schimmer flüchtig über ihr bleiches Geſicht glitt, ſtreifte ihr Blick ſcheu den Sänger, „daß die Entſcheidung diesmal nicht Euch und mich allein trifft, ſondern auch den Freund an Eurer Seite!“

Gertrud warf einen ſtechenden, lauernden, geſpannten Blick auf den Ritter von Berneck.

„So laßt Euch nur die Gaſtfreundſchaft der Kynaſtburg noch einige Tage gefallen, werther Freund!“ drängte nun auch der alte Diethelm.

„Ich willige ungern in einen Aufſchub,“ ſprach Erich zögernd. „Eurem Wunſche indeß, edles Fräulein, unwillfährig zu ſein, wäre doch wol nicht ritterlich.“

„O, ich danke Euch!“ rief Kunigunde und ein freudiges Aufleuchten erhellte ihre Züge.

„Wir wollen die Zeit, die wir gewinnen, Euch angenehm auszufüllen ſuchen, lieben Freunde!“ verſprach der Frieſenſteiner vergnügt. „Würde Euch heut vielleicht ein Ritt in den Wald gefallen? Leicht treffen wir wol einen tüchtigen Zehnender zu einem mannhaften Jagen.“

„Das wäre mir wol eine angenehme Unterhaltung,“ verſetzte Erich. „Und Du, Heinrich?“

Der Junker lehnte ab und Erich verabſchiedete ſich bei dem Fräulein.

„Ihr ſeid ja recht begierig auf den Hochzeitskuchen,“ flüſterte ihm Gertrud mit vielſagendem Lächeln zu, als er mit Diethelm die Halle verließ.

„Seid ohne Sorge,“ verſetzte der Ritter von Berneck mit Würde, „daß ich eine dem blinden Zufall gegebene Zuſage in unredlicher Weiſe mißbrauchen könnte!“

Gertrud richtete die flammenden Augen auf ihn.

„Wie Ihr beſcheiden ſeid, daß Ihr auch als ungern geſehener Gaſt an der hochzeitlichen Tafel Platz nehmen möchtet,“ ziſchelte ſie.

Der Ritter erwiederte feſt ihren glitzernden Blick.

„Ob es Euch wohl anſteht, an dem Worte Eurer edlen Herrin zu mäkeln, möget Ihr ſelbſt ermeſſen,“ entgegnete er ruhig.

Gertrud eilte vorüber; ein zorniger Blitz ſchoß über ihr blutroth erglühendes Geſicht.

Der Sänger begleitete die Ritter in den Hof und kehrte in die Halle zurück, nachdem ſie aufgebrochen waren.

In der tiefen Fenſterniſche kniete ſtill betend der Mönch.

Kunigunde ſaß in der Mitte ihrer Jungfrauen. Sie ſchien den Sänger zu erwarten; ihr ernſt-freundlicher Aufblick lud ihn ein, in dem Kreiſe Platz zu nehmen.

„Die Bitte, edles Fräulein,“ begann er, „die Ihr an meinen Freund richtetet — darf ich mich ihrer freuen als des Zeichens einer Sinnesänderung?“

Kunigunden's Auge umflorte ſich.

„O möchtet Ihr, edler Junker, die kurze Friſt benützen, den Freund zu einer ſolchen zu bewegen!“ bat ſie.

„Erwartet nicht, daß Männer zurückweichen vor der Herausforderung eines Frauenmundes,“ verſetzte der Junker von der Halden. Und — verzeiht das freie Wort, das der ſelbſtloſen Theilnahme entſpringt: als ich zuerſt von Eurem Gelübde vernahm — da erſchien es mir als eine unbegreiflich übermüthige, ſchwer beklagenswerthe Verirrung eines weiblichen Gemüths, daß es jemals auch nur ausgeſprochen werden konnte; und der erſte Verſuch, es zu löſen — das erſte, grauſame Würfelſpiel um eines Menſchen Leben! — meinte ich, habe nur geſtattet werden können dort, wo man ſich von der Würde und dem Seelenadel der Frau gänzlich losgeſagt habe.“

Kunigunde ſenkte das Geſicht, das von Leichenbläſſe bedeckt war, wie unter der Wucht einer ſchweren Laſt.

„Ich kann Euch nicht tadeln um eine Meinung, die den Schein für ſich hat,“ ſtammelte ſie.

„Nun ich Euch kenne, edles Fräulein,“ fuhr der

Sänger bewegt und mit Wärme fort, „kann ich die Widerſprüche, die Gegenſätze nicht verſtehen, die in dem Räthſel einer Menſchenſeele umſchloſſen liegen!“

„O, wenn Ihr nur einen Blick thun möchtet in den tiefen, verzehrenden Zwieſpalt in meinem Innern!“ verſetzte Kunigunde mit ſchmerzlicher Innigkeit. — „Ihr würdet mich nicht verurtheilen — Ihr würdet Mitleid mit mir haben!“

„Ihr ruft das Erbarmen an in dem Augenblicke, da Ihr ein neues Opfer ſich bereiten ſeht,“ antwortete Heinrich mit ernſtem Nachdruck. — „O, edles Fräulein,“ fuhr er fort, in ſchönem Eifer ſich erhebend, „gebt es auf, der Laſt, die Euch drückt und die Euren Seelenfrieden vernichtet, Euch zu entledigen, indem Ihr ſie vermehrt! O Kunigunde! niemals mehr — nicht hier, nicht jenſeits werdet Ihr Ruhe finden, wenn Ihr nicht zur erſten Buße Euer grauſames Wort zurücknehmt!“

„Kann ich denn?“ ſprach Kunigunde mit verſtörtem Geſicht und den angſterfüllten Blick ſtarr an dem Sänger vorbei richtend. „Würden nicht die Geiſter Aller, die ſchon den blutigen Weg gingen, aufſtehen wider mich mit der fürchterlichen Anklage: warum denn nur wir? Würden ſie nicht am jüngſten Tage vor Gott aufſtehen als Blutzeugen gegen mich für das gebrochene Gelübde? Ach, das Unheil einer Stunde reift zur grauenvollen Frucht,“ ſchluchzte Kunigunde, das Geſicht mit beiden Händen verhüllend; „in dieſer, wie in jener Weiſe — ich bin ein verlorenes, fluchbeladenes Geſchöpf!“

Hinter dem Fräulein tauchte Gertrud’s Geſicht mit bedeutſamem Ausdruck auf; ſie machte dem Sänger ein ſtummes Zeichen.

Er wendete ſich um — da ſtand der Mönch hinter ihm; ſein Blick heftete ſich ſtarr, finſter, mit zorniger Drohung auf das Fräulein; aber überraſcht, von der unerwarteten Bewegung des Junkers, neigte er demüthig den Kopf und die gefalteten Hände hoben ſich in frommer Inbrunſt zur Bruſt empor.

„O, Fräulein,“ ſprach der Sänger, ſich wieder zu Kunigunde wendend, mit feierlichem Ernſte, „den finſtern Gott, den man Euch predigt, fürchtet nicht — fürchtet nur den einen, wahrhaftigen Gott, deſſen Stimme in Eurer Seele zum Schweigen gebracht worden iſt, den Gott der Liebe, der Barmherzigkeit, der Menſchlichkeit, deſſen Ruf Euch wecken wird aus unheilvoller Befangenheit, wenn es zu ſpät iſt! Und vertrauet nur ihm — vor ihm wird ſich das in edler Selbſtüberwindung gebrochene Gelübde zu ſchönem Zeugniß erheben!“

„Das ſagt Ihr mir — Ihr!“ flüſterte Kunigunde in ſtillem Weinen.

„Fürchtet den Herrn, der ſeiner nicht ſpotten läßt!“ ſprach der Mönch mit hartem, ſtrengem Tone. „Wehe, wehe Dem, der da meinet, in irdiſcher Regung ihm heut nehmen zu können, was ihm geſtern gelobet worden iſt! Denn von ihm allein kommt, was zu ſeiner Ehre eine fromme Seele als Prüfung und Läuterung ſich auferlegt! Und er wird es herrlich hinausführen und köſtlichen Lohn reichen am Tage ſeines Gerichts!“

„Geht, fanatiſcher Mönch!“ rief der Junker in aufwallendem Zorn. „Ihr ſeid des Gottes würdig, der an Menſchenopfern ein Wohlgefallen haben ſoll!“

Ein lautes Geräuſch unterbrach ihn.

Kunigunde flüchtete in heftiger Verwirrung aus der Halle; ihre Jungfrauen drängten ſich ihr nach, wie eine Schaar erſchreckter Tauben. — Der Junker und der Mönch waren allein.

Der Mönch ſank am Fenſter auf die Knie und vertiefte ſich wieder in ſeine Gebete.

Der Junker aber entfernte ſich voll eklen Widerwillens.

Die beiden Ritter kehrten ſpät heim. Der Eifer der Jagd hatte ſie tief in die Berge hinein geführt.

Die Freunde zogen ſich bald in ihr Gemach zurück und der Ritter Erich ſchritt lange gedankenvoll auf und ab.

Endlich blieb er an dem hohen Fenſter ſtehen, das in's Gebirge hinaus ſah. — Die Nacht war ſtill. — Der Mond zog langſam herauf; er warf ſeine Strahlen tief in die Schlucht hinein, die in's Thal hinab führte, und ſein weißes Licht legte ſich mild und beſchwichtigend über die gewaltigen Maſſen des Gebirges.

„Dorthin liegt Berneck,“ unterbrach Erich das Schweigen. „Mir iſt, als ob unſer Thurm herüberſähe.“

„Das iſt nun freilich nicht möglich,“ ſchaltete der Sänger zerſtreut ein.

„Und recht heimlich haucht es heut aus dem Thal herauf,“ fuhr der Ritter in weicher Stimmung fort. „Mein alter Vater iſt nun wol ſchon ſchlafen gegangen — ich folge ihm bald. — Wer von uns wird zur ewigen Ruhe dem Andern vorangehen?“

„Wenn ich nicht wieder nach Franken heimreite, Heinrich,“ ſprach Erich weiter, „ſo grüße mir den Vater. — Nun — Du wirſt ihm ſagen, daß ich nicht anders gekonnt — daß ich eines Gelübdes Löſung hätte verſuchen müſſen, deren Preis meine Hand — vielleicht nicht davonträgt. — Und Du ſelbſt, mein treuer Heinz, wirſt meiner nicht vergeſſen.“

„O Erich!“ antwortete der Sänger mit erſtickter Stimme, „ich kann es nicht faſſen, nicht ertragen, daß ich Dich laſſen ſoll.“

„Und ich vermag von Ihr nicht zu laſſen,“ verſetzte der Ritter, die Stirn an das Fenſter preſſend. „So laß uns denn muthig ausführen, was wir begonnen haben.“

Unten im Hofe ward es lebendig. Die Roſſe wurden aus den Ställen gezogen und ſtampften, ungeduldig wiehernd, den Boden. Die Meute klaffte lärmend dazwiſchen und im ſchwankenden Fackellichte kamen und verſchwanden die Geſtalten der Knechte, wie rothe Geſpenſter.

Das Fräulein erſchien im Hofe und warf ſich ungeſtüm auf das weiße Roß — mit einem kühnen Satze ſtieg das edle Thier in die Höhe und unter wildem Getöſe brauſte der Zug durch das Thor in das Thal hinab.

Der Ritter horchte ihm nach, bis in der Ferne der letzte Ruf der Hörner verklungen war.

„Verſtehſt Du dieſe nächtlichen Ausflüge?“ wendete er ſich an den Freund, der träumeriſch neben ihm ſtand. — „Auf Kunigunden's Stirn thront eine erhabene Würde; ihr Auge ſtrahlt ſonnige, ſanfte Milde, und der Hauch reiner, weiblicher Sitte, der ſeine keuſchen Schleier um ihre hehre Erſcheinung webt, gebietet anbetende Verehrung; und dort ſtürmt ſie, wie ein vernichtender Wetterſtrahl, in die Berge hinein zum wilden Jagen, das mir an Frauen nie hat gefallen wollen.“

„Meinſt Du nicht, daß ſie ſchwer trägt an der Uebereilung einer Stunde?“ wendete der Junker ein.

„So möge Gott mir beiſtehen, ſie zu erlöſen und den Frieden in ihre Seele zurückzuführen,“ ſprach der Ritter mit tiefer Empfindung. „Für ſolchen Preis iſt das Leben nur ein geringer Einſatz.“

„Ich bin müde,“ fuhr er fort, da der Freund ſchwieg. „Mir hat der Tag die Seele vielfach bewegt. — Geh' auch Du bald zur Ruhe, Heinz!“

Mit dieſer Ermahnung ſtreckte Erich ſich auf ſein Lager.

Der Sänger aber ſtarrte ſinnend noch immer zu den fernen Bergen hinüber, deren Geheimniß das weiße Licht des Mondes nicht entſchleierte. — Was war es denn, was den träumeriſchen Blick in die räthſelhafte Ferne zog? — Heinrich hätte es kaum zu ſagen vermocht; ein unklares Verlangen zwang ihn, die Rückkehr der Jagd zu erwarten — und die Jagd kehrte noch immer nicht zurück.

Und es zog ihn ſelbſt mächtig hinaus in die Stille der hellen, friedlich ſchlummernden Nacht; warum denn auch ſollte er der Ruhe genießen, die Andere nicht fanden?

Er warf einen Blick auf Erich; freundliche Bilder waren es wol, welche im Schlaf des Freundes Seele leicht umgaukelten — der Ernſt ſeiner Züge hatte ſich ganz in ein mildes, faſt kindliches Lächeln aufgelöſt; und nie, meinte Heinrich, hatte er einen gleich ſtill-friedlichen Ausdruck in dem Geſichte des Ritters belauſcht.

Er neigte ſich leiſe über ihn.

„Möge Dir,“ flüſterte er, „aus Deinem unbefangenen Gemüthe das Leben reiche Blüthen treiben. — Mich ſucht und ruft die Nacht!“

Er nahm ſeine Zyther und verließ das Gemach.

Draußen in den hohen Bogengängen ſchlich der Mönch mit einer Lanze in der Hand an ihm vorüber.

„Ihr wollt,“ murmelte er im Tone finſterer Drohung, „Ihr wollt an den frommen Regungen einer gottergebenen

Seele rütteln — Ihr verirrt Euch auf üble Wege! Fürchtet das Ende!“

„Meine Wege ſcheuen nicht das Licht,“ verſetzte der Sänger, indem er weiter ſchritt.

Der Mönch verſchwand in der Halle.

Wartete er auch auf die Rückkehr der Jagd?

Das Thor der Burg ſtand offen. Ein Wächter ſchritt davor träge auf und ab.

„Wie iſt die Zeit?“ fragte Heinrich.

„Mitternacht wird bald den Hahnenruf wecken,“ antwortete der Wächter mürriſch.

Der Sänger vertiefte ſich in das Gebüſch; er drängte ſich eng an der Mauer hin — unter ſeinen Füßen bröckelten die Steine los; ſie ſtürzten krachend in die finſtere Tiefe; ein vorſpringender Baumaſt, eine Felſenſpitze unter lockerm Mooſe dienten oft allein zum ſchwachen Halt für den kühnen Sprung, den der Fuß verwegen über tiefe Riſſe wagte. Endlich ſchwang der Junker ſich auf die Felsplatte hinter der Burg, die er ſuchte.

Ueber ihm erhoben ſich keck die Mauern und Thürme der Burg im geſpenſtiſchen Wechſel von Licht und dunklem Schatten; vor ihm wölbten ſich in kühnen Umriſſen die leicht verſchleierten ſtummen Rieſen des Gebirges; nach unten aber verſank der Blick in der Tiefe, welche die Nacht verdeckte und unergründlich erſcheinen ließ; es rauſchte geheimnißvoll herauf, wenn der Wind leiſe die

Kronen der Bäume wiegte, welche eng neben einander in den zerklüfteten Felſen wurzelten.

Heinrich ſetzte ſich auf die Kante des überragenden Felſens und blickte nach der Schneekoppe hinüber, die inmitten aller Stürme, welche ihren ſteingegürteten Kegel umbrauſen, ein unwandelbares Denkmal wandelbarer Zeiten, auf viele Tauſend heimgegangener Menſchen zurückſchaute und nun, ſo fühlte der Sänger, auch auf ſeinen letzten Tag ernſt herabſah.

Denn morgen — wenn der Freund dahingehen wird, dann wird auch ſeiner Zukunft enge Grenze gezogen; er würde, gleich einem zwecklos aufgerichteten, ſtarren Steinbilde theilnahmslos im Leben zurückbleiben, von deſſen reicher Bedeutung und Werthe eine Ahnung, wie verblaſſende Abendröthe, erſt jetzt in ſeiner Seele aufgegangen war.

Der Junker griff in die Saiten, und den Tönen, die abenteuerlich und gebrochen in die Nacht hinaus klangen, ſchmiegten ſich die Worte an:

„O ſtille Nacht! Du breiteſt Deine Flügel,
Von Dämmerung gewebt und Mondesſtrahl;
Es brauſt geheimnißvoll am Tannenhügel,
Es wehen lange Schleier durch das Thal;
Und Ahnungsgeiſter, die da unten ſchliefen,
Erheben ſich aus den verborg'nen Tiefen. —

Die Quellen ſtürzen von den Bergen nieder
Und fallen ſchluchzend über's Felsgeſtein,
So ſtrömt hinaus, ihr Klänge meiner Lieder,
Ihr dunklen Blüthen tief verborg'ner Pein!
Den Sternen nur, den Winden ſollt ihr's ſagen,
Welch' heißer Strom nach oben euch getragen!“ —

Der Sänger brach ab und neigte ſich über den Rand der Platte hinab. Der Nebel wogte in krauſen Wellen im Grunde auf und nieder; ſeltſame, leiſe, langgezogene Töne ſchienen zu erklingen — ſie ſchmiegten ſich verführeriſch an ſeine Seele, wie verlangende Liebesarme, und umſchmeichelten verlockend des Junkers pochende Schläfe — ein drängendes Sehnen nach der weichen Tiefe verwirrte ſeine Gedanken; in ſchwindelnder Trunkenheit neigte er ſich tiefer hinab.

Ein leiſer Schrei rief ihn zur Beſinnung zurück.

Er wendete ſich um — da ſtand Kunigunde hinter ihm, angſtvoll die Hände nach ihm ausſtreckend.

„Hilf Gott! Was thut Ihr hier, Herr Junker, in der öden, kalten Nacht?“ rief ſie mit bebender Stimme.

„Kalt? O nein — ſie iſt traulich mild und fächelt beſchwichtigend um eine heiße Stirn,“ entgegnete Heinrich.

„Ich bitte Euch, ſteht auf!“ drängte das Fräulein. „Dieſe Schlucht hat eine böſe Gewalt, das Leben niederzuziehen.“

„Ein Blatt mehr, vom Winde hinabgeweht, berauſcht von dem Sonnenſtrahl, der ſeinen letzten Tag verklärte,“ ſprach der Sänger. „Laßt es fallen — was kann Euch daran liegen?“

„Wie gering muß die Meinung ſein, die mir ſolche Worte ſagt!“ verſetzte Kunigunde mit einem ſchmerzlich-demüthigen Neigen des Kopfes. „O, Ihr kennt nicht den Preis, den ſie mich koſtet!“

„Und dünkt er Euch denn heut höher, als ſonſt?“ fragte der Junker verwirrt.

„Ach,“ ſchluchzte Kunigunde, das Geſicht verhüllend, „Eure Zweifel durchſchneiden ein verzweifelndes Gemüth! — Ihr habt mich heut irre gemacht an dem, was ich für mein Recht hielt — den freien Entſchluß nicht zu hindern, der in's Verderben ging! Ihr habt die Schlangen geweckt in meiner Bruſt — hilf Gott! wenn morgen der blutige Schatten des Freundes auch Euch von hinnen treibt und Ihr — mit der Anklage, ich ſei ſeine Mörderin, mich verlaßt — o, ich fürchte die Nacht, die kalte, öde Nacht, die dann über mir zuſammenſchlägt!“

„Kunigunde — Kunigunde!“ ſtammelte Heinrich, ihre Hand zitternd vom Geſicht löſend; „iſt es die Nacht, die auch mich umfängt?“

Ihre Augen begegneten den ſeinigen — ein warmer, inniger Strahl fiel aus dem Thränenſchleier tief in ſeine Seele — ihre Hand lag noch in der ſeinigen.

Da rauſchten ſeitwärts die Büſche, die Zweige ſchlugen zuſammen; Kunigunde trat verwirrt zurück.

Gertrud ſtand an ihrer Seite.

„Ah, hier ſeid Ihr!“ rief ſie mit feinem Lächeln um die Lippen. „Ihr hattet die Jagd verlaſſen und ich war in Sorge um Euch. Ohne Noth, wie ich ſehe, obgleich der Platz, zumal zur Nachtzeit, gefährlich iſt.“

Das Fräulein richtete einen letzten, innigen Blick auf den Sänger und ſprang in das Gebüſch. — Gertrud folgte.

„Verzeiht die Störung, Herrin!“ flüſterte ſie vertraulich boshaft. „Hätte ich ahnen können, daß es eine Löſung gebe neben der verhängnißvollen Mauer — ich wäre nicht zu früh gekommen.“

Ein ſtrenger, ſtolzer Blick des Fräuleins gebot ihr Schweigen.

Sie blieb zurück.

„Ich will auch meinen Preis in dem ſüßen Schäferſpiele gewinnen,“ murmelte ſie, und ein drohender Blitz ſchoß unter ihren finſter zuſammengezogenen Brauen hervor, „oder es mögen Hälſe und Herzen dabei brechen!“

Kunigunde erreichte im flüchtigen Laufe, als eben im Thale die Jagd aus dem Walde brach, die Halle.

In der Fenſterniſche kniete der Mönch. Er betete.

Kunigunde warf ſich auf einen Stuhl und verhüllte das Geſicht mit den Händen.

„O, ich ertrag' es nicht länger," ſchluchzte ſie, „die Marter dieſer Zweifel, dieſer verzehrenden Unruhe, dieſes unergründlichen Zwieſpalts in meiner Seele! Und Ihr — Ihr," ſtieß ſie zornig hervor, „ſprecht Eure Gebete, als ob die Verzweiflung eines zerriſſenen Menſchenherzens dazu gehörte!"

Der Mönch erhob ſich und trat näher.

„Ich bete für Euch," ſprach er ernſt; „um Eurer Verzweiflung willen."

„Für mich! — Zu welchem Zwecke? Hat Euer Gebet die Kraft, mir Klarheit zu verſchaffen — mich das Rechte erkennen zu laſſen?"

„Es wird die Kraft haben, Euch auf den rechten Weg zurückzuführen," fiel der Mönch mit ſtrengem Tone ein.

„O, o!" ſtöhnte Kunigunde, die ſich, das Geſicht noch immer verhüllend, in ſchneidendem Schmerze auf dem Stuhle wand, „Euer Gebet trübt mir den Blick und verwirrt mir die Seele bis in den tiefſten Grund! — Euer Gebet überwuchert mit unmenſchlicher Grauſamkeit die Milde und Sanftmuth, die Barmherzigkeit und Liebe im Herzen des Weibes! Und," fuhr ſie heftig auf, „ich will nicht, daß ein neues Blutopfer falle — hört Ihr? ich will nicht!"

„Mein Blick ſieht in Euer Herz hinein," verſetzte der Mönch in düſterer Feierlichkeit, während ſein lauerndes Auge mit lüſterner Gluth die ſchlanke, bebende Geſtalt des Mädchens umfaßte; „und ich erkenne darin die weltlichen Gedanken und Wünſche, welche es erfüllen und bewegen; und ich ſehe Euch mit Euch ſelbſt im Streit um irdiſcher Freuden willen: nicht das Gebet, ſondern ſträfliches Wohlgefallen an eines Mannes verführeriſcher Geſtalt blendet Euren Sinn und ein begehrliches Feuer rollt durch Eure Adern! Unheilige Träume flechten Euch Kranz und Schleier in's Haar — darum ſinnet Ihr darauf, Euer Gelübde zu brechen, und den ewigen Bräutigam zu verrathen, dem Ihr Kranz und Schleier jungfräulich zu bewahren gelobt habt! Darum werdet Ihr abtrünnig dem Geiſte, der ſtark in Euch ward, Euch zum ewigen Heile einzuführen!“

„O ſchweigt — ſchweigt!“ wehrte Kunigunde mit erlöſchender Stimme, indem ſie das Geſicht, wie im innern Kampfe erliegend, auf die Bruſt ſinken ließ; „Eure Worte ſind Gift — ſie fallen wie ſiedend Metall in meine Seele — aber ſie bringen keine Ruhe, keinen Frieden dem nagenden Gewiſſen!“

„Seht die Strafe der Verirrung!“ ſprach der Mönch hart. Dann, dicht an Kunigunde herantretend, die zuſammengebrochen, den Kopf müde auf die Schulter geneigt, vor ihm ſaß, fuhr er, während ein verlangender Flammenſtrahl aus ſeinem verſchleierten Auge ſchoß, mit metalliſch weicher Stimme fort:

„Und wenn der Geiſt des Herrn in Euch ermatten wollte — hat Euch das Wort des Glaubens und der ewigen Hoffnung, das mein ſchwacher Mund Euch bereitwillig verkündete, nicht immer getröſtet, aufgerichtet und beruhigt? — Und nun ſo kleinmüthig und verzagt? — Seht, auch einem unwürdigen Diener Gottes iſt große Kraft verliehen, zum Frieden ein ſchwankend Gemüth zurückzuführen, das auf ihn ſeine Schmerzen überträgt, und mit ihm ſich erhebt im Gebet, der Gnadenmittel theilhaftig zu werden, die Gott in ſeiner Barmherzigkeit jeder Bedrängniß gewährt.“

Und die Hand des Mönchs legte ſich leiſe auf die Schulter des Mädchens, das in dumpfer Erſtarrung mit geſchloſſenen Augen, einer gebrochenen Lilie gleich, vor ihm ſaß.

Kunigunde ſchrak auf, und verwirrt von dem verzehrenden Feuer in den glühend auf ſie gerichteten Augen des heiligen Mannes, ſtieß ſie ſeine Hand zurück; ſie ſprang auf und entfloh in ſcheuem Entſetzen.

Der Mönch ſtieß einen leiſen Fluch aus.

„Dummkopf!“ murmelte er, indem er die Halle verließ.

Der Sänger war noch lange auf der Felsplatte zurückgeblieben.

Es war ſonnig hell geworden in ſeiner Seele; und dennoch empfand er es mit tauſend bittern Schmerzen, daß der köſtliche Gewinn dieſer Stunde — es gab ja keinen Ausweg! — zerrinnen müſſe mit dem neuen Tage in troſtloſer Oede!

Mochte der Freund in ſeinem furchtbaren Wagniß beſtehen oder erliegen: die Frucht des Glückes reifte für Niemand daraus.

Wenn er gewann, ſo gewann er nur ein ihm verſchloſſenes, von ihm abgewendetes Herz.

Wenn er verlor — ach, zwiſchen dieſem Herzen und dem überlebenden Freunde lag die blutgetränkte Tiefe, die ſeinen letzten Seufzer empfangen hatte; keine Liebe vermochte ſie zu überbrücken.

Der Sänger neigte ſich abermals hinab in die vom Nebel erfüllte Schlucht; und der Gedanke wirbelte verführeriſch durch ſein Gehirn, es ſei beſſer, ſogleich dort unten den unlöslichen Zwieſpalt zu enden.

Und doch — das Leben war noch ſo neu, ſo jung — kaum eine Stunde alt; und wenn auch der Abendſchein in die eben aufgegangene Morgenröthe hineinflammte — warum nicht mit der Minute geizen, die in dem Gedanken, geliebt zu ſein, eine Ewigkeit wog, und dann in die öde, einſame Nacht ſich verſenken!

Endlich erhob ſich der Junker. Er verließ die Felsplatte — wie lange hatte er eigentlich darauf zugebracht?

Das Burgthor ſtand noch offen; ſchlafend lehnte der Wächter an dem breiten, granitenen Pfeiler.

Aus der Knappenſtube ſchallte noch das Geräuſch lauten Geſprächs herüber.

Der Sänger erreichte ſein Gemach und blieb überraſcht vor dem Lager des Freundes ſtehen.

Es war leer.

IV.

Der Ritter Erich war lange vorher erwacht. Er blickte verwundert in dem, von den Strahlen des Mondes faſt taghell erleuchteten Gemache umher. Der Sänger war nicht da.

Erich richtete ſich auf. — Die ernſten Betrachtungen, unter denen er eingeſchlafen war, tauchten in ſeiner Seele wieder auf; ſie hielten den einmal verſcheuchten Schlaf fern. — Und wo war denn Heinrich?

Der Ritter ſtand auf und kleidete ſich an. Er verließ das Gemach und die ſtille Burg; er trat durch das offene Thor in's Freie hinaus.

Das Laub des dicht verſchlungenen Gebüſches ſchwankte, leiſe flüſternd, im Nachtwinde und ſchüttelte die matt ſchimmernden Perlen des Thaues in das Moos hinab; aus der Tiefe glänzten die im unſichern, betrüglichen Licht der Mondnacht geſpenſtig wechſelnden Formen der Felſen herauf, wie die räthſelhaften Zeichen einer Hexenſchrift, welche die dort unten ſchlummernden Geheimniſſe nur tiefer verhüllt. — Das Rauſchen ferner Waſſer klang dumpf durch die Stille der Nacht, bald mächtig anſchwellend, bald wie erſterbendes Schluchzen verhallend; und Etwas, wie klagender Geſang miſchte ſich in weichen, lang getragenen, abgebrochenen Tönen hinein.

Weiße Nebelmaſſen zogen ſeitwärts aus der Schlucht empor — die Strahlen des Mondes ſchimmerten phantaſtiſch darauf und wunderbare, ſchwankende Gebilde ballten ſich zuſammen und verſchwammen wieder in den feuchten Wogen, die langſam durch die Büſche dahinzogen — menſchliche Geſtalten in wallenden Gewändern blickten zu dem Ritter auf mit dunklen, magiſch leuchtenden Augen — weiße Arme ſchienen ſich winkend gegen ihn zu erheben — in üppigen Schlangenwindungen fiel, einem weichen Schleier gleich, ſchwarzes Haar auf volle, blendende Schultern herab — und wieder, wie wenn in der Tiefe Kryſtalle klingend gegen einander ſtießen, drang es wie Geiſtermuſik herauf aus einer Pforte, die in mattrothem Lichte ſich öffnete, da, wo eben noch auf grauem Felſenblocke die Strahlen des Mondes ſich gebrochen hatten.

Der Ritter ſtrich ſich verwirrt die feuchten Haare aus der Stirn; was ihm wie Geſang erſchienen, es war doch wol nichts, als der Nachtwind, der leiſe durch die Fichtenkronen zog, und das eintönige Fallen der Thautropfen; und wenn der Mond auf die, von den ſchwankenden

Nebelſchleiern halb verhüllten Felszacken, auf die phantaſtiſch durch einander wogenden Dunſtmaſſen herabſchien, dann bildete ein befangener Blick die blitzenden Augen und die wallenden Gewänder, die ſeltſam herauf winkenden Geſtalten daraus.

Und doch — ſie lockten ſo heimlich und vertraut — ſie lächelten und neigten ſich ſo ſehnſüchtig verheißend; und der Geſang zitterte wieder ſüß verwirrend durch die Luft — in frühester Kindheit und ſeitdem nie wieder, meinte der Ritter, hätte er ſolche Töne vernommen. — Er konnte die begleitenden Worte nicht verſtehen und dennoch wußte er ſie alle: und er fühlte es in dem ungeſtümen Pochen ſeines Herzens — wenn er ſie erſt verſtand, ſo ſank er dahin in ſeliger Berauſchung. — Und losgelöſt von ſeinem eigenen Weſen, ſah er, ein Anderer, ſich ſelbſt mit ſchmerzlich ſüßem Verlangen und ſtillem Grauen zugleich von den Geſangeswellen dahingezogen — willenlos glitt er die Stufen hinab — die Zweige rauſchten und ſchlugen hinter ihm wieder zuſammen — der Geſang verſtummte — der Ritter meinte den Aufruhr in ſeinen Adern zu vernehmen, der brauſend gegen ſeine Schläfe ſchlug — er ſchritt über die magiſch-leuchtende Pforte — er trat in einen, von matt roſigem Lichte erfüllten Raum, über welchen ſich auf ſchlanken Säulen tempelartig eine Decke voll reicher, wunderbar feiner Ausſchmückung von Stein und Metall in bunter Farbenpracht wölbte — fremdländiſche Gewächſe ſchlangen ſich in üppigem Grün an den Säulen empor und über die Decke hinweg — große, buntfarbige Blüthenkelche neigten ſich wie verwundert zu dem Fremden nieder — dazwiſchen ſchien wieder des Himmels tief-dunkle Bläue träumeriſch herabzublicken, und ein ſüßer, aromatiſcher Hauch wehte, die Sinne berauſchend, durch den Raum.

In der Mitte deſſelben ſaß auf purpurfarbener Ottomane eine Jungfrau; über ihrem Knie breitete ſich in anmuthigen Faltenwellen ein feines Gewebe von hellen, blendenden Farben faſt wie eine herbſtliche Landſchaft aus; und recht kokett hob ſich davon die einfach dunkle Farbe des leichten Gewandes ab, welches die volle Büſte der Jungfrau loſe umſchloß und der ſchauernden Ahnung die ſchneeige Fülle ſchwellender Formen verrieth. — Das von dunkelglänzenden Ringellocken eingefaßte Haupt auf dem ſchlanken, blendend weißen Halſe neigte ſich wie in duldender Ergebung auf die Hand, von welcher das Gewand, einen fein gerundeten, roſig ſchimmernden Arm enthüllend, tief herabgeſunken war; und unter den ſchwarzſeidenen Wimpern hervor tropfte der lebendige Schmerzensſtrom auf die Herbſtlandſchaft nieder.

Ein bleiches Antlitz hob ſich zu dem Ritter empor.

„Du kommſt ſpät,“ flüſterte das Mädchen in weich erbebendem Tone; „und ich weine ſchon ſo lange um Dich!“

„Und warum — warum iſt Dir das Herz ſo ſchwer um mich?“ fragte der Ritter zurück.

Die Jungfrau erhob ſich; das reiche Gewebe fiel zu Boden; ihr Fuß trat achtlos darauf — ſie trat an den Ritter heran, deſſen Blicke ihre brennenden Augen mit zauberhafter Gewalt feſthielten.

„O, ich war zum Herrſchen geboren,“ ſprach ſie, ihre Hand leicht auf Erich's Schulter legend, und das Geſicht voll ſchmerzlicher Klage zu ihm erhebend; „und dem Trotze des verwöhnten Kindes gehorchte eine kleine Welt: nun bin ich nur eine dienende, verachtete Magd, die unter fremden Willen den empörten Nacken beugt und von der grauſamen Laune der Herrin die Regung des Herzens zertreten ſieht!“

Ihre Arme ſchlangen ſich weich und beſtrickend um den Nacken des Ritters — ſchwellend und pochend drängte es ſich an ſeine Bruſt — die verlangend erſchloſſenen Lippen des Mädchens ſuchten durſtig die ſeinigen und ſogen mit ſüßer Gluth ſich daran feſt — die feuchten Flammen ſtiegen berauſchend in ſein Gehirn — in dem ſchmachtenden Glanz der Augen, die halb geſchloſſen zu ihm aufblickten, in dem glühenden Hauch eines duftigen Athems verzehrten ſich Beſinnung und Gedanke, und Erinnerung und Zukunft drängten ſich in den ungeſtümen Pulsſchlag aufwallender Empfindung zuſammen — ſeine Hand wühlte bebend in dem dunklen Lockenſchleier — er neigte ſich ſchauernd herab und küßte das flüſſige Feuer aus den Augen, von den Lippen des Mädchens, das, ganz Hingebung und Liebe, widerſtandslos den Kopf an ſeine Bruſt ſinken ließ.

„Gertrud! — Gertrud!“ ſtammelte ſein trunkener Mund.

„O, ſei ſtill, Du Wilder!“ flüſterte ſie, mit ſchmelzendem Lächeln die Augen zu ihm aufſchlagend. — „So lange ſchlug mein Herz in dem ſehnenden Verlangen, an dem Deinigen zu ruhen — und ſo lange haſt Du gezögert, mich zu finden! — Nun biſt Du mein! und Dies nehme ich mir zum Pfande!“

Mit einer raſchen Bewegung ſchnitt ſie eine volle Locke von des Ritters Haupt.

Erich empfand einen ſtechenden Schmerz bei dem Schnitt; er richtete ſich auf und legte verwirrt die Hand an die brennende Stirn — verſtört blickte er um ſich.

„Was iſt Dir, trauter, ſüßer Freund meiner Seele?“ flüſterte das Mädchen und ſchlang mit neuer Gluth die weißen Arme um des Ritters Hals. „Nun Du mir gehörſt und ich ein Recht habe an Dich, darf ich’s in die Welt hinausrufen: ich will — ihr zum Trotz! — ich will nicht, daß die grauſige Tiefe Dich verſchlingt!“

Der Ritter machte ſich frei von den weichen, warmen Feſſeln.

„Ihr — Gertrud? — Was wollt Ihr von mir?“

rief er, wie aus ſchwerem Traume erwachend, indem er einen Schritt zurücktrat. „O — ganz recht! War ich denn im Wahnſinn befangen?“

„Schreckt Dich ein ſüßes Erwachen?“ ſchmeichelte die Jungfrau, den Ritter wieder umfaſſend. „Sie liebt Dich ja nicht — ſie würde Dich ja nur betrauern in den Armen des Freundes!“

„Schlange!“ fuhr der Ritter auf, das Mädchen von ſich ſtoßend. „Welches Gift gießeſt Du in meine Seele, Ehre und Treue in mir zu vernichten? — Laß ab von mir, falſches Weib!“

„Was iſt das?“ ziſchte mit zornblitzenden Augen das Mädchen. „Hütet Euch, Herr Ritter! Nur ein Sklave meiner Liebe — oder ein dem Tode Geweihter verläßt mein Heiligthum!“

„Noch beugte ich meinen Nacken nicht Euren begehrlichen Lüſten,“ ſprach der Ritter, völlig ernüchtert, mit ruhiger Würde. „Noch bin ich nicht Euer Sklave und mein Leben ſei den Engeln des Lichts empfohlen! — Verzeiht, ich habe Eure Andacht geſtört — wenn Ihr beten wollt, ſo ſucht Euch einen andern Genoſſen!“

Und feſten Schrittes verließ er den gefährlichen Tempel.

Er hatte wol Grund, ſein Leben den Engeln des Lichts zu empfehlen: wie ihm die Jungfrau nachblickte, hoch aufgerichtet, mit zuckenden Lippen, glühenden Wangen, die Hände krampfhaft geballt, während aus den funkelnden Augen ein Flammenſtrahl wilder Rachbegier ſchoß — da glich ſie in furchtbarer, berückender Schönheit einem Dämon der Nacht, des Haſſes, der Vernichtung.

Der Ritter ſtieg die Stufen zur Burg hinauf und erreichte ſein Gemach.

Dort ſtand der Sänger noch am Fenſter, träumeriſch in die Nacht hinausſtarrend.

Keiner der Freunde fand den Muth, von den ſeltſamen Erlebniſſen der Nacht zu ſprechen.

Erich warf ſich, niedergedrückt vom Bewußtſein der Schuld an ritterlicher Treue, auf's Lager.

Der Junker verharrte noch immer in ſeinem Sinnen — äußerlich ſtill, innerlich tief bewegt von der Selbſtbeſchuldigung ſchwerer Unredlichkeit gegen den Freund und — gegen ſie.

Der Mond war untergegangen.

Höher ſtiegen die Nebel empor; weiter breiteten ſie ihre feuchten Schleier aus. — Eine ungewiſſe Dämmerung lag über den hochſtrebenden Zinnen der Burg; zu hell, ihre Umriſſe zu verhüllen, zu dunkel, ſie deutlich von den Schatten der Nacht zu unterſcheiden.

Und dennoch — dort oben auf dem ſchwindelnd hohen Mauerkranze zeichnete ſich eine Geſtalt ſcharf ab — es umwallte ſie, wie wehende Gewänder; ſie beugte ſich tief nieder und richtete ſich wieder auf — es war keine Täuſchung — ſie ſchwankte mit Grauen erregender Sicherheit auf und ab und verſchwand wieder; und dann tauchte ſie abermals auf und bewegte ſich leicht den fürchterlichen Weg entlang — dann verlor ſie ſich im Schatten einer Ecke.

In athemloſer Spannung verfolgte der Sänger die ſonderbare Erſcheinung — er war ſeiner Sinne nicht ganz ſicher; ſpiegelte ſich vor ihnen nicht etwa nur eine geträumte Fortſetzung der unbegreiflichen Erſcheinungen dieſer Nacht ab, die ſo verwirrend auf ihn eingewirkt hatten? — Wo war denn die Grenze zwiſchen Wirklichkeit und Täuſchung? — Dort unten — gewannen denn die Mauern Leben und Bewegung? — O nein: das war doch eine menſchliche, es war eine weibliche Geſtalt, welche aus dem Schatten ſich loslöſte, nun geräuſchlos über den Burghof ſchlüpfte und im innern Thore verſchwand.

Der Sänger meinte, er habe ſich nicht irren können — es ſei Gertrud geweſen.

V.

Der Ritter von Berneck ſchritt am folgenden Tage gedankenvoll im Gemache auf und ab: er bewegte ſich frei und gefällig in der ſchweren Rüſtung, deren blanke Panzer und Schienen ſeine breite Bruſt, ſeine ſchlanken, elaſtiſchen Glieder umſchloſſen, und über welche die breite, ſeidene Schärpe im farbigen Schmuck herabfiel.

Er warf bisweilen einen prüfenden Blick auf den Freund, der unbeweglich am Fenſter ſtand und in die Ferne hinausblickte.

Ein heller, milder Herbſttag lag mit ſeinem ſchwermüthigen Zauber, mit dem friedlichen Hauch einer ſchmerzlos-freundlichen Auflöſung darüber ausgebreitet; der lichte Sonnenſchein blitzte von den Flüſſen auf, welche aus den fernen Bergen in das Thal hinabſtiegen, und verklärte das Laub, welches in bunter Farbenpracht, ein leiſe rauſchendes Meer, über den ſteilen Burgberg hinab in die Ebene floß. — Bisweilen ſank ein gelbes Blatt ſpielend zu Boden, bisweilen wiegte eine wilde Taube ſich girrend auf der Spitze einer Buche, und der ſcharfe, metalliſche Klang zuſammenſchlagender Waffen drang bisweilen aus dem Burghofe recht ſtörend herauf.

Der Ritter legte endlich leicht ſeine Hand auf die Schulter des Freundes.

„Du vermeideſt meinen Blick,“ ſprach er mit ruhigem Ernſte. „Und dennoch iſt die Zeit kurz. Laß uns die flüchtige Friſt genießen und aus dem klaren Quell des Auges noch einmal die Seelen mit einander verſchmelzen!“

Der Sänger wendete ſich mit ſchmerzlicher Bewegung zum Ritter.

„Seit Jahren,“ ſprach er, und der feuchte Glanz ſeiner Augen bedeckte voll das Geſicht des Freundes, „haben wir Alles, was uns begegnete, brüderlich getheilt und getragen — und ich faſſe es nicht, daß ich Dich nun allein gehen laſſen ſoll einen Weg, der uns vielleicht — für lange Zeit trennt!“

„Es werden fromme Wünſche mich begleiten,“ verſetzte der Ritter gerührt. „Und dies ſei mein Abſchiedswort und Teſtament, Freund: bewahre Dich, was auch kommen möge über mich, vor unheimlichem Weſen und laß nicht unmännliche Trauer die ſchöne, reine Blüthe Deines Geiſtes verdunkeln.“

„Fürchte nicht um mich — die Gefahr läge wol auf ganz anderer Seite,“ entgegnete der Sänger.

„Ich verſtehe Dich nicht, Freund!“

„In verführeriſcher Geſtalt,“ ſprach der Sänger mit Bedeutung, „in hellem Gewande, mit ſüßem Ton und Blick tritt die Verſuchung an uns heran, die ſtürmiſchen, gefährlichen Gewalten zu wecken, die in des Menſchen Bruſt leben; an redlichem Sinn und frommer Treue ſollen ſie ſcheitern.“

„Es rächt ſich ſchwer, ihnen einmal unterlegen zu ſein,“ ſprach der Ritter, das Auge ſenkend. „Was weiß Dein reines Gemüth davon?“

„Ritterlicher Brauch und Mannesmuth geſtatten keine Löſung vom einmal verpfändeten Wort — ich weiß es und verſuche ſie nicht an Dir,“ ſprach Heinrich bewegt. „Aber wenn ich auch nichts unternehme, Dein Schickſal zu theilen — es wird dennoch auch das meinige ſein!“

„Halt ein, Heinrich! Ich wage nicht Blut und Leben an die Löſung eines unheilvollen Gelübdes, damit ein anderes, nicht weniger grauſames an ſeine Stelle geſetzt werde!“

„Verſteh' mich recht, Erich,“ unterbrach der Sänger mit leuchtenden Augen den Freund. „Uns braucht nicht leiblicher Tod in einer Stunde zu erfaſſen, nicht eine gemeinſame Steinplatte zu decken: es giebt eben der Tiefen genug im Leben, aus denen die Nacht ſich über alle kommenden Tage ausbreitet. — Eines, Erich,“ ſchloß der Sänger wehmüthig, „können wir eben nicht theilen — das iſt die Liebe, und, Erich! um Dein Epitaph rankt meine Hoffnung nicht empor.“

„Grüß Euch Gott, lieben Freunde!“ unterbrach der alte Diethelm das Geſpräch, den beiden jungen Männern die Hand reichend. „Ein ernſtes Wort in ernſter Stunde — ich lieb' es ſonſt auch. Nur heut, edler Junker, möchte ich es lieber ſehen, unſer Freund beſtiege mit ganz hellem Blick ſein Roß.“

Die heiter ausgeſprochenen Worte des alten Ritters ſtrafte ſein Geſicht Lügen — er ſah recht bekümmert aus und ſeine Augen ſchimmerten feucht.

„Nun ſollt Ihr mir Beſcheid thun,“ fuhr er fort, indem er aus des Dieners Hand den vollen Humpen nahm; „ich bring' es Euch zu, Ritter Erich, auf einen feſten Ritt und ein fröhliches Gelingen!“

Im Schloßhof ertönte der laute Ruf einer Trompete.

„Das walte Gott, der unſere Geſchicke lenkt,“ verſetzte Erich, indem er den Becher an ſeine Lippen führte.

Zum zweiten Male rief die Trompete.

Heinrich ſetzte den Tummler, den ihm der Ritter zureichte, auf den Tiſch: er hatte die Empfindung, als ſei ihm die Kehle zugeſchnürt.

Erich warf ihm einen langen, innigen, forſchenden Blick zu und ſetzte den Helm auf.

„Nun denn — wenn's beliebt!“ ſprach er.

Und er ſchritt an der Seite des Burgvogts aus der Halle, die Bogengänge entlang in den Burghof hinab.

Der Sänger folgte mit bleicher Stirn und ſchwankenden Schritten.

Im Hofe war der ganze Troß der Knappen, Knechte und Mägde verſammelt; ſie begrüßten den Ritter in ſtummer, ſcheuer Ehrerbietung, wie fromme Sitte einen Leichenzug begrüßt.

Erich nahm aus der Hand eines Knappen die Zügel ſeines Roſſes, deſſen Huf ungeduldig die Funken aus den Steinen hervorſpringen ließ; er klopfte liebkoſend den Hals des edlen Thieres und plötzlich beruhigt, legte es vertraulich den feinen Kopf mit den feurig und verſtändig blickenden Augen über die Schulter ſeines Herrn, der, indem er halblaut freundliche Worte zu ihm ſprach, flüchtig nach den Fenſtern des Fräuleins aufſah.

Sie waren dicht verhüllt.

Daneben aber öffnete ſich in dieſem Augenblick ein Fenſter; und in der Oeffnung erſchien Gertrud's üppige Geſtalt: ſie winkte mit Kopf und Hand und lächelte in den Hof hinab; und die Knappen, die dieſes freie, befriedigte, ſataniſche Lachen ſahen, brachen in ein unwilliges Gemurmel aus.

Heinrich aber empfand, indem er hinaufſah, ein Grauen, wie wenn eine Todtenhand in ſein Geſicht gegriffen hätte.

Der Ritter wendete ſich gleichmüthig ſeinem Pferde zu, deſſen Sattelzeug der alte Burgvogt eben mit peinlicher Sorgfalt prüfte, als ob er ihm ſein eigenes Leben anvertrauen ſolle.

„Man ſoll ſich nie auf eines Dieners Auge verlaſſen,“ murmelte er, den Gurt feſter anziehend.

Durch die Reihe der ſcheu zurückweichenden Knechte und Mägde näherte ſich langſamen Schrittes der Mönch. Seine Augen waren nach oben gerichtet, ſeine Lippen bewegten ſich, unhörbare Worte ſprechend, ſeine Linke umfaßte ein Crucifix.

„Da iſt er wieder! — Wie immer!“ flüſterte es durch den Kreis der Knechte, als der Mönch dicht an den Ritter herantrat.

„Biſt Du bereitet, mein Sohn,“ ſprach er mit dumpfer Stimme, „vor Gottes Angeſicht zu erſcheinen? Haſt Du

Deinen Frieden gemacht mit ſeiner Gnade, auf daß Du gerecht erfunden werdeſt vor ſeinem untrüglichen Richterſtuhl?“

„Ihr habt nur wenig Vertrauen zu meinem chriſtlichen Ritterthum, ehrwürdiger Vater,“ verſetzte der Ritter ruhig. „Doch ſorget nicht — ich ſehe wol noch manches ſchönen Tages Sonne leuchten.“

Die Blicke des Mönchs hefteten ſich ſtarr, unheimlich, erkältend auf Erich's Geſicht.

„Deine Vermeſſenheit fordert des Himmels Zorn heraus, Unſeliger!“ rief er, indem er ſeine Hand warnend gegen den Ritter erhob. „Gedenke der Vielen, die gleich verwegen Dir vorangingen — ihre Leiber zerſchmetterten in der Tiefe, und tauſendmal tiefer iſt der brennende Pfuhl, welcher ihre unbußfertigen Seelen verſchlang!“

Ein Murren ging durch den Haufen der Knechte.

Der alte Diethelm ſtand mit verſchränkten Armen neben dem Ritter; er blickte finſter zu Boden und nagte zornig an ſeinem weißen Schnurrbarte.

Erich aber ſchwang ſich leicht in den Sattel.

„Mein Leib und meine Seele ſtehen in Gottes Hand — jetzt und immerdar,“ ſprach er; „ſeiner Gnade vertraue ich.“

„Unglücklicher!“ eiferte der Mönch mit erhobener Stimme, das Crucifix ihm entgegenſtreckend; „gedenke des letzten Stündleins, das an Dich herantritt — gedenke der Ewigkeit, an deren Pforte Du ſtehſt, unvorbereitet im Hochmuth

Deines gottloſen Beginnens! Bete — bete! Wende Deine Seele zu Gott, auf daß ihr ſeine Barmherzigkeit zu Theil werde, wenn ſie ſich loslöſt von der zerſchmetterten ſterblichen Hülle!“

„Ich kann nicht beten zu Eurem Gott, ehrwürdiger Herr,“ ſprach der Ritter feſt; „er iſt der Gott, der mich in die düſtere Tiefe zieht — mein Gott iſt der Gott des Lichts, der Zuverſicht, des Gelingens: er wird gnädig lenken, was ich beginne!“

„Amen!“ ſprach der alte Diethelm, der nun feſt und freudig zu dem Ritter aufſah und ihm die Hand ſchüttelte, während der Sänger ſich in ſprachloſer Bewegung über die andere neigte.

Und mit hellem Wiehern ſprang der Rappe die ſteile Rampe zur Mauer hinauf — ein freudiges Jauchzen der Knechte erfüllte — nur einen Moment — den Burghof — der Mönch ſank, das Bild des Erlöſers inbrünſtig in ſeine Arme ſchließend, auf die Knie — die Dirnen zogen die Schürzen an die Augen; ein heiſeres Lachen klang von oben aus dem geöffneten Fenſter herab.

Da erſchien der Ritter ſchon hoch oben auf der ſchmalen Mauerzinne, ruhig und regungslos, wie ein ehernes Bild, dem nur das Pferd Leben und Bewegung verlieh.

Der Rappe zögerte, als er die ſchmale, aus fürchterlicher Tiefe aufſteigende Bahn vor ſich ſah; der freundliche Zuſpruch des Ritters ermuthigte ihn; er begann die gefährliche Wanderung und nur das unruhige Aufwerfen des Kopfes und der weiße Schaum, der ſich am Gebiß ſammelte, verriethen die Erregung des edlen Thieres.

Hundert Augen verfolgten Roß und Reiter bebend und mit ſtarren Blicken — kein Laut, kein Athemzug, keine Bewegung zitterten durch den in grauenvoller Spannung gebannten Kreis.

Nur der Mönch lag in der Mitte auf den Knien; ſeine Stirn ſenkte ſich faſt bis zur Erde nieder und ſeine Stimme erhob ſich vom leiſen Murmeln allmälig zum Stöhnen, vom Stöhnen voll frommen Eifers zum lauten Gebet.

Und der Rappe ſetzte ſeinen Weg fort; ſein Schritt ward gleichmäßiger, feſter, ſicherer.

Da plötzlich — wankte unter der vorſichtigen Berührung ſeiner vordern Hufe ein breiter Stein.

Entſetzt ſtieg das Thier auf den Hacken gerade auf — es drängte ungeſtüm rückwärts — ein wilder verzweiflungsvoller Schrei, der gellend aus der Burg herüberdrang — daneben ein höhniſches Lachen — die ächzende Stimme des betenden Mönchs — das Schluchzen der Mägde: das Alles drängte ſich zuſammen in eine Sekunde fürchterlicher Spannung — der Stein ſchob ſich aus ſeiner Lage abwärts — er ſchlug krachend gegen die Aeſte der Bäume die unter dem wuchtigen Stoße praſſelnd brachen — und zerſchellte mit dumpfem Getöſe in der Tiefe.

Der Ritter blickte ihm kaltblütig nach — das von Neuem erſchreckte Roß bäumte wilder auf — noch einige Zoll höher, noch eine Hand breit rückwärts: und rücklings ſtürzten Roß und Reiter in den Abgrund.

Aber des Ritters Hand ſchmeichelte beſchwichtigend den Hals des Rappen, der endlich zitternd und von Schweiß bedeckt auf die Füße herabſtieg; der Reiter neigte ſich zu ihm nieder und ſprach freundliche, beruhigende Worte zu ihm, und verſtändig ſpitzte das kluge Thier die Ohren.

Hundert ſtürmiſche Rufe ſtaunender Bewunderung drängten ſich unten im Hofe aus pochenden Herzen auf die bleichen, bebenden Lippen: die Furcht zwang ſie Alle in athemloſes Schweigen zurück.

Vorſichtig ſtieg der Rappe in die breite, tiefe Lücke zu ſeinen Füßen hinab; vorſichtig erklomm er an der andern Seite wieder die ebene Zinne der Mauer; ruhig ſetzte er ſeine Wanderung fort — und da erreichte er das Ende des furchtbaren Ringes.

Im unaufhaltſamen Laufe, mit dröhnendem Jubelgeſchrei ſtürzten Heinrich, Diethelm, die Knappen, die Diener dem Ritter entgegen; zwanzig Hände zogen ihn vom Pferde herab, das ſiegbewußt die Mähne zurückwarf, und trugen ihn im verworrenen Knäuel in den Hof hinab.

Dort unter der breiten, im herbſtlichen Schmuck ſchimmernden Linde, ſtand Kunigunde; bis dahin hatte die

Erregung des Augenblicks ſie geführt — nun ſchien ſie wie erſtarrt auf die Stelle gebannt.

Die bleiche Stirn neigte ſich tief; über den Schnee der Wangen glitt kein bräutliches Erglühen, als der Ritter, ſein Haupt entblößend, anmuthig vor ihr auf ein Knie ſich niederließ.

„Erlaubt, edles Fräulein,“ ſprach er, und ſeine Stimme erbebte leicht, „daß ich Euch meine Huldigung darbringe. — Mein ritterliches Wort iſt erfüllt.“

Kunigunden's Auge blieb geſenkt. Sie reichte dem Ritter die weiße Hand. — Dieſe Hand zitterte.

„Gottes Gnade war mit Euch,“ ſprach ſie, und die Worte traten gebrochen, erſtickt über die bebenden Lippen. „Ihr habt den unſeligen Bann gelöſt, den in ſchwacher Stunde ein unbedachtes Wort über mich brachte. Habt Dank, innigen Dank, Herr Ritter! — Und ſtehet auf, ich bitte!“

Der Frieſenſteiner entfernte mit einem gebieteriſchen Wink den Troß der Diener.

„Verzeiht, edles Fräulein,“ begann der Ritter nach einem Moment des Zögerns, ohne ſich zu erheben, „nicht des andern Theiles Eures Gelübdes will ich jetzt gedenken — iſt, was Gott mich vollbringen ließ, für Euch von Werth und Bedeutung, ſo iſt der Dank aus Eurem Munde mir reichlicher Lohn!“

Kunigunde neigte das Haupt in peinlicher Verwirrung tiefer.

Der Sänger wendete ſich ab.

„Das aber,“ fuhr Erich fort und ſeine Augen ſtrahlten in tieferem Glanze, „das darf ich in dieſer Stunde wol ausſprechen, daß, was ich nach Ritterweiſe zu unternehmen gelobte, nur um einen verderblichen Zauber zu brechen, mir in dem Augenblick, da ich Euch ſah, ein Ziel zeigte, werth jedes Einſatzes, jedes mannhaften Ringens, jeder ritterlichen That.“

„Ihr wißt, was ich gelobt!“ antwortete Kunigunde tonlos.

Der Ritter erhob ſich verwirrt und blickte auf den alten Diethelm, der fragend und verwundert Kunigunde betrachtete.

„Nein,“ verſetzte Erich; „nein, edles Fräulein — nicht an das vorher dem blinden Zufall verpfändete Verſprechen mag ich mich halten. — Aber ich darf ſagen, daß dort oben auf ſchmalem Wege, auf ſchwindelnder Höhe die Hoffnung mich aufrecht erhalten, geleitet und ſicher geführt hat, daß es mir gelingen werde, im treuen Minnedienſt Euer Herz mir zu eigen zu machen!“

Kunigunde verhüllte das Geſicht.

„Genügt Euch nicht die Einlöſung meines Wortes?“ flüſterte ſie mit mühſam verhaltenem Schluchzen.

Und über ihre Schulter tauchte Gertrud’s höhniſch verzerrtes Geſicht auf; die funkelnden Augen hefteten ſich mit unverholenem Haſſe auf den Ritter, dem plötzlich, was die ſpukhaften Erſcheinungen der Nacht ihm in ſüßen Schmeicheltönen zugeflüſtert hatten, nun erſt mit entſetzlicher Klarheit vor die Seele trat.

„Ich hab's Euch geſagt: Ihr reitet nach dem Hochzeitskuchen für einen Andern — Ihr ſeid ein Narr!“ raunte eine heiſere Stimme ihm zu; und das Geſicht verſchwand.

Erich blickte beſtürzt um ſich: da ſtand der Freund, abgewendet von ihm, wildem, verzehrendem Schmerze preisgegeben; und dort ſtand das Fräulein, noch immer erbebend unter einer Bewegung, die dem Ritter keinen Zweifel mehr geſtattete.

Er neigte einen Moment ſchmerzlich ſinnend die Stirn auf die Hand. Dann ſchlang er ſeinen Arm um den Nacken des Sängers. „Freund meiner Seele,“ ſprach er, und die Stimme ſchwankte einen Augenblick lang, „iſt es Dir beſchieden das Glück, das ſich von mir abwendet?“

„Vergieb — vergieb!“ ſtammelte Heinrich, den Ritter umfaſſend. „Aber ich werde nicht Verrath üben an den gerechten Erwartungen auf Deines Sieges vollen Preis!“

„Das alſo war es, was ich vorhin nicht verſtand,“ verſetzte Erich, den Kopf ablehnend ſchüttelnd. — „O, mir iſt, als wäre mir beſſer geſchehen, ich läge jetzt unten in der mitleidigen, verſöhnenden Tiefe!“

„Erich!“ beſchwichtigte der alte Diethelm den Ritter, der, in Schmerz verſunken, in weite Fernen ſtarrte.

„Laßt es nur gut ſein,“ verſetzte Erich, ſich aufraffend; „Dieſer hier,“ fuhr er fort, auf den Sänger deutend, der ihn noch immer umſchlungen hielt, „und ich — wir haben uns noch immer verſtanden.“

Dann ergriff er Heinrich’s Hand und trat zu Kunigunde.

„Edles Fräulein,“ ſprach er, „mein Freund und ich, wir waren immer nur Eins: und wenn es Euch beglückt, wie ihn, das mir verpfändete Wort ihm einzulöſen — wohl denn!“

Die Stimme verſagte ihm, als er die helle Flammengluth in Kunigunden’s Geſicht bis zur Stirn hinauf auflodern ſah.

„Erich, mein wackerer Freund!“ drängte Diethelm, der plötzlich ganz lebendig ward, ſich an den Ritter heran, „ich ſehe, Ihr ſeid ein ganzer Mann — ein Mann, der die Dinge zu nehmen verſteht! Und Gott weiß es!“ —

„Sagtet Ihr nicht, zum Heiligendreikönigstage möchtet Ihr Eure Fehde beginnen gegen die ſaumſeligen Landshuter?“ unterbrach der Ritter den eifrigen Alten.

Dieſer wich zurück.

„Was ficht Euch an?“ rief er.

Der Ritter nickte ihm zu.

„Ich werde pünktlich ſein,“ ſprach er, indem er ſich auf ſein Roß ſchwang.

Da riß ſich der Junker aus des Fräuleins Armen los und ſprang an des Ritters Seite.

„Erich — mein Freund! — mein Bruder!“

Und Diethelm und Kunigunde griffen nach des Ritters Händen.

Er winkte ihnen zu; und bewältigt von der Hoheit ſeines Weſens, wichen ſie Alle zurück.

„Wir ſehen uns wieder,“ ſprach er, und langſam ritt er davon.

Sie ſahen ihn nicht wieder.

Als der Frieſenſteiner von ſeiner Fehde gegen die Landshuter auf den Kynaſt zurückkehrte, auf welchem der Junker von der Halden als Kunigunden’s glücklicher Ehegemahl und Burgherr waltete, da erzählte er tiefbewegt, ein Ritter in ſchwarzer Rüſtung ohne Wappen und Abzeichen ſei plötzlich an ſeiner Seite erſchienen, mitten im wilden Gewühl des Kampfes.

Keine Frage nach Namen und Herkunft hatte er beantwortet — aber er hatte wacker mitgeholfen an der blutigen Arbeit und wie ſchlagendes Wetter war ſein wuchtiges Schwert in die Bürger gefahren, die ohne ſolche gewaltige Hilfe wol noch lange widerſtanden hätten.

Aber im letzten entſcheidenden Anlauf war eine Hellebarde in des Ritters Viſir gedrungen, deſſen Verſchluß in der Hitze des Kampfes ſich gelockert hatte: — tödlich getroffen, war er vom Pferde geſunken.

Auf der Wahlſtatt hatte man ihn begraben; ſo hatte er ſterbend gewünſcht.

Der Frieſenſteiner ſagte nicht, wer der ſchwarze Ritter geweſen.

Und man fragte ihn nicht darnach.

Manchen Schmerz trägt ein Jedes ſtill für ſich.

Der Mönch und Gertrud — ſie waren von der Kynaſtburg verſchwunden an dem Tage, an welchem Ritter Erich ſeinen Ritt auf der Mauer beſtand. Man hat nie wieder von ihnen vernommen.

Die Geſellſchaft erhob ſich geräuſchvoll, froh, des langen Zwanges ledig zu ſein.

„Gott ſei Dank, daß ihn die Landshuter beſorgt haben!“

„Zwei wenigſtens haben ſich gekriegt.“

„Meinten Sie, Kunigunde werde das weibliche Mormonenthum einführen?“

„Ein Narr, der biedere Bernecker!“

„Die reiche Grafſchaft wenigſtens hätte ich mir herausgeben laſſen.“

Helene war aus dem ſchwirrenden Geſchwätz ſtill an's Fenſter getreten.

Fritz folgte ihr.

„Fräulein Helene?“

Sie ſah zu ihm auf; aus dem feuchten Auge ſtrahlte der warme Sonnenſchein eines milden Lächelns hervor.

„Ich wußte nicht, daß Sie ſo hübſch erzählen können, Fritz,“ ſprach ſie weich.

„Und Sie — Sie fangen an, mir angenehme Dinge zu ſagen; iſt das eine neue Kriegswaffe?“

„Nein, Fritz, ich bin ganz ernſthaft. Und Sie wiſſen, ich habe immer eine Vorliebe für alte Sagen und Märchen gehabt.“

„Die Menſchen nehmen darin gar oft um ein Billiges etwas von den Halbgöttern der Alten an,“ ſprach Fritz.

„Eben darum. Und dann — es liegt doch darin meiſt ein tiefer Sinn, eine ernſte Lehre, eine ſittliche Wahrheit.“

„In dieſem Falle zum Beiſpiel?“

Helene ſchüttelte leiſe den hübſchen, blonden Kopf.

„Dieſe Kunigunde iſt mir trotz aller dichteriſchen Ausſchmückung ein fürchterliches Weſen,“ ſprach ſie. „Der Zuſammenhang mit — mit dem, was ich dachte, während Sie erzählten, iſt mir nicht eigentlich klarer Gedanke geworden: aber,“ fuhr ſie fort, und eine ſanfte Röthe legte ſich über ihr geſenktes Geſicht, „ich habe es doch recht tief empfunden, daß Glück, Zukunft und Leben, daß Alles, was uns hoch und werth erſcheint, nicht Gegenſtand eines Spiels ſein ſollen, in welchem Laune und Zufall die Würfel führen — am wenigſten eines Spiels in der Hand eines Weibes!“

Ahnungsvoll neigte Fritz ſich tiefer zu dem Mädchen herab, das in ſüßer Befangenheit zu Boden blickte; und ſie bemerkten Beide den Major nicht, der unter dem Fenſter vorüberging, einen ſcharfen Blick auf ſie warf und dann, ſtrammer aufgerichtet, weiter ſchritt.

„O, ich bitte Sie, ſprechen Sie weiter, Helene!“ drängte Fritz in fieberhafter Erregung.

Sie ſchlug die Augen zu ihm auf mit dem Verſuche eines ſchelmiſchen Lächelns — es ging in der flammenden Gluth unter, welche Stirn und Wangen und Schläfe Helenen's bedeckte.

„Sie ſagten vorhin, Sie ſeien nach Flinsberg gekommen,“ ſtammelte ſie, „um —“

„Ja, um — !“

Der Oberamtmann ſteckte den Kopf zwiſchen die beiden, in ſeliger Verwirrung erglühenden Geſichter.

„Seid Ihr einig, Kinder?“

Helene warf ſich an ſeine Bruſt.

„Ach, Vater,“ flüſterte ſie, ihre Hand den ſtürmiſchen Küſſen des jungen Mannes überlaſſend, „er iſt ein recht böſer Menſch! — Nun ſoll ich ihm zuerſt ſagen, wie ſehr ich ihm gut bin!“

◆

Regentage in Flinsberg.

Da regnet's, was es regnen kann —
Man tappſt bergab, man glitſcht bergan!
Bis auf die Haut ſchon bin ich naß!
Doch wächſt dabei das liebe Gras.
Darüber freut ſich nun der Bauer —
Dem Handwerksburſchen wird es ſauer.

So iſt's nun auf der Welt beſtellt:
Den Andern kränkt, was mir gefällt;
Und wenn ihm nun das Glück begegnet,
So iſt mir meine Luſt verregnet.
Doch freu' Dich heut — ich freu' mich morgen:
So ſind wir alle Zwei geborgen!

* * *

Da fängt's ſchon wieder an zu regnen,
Will heute wieder den Bauer ſegnen!
Daß ein angeſeſſener Mann hienieden
Am meiſten gilt — ich bin's zufrieden:
Gält' nur nicht gar noch auch im Himmel
Viel mehr ein angeſeſſ'ner Lümmel!

Erlebniß des Arztes.

(Eine Viſion.)

Erlebniß des Arztes.

(Viſion.)

An einem ſtürmiſchen Winter-Nachmittag ritt ich über den Kahlenberg nach Hauſe. — Der ſchneidend kalte Wind warf die Bäume im Walde ſtöhnend und ächzend gegen einander und trieb mir die Schneeflocken in's Geſicht, deren dichtes Geſtöber frühzeitig den Tag erlöſchen ließ.

Grau, ſchweigſam, unheimlich dehnte ſich vor und neben mir, im Horizont form- und farblos ſich auflöſend, die ſchneebedeckte Fläche. Dämmerung und Schneegeſtöber ſchloſſen Ausſicht und Auge. Ich verlangte recht ſehnlich nach Hauſe.

Das Unwetter hatte mich auf meine Umgebung nicht achten laſſen. Plötzlich befand ich mich neben einem großen, alten Manne in ſehr dürftiger Kleidung, der ein junges Mädchen — offenbar ſeine Tochter — führte.

Das arme Kind trug ein dünnes, knappes Kleidchen und hielt mit der, vom Froſt gerötheten, kleinen Hand ein Tuch um den Hals feſt; ſchritt übrigens, den alten

Mann ſorgſam geleitend, ganz muthig in das wüſte Unwetter hinein.

„Iſt Jemand in der Nähe?“ fragte der alte Mann leiſe das Mädchen.

„Es reitet ein Herr neben uns,“ flüſterte das Kind.

„O, mein Herr,“ wendete ſich der Alte zu mir, „im nächſten Monat werde ich bequemer reiſen — im nächſten Monat werde ich auch ein Pferd haben und einen warmen Mantel, und ich werde nicht mehr frieren!“

Im Tone dieſer Worte lag etwas Herausforderndes, was mich veranlaßte, den Alten genauer zu betrachten.

Er war blind und der Ausdruck ſeiner Züge zeigte jene Miſchung ſtillen Duldens und harmloſer Gutmüthigkeit, welche die Phyſiognomie blinder Menſchen ſo anziehend und rührend macht. — Ueber das Kinn des Greiſes fiel ein ſilbergrauer Bart, den Armuth über die Grenzen des Schicklichen hinaus hatte wachſen laſſen, wenn auch gelegentliches Abſtutzen ihn nie zu claſſiſcher Länge gedeihen ließ. — Weiße Augenbrauen ſenkten ſich über das lichtloſe Auge, wie große Schneebänke über einen gefrorenen Bach — es war eben harter, bitterer Winter, dieſes erloſchene, verwitterte Geſicht: und daraus kam die ſtolze und zugleich klagende Anrede.

„Man iſt bei ſolchem Wetter zu Pferde wenig gebeſſert,“ antwortete ich; „beſonders empfinden die Füße den Froſt recht unangenehm.“

„Sieh, Agneta,“ ſprach der Alte mit einem leiſen Triumph zu dem Mädchen, „der Herr findet den Januar auch rauh: er friert an den Füßen und trägt gewiß gute, feſte Stiefeln — vielleicht ſogar Strümpfe — trockene, warme, wollene Strümpfe, die bis an die Knie reichen! Ah, ſie müſſen jetzt überaus wohl thun!“

Die letzten Worte verklangen in einem gepreßten Seufzer und der Alte wendete dabei das Geſicht zur Seite.

Ich ſah an der gebückten Geſtalt, an den vielfach geflickten Kleidern nieder bis zu den Füßen, welche mit zerriſſenen Tüchern umwickelt waren und in weiten, groben Schuhen ſteckten — freilich ein ſchlechter Schutz gegen rauhes Wetter und tiefen Schnee.

Agneta ſeufzte auch.

„Ihr friert wol ſehr?“ fragte ſie den Alten; und dieſe einfachen Worte klangen recht rührend mitleidig.

„Ich ſprach nur ſo,“ verſetzte der Alte, den Kopf ſchüttelnd, „weil Du immer verſicherſt, die Kälte nicht zu fühlen. — Da, nimm den Handſchuh — ich kann ihn entbehren — ich ſtecke die Hand in die Rocktaſche; das ſieht vornehm aus — als ob man viel Geld darin habe. — Sie ſehen,“ wendete er ſich in leichtem Tone zu mir, „wir haben unſern Scherz mit dem Januar. Seine Herrſchaft dauert nicht mehr lange — heut iſt der einundzwanzigſte; — und im folgenden Monat wird es ſchon beſſer.“

„Nun,“ entgegnete ich, „der Februar iſt auch ein rauher Geſell; er bringt noch recht harte Tage.“

„Tage, ja; aber nicht ganze eingefrorene, verſchneite Wochen,“ ſprach der Alte. „Da giebt es ſchon Lerchen über den Aeckern und hie und da eine trockene, ſonnige Raſenſtelle; im Wirthshauſe darf ein alter Mann ſich 'mal ein halbes Stündchen am Ofen wärmen und auf der Bank daneben ſchlafen; man trinkt da und dort aus einer Quelle — o, es iſt viel beſſer und ich freue mich darauf, wie ein Kind!“

„Der Himmel gebe das Alles um Eurer willen, guter Freund,“ antwortete ich. „Wir im Gebirge glauben ſchwer daran.“

„Wie?“ rief der Alte erregt, „nicht glauben? O, Herr! ich muß das wiſſen, denn ich ſelbſt bin der Februar.“

Von dieſer Wendung überraſcht, blickte ich den Alten, der ſich ſtolz aufgerichtet hatte, und dann das Mädchen fragend an, deren geſenkter Blick um Mitleid für die Geiſteszerrüttung des Vaters zu bitten ſchien.

„Ja, mein Herr!“ fuhr dieſer in dem Tone einer Ueberlegenheit fort, der einen ſchmerzlichen Eindruck machte, „man muß den Zweifel nicht zu weit treiben; man muß glauben und die Hoffnung feſthalten! Wie auch wollten Sie denn nur aufathmen in dieſer vernichtenden Stunde, wenn ich Ihnen nichts zu ſagen vermöchte von den treibenden Keimen und Sproſſen unter der öden Decke —

vom Birkenbuſch voll ſchlagender Finken — von den breiten, wogenden Saatflächen, welche der Ernte zureifen!“

„Der Alte hat freilich Recht,“ fiel das Mädchen ein. „Nur daß er mich für eine ganz unbedeutende Perſon hält, weil ich erſt heut Morgen geboren bin und heut Abend wieder ſterbe — das iſt ſchweres Unrecht: bin ich doch ſeine Mutter!“

Guter Gott! alſo auch die Tochter vom Unglück des Vaters heimgeſucht — ſo früh! und Beide allein in der bahnloſen, unwirthlichen Oede!

Da brach der Alte in einen verſchneiten Graben ein.

Er half ſich mit dem Beiſtande des Mädchens wieder heraus und ſchritt weiter, aber nach kurzer Weile bemerkte Agneta, daß einer ſeiner Schuhe im Schnee ſtecken geblieben war.

Sie eilte trotz des Einſpruchs des Vaters zurück und brachte den verlorenen Schuh; aber er weigerte ſich, ihn anzuziehen.

„Wozu ſoll ich das häßliche Zeug erſt wieder anziehen?“ ſprach er. „Morgen werden wir trockene Stiefel und trockene Wege haben — wir kommen auch bald in eine warme Stube — und im Sommer — ſchon im Mai — brauchen wir gar keine Schuhe.“

„Laßt mich nur gewähren,“ beſchwichtigte Agneta den Alten, indem ſie ihm den Schuh wieder an den Fuß ſchob. „Ihr wißt ja, das iſt ſo meine Weiſe — auch meine Pflicht!“

Der Alte ſtieß einige rauhe Kehltöne aus. Wir zogen weiter.

Das Gehen ward ihm offenbar ſchwer und meine Beſorgniß um ihn ward immer lebhafter.

„Könnt Ihr reiten?“ fragte ich ihn, „und getraut Ihr Euch wol, mein Pferd zu beſteigen? — Es iſt ganz fromm.“

„Können? Getrauen?“ verſetzte er mit einem vornehmen Lächeln. „Ich kann ſogar fliegen. Freilich, meine Flügel ſind jetzt naß geworden; aber im warmen Zimmer werde ich ſie ausbreiten, meine ſchönen, bunten Flügel, und ich werde auf ihnen weit davonſchweben!“

„Gewiß, das wird er,“ verſicherte Agneta ernſthaft. „Und weil ich nicht mit ihm davonfliegen kann, weil ich meinen Weg Schritt für Schritt am Zeiger der Uhr abarbeiten muß — darum verachtet er mich. Und ach! es iſt mir faſt Niemand gut!“

Das hätte ich für meinen Theil wol verneinen mögen; man konnte kaum ein lieberes Geſicht ſehen, obgleich es etwas pockennarbig war und mehr friſch, als ſchön.

„Da iſt die Mutter!“ rief Agneta plötzlich aus; „da ſitzt ſie am Wege!“

Ich blickte auf und gewahrte eine alte Frau, halb verſchneit, anſcheinend ſchlafend, wenige Schritte vor uns.

„Zieht Ihr nur immer weiter!“ rief die Frau meinen Begleitern mürriſch entgegen; „ich will mit Euch nichts mehr zu ſchaffen haben — mit dem leichtſinnigen Manne und der ſorgloſen Dirne! Ich habe beſſere Tage geſehen und Ihr werdet täglich armſeliger und elender!“

Das galt nun freilich zunächſt buchſtäblich von dem eigenen Anzuge der Frau: von ſchwerem Seidenſtoffe, aber altmodiſch im Zuſchnitt, war er wol nach und nach vom reichen Prachtzimmer bis in das tiefſte Elend fortgeſchleppt worden und hing nun in zahlreichen Fetzen um die zuſammengeſunkene Geſtalt der Alten; der Wind blätterte darin und entblößte die gelben, verwelkten Arme, und unter einer verblichenen Sammetmütze hervor trieb er dünne Büſchel grauen Haares — es war ein erbarmungswerther Anblick!

„Beruhigt Euch nur, Mutter!“ ſprach Agneta freundlich tröſtend, indem ſie mit liebevoller Geſchäftigkeit ſich bemühte, die zerriſſenen Fetzen nothdürftig zuſammenzuſtecken, trotz der abwehrenden Geberde der Alten. „Es wird ja gehen, und es werden auch wieder beſſere Tage kommen.“

Und in kurzer Zeit hatte des Mädchens geſchickte Hand die Alte ſo aufgeſtutzt und herausgeputzt, daß ſie ganz erträglich ſich darſtellte.

Inzwiſchen aber war der Alte ungeduldig geworden.

„Was plagſt Du Dich mit dem halberfrorenen, ſtolzen Weibe!“ grollte er finſter. „Laß ſie ſitzen — ſie hält uns nur unnöthig auf — ſie verdirbt uns ohnedies jede Freude und ſieht von ihrer Lumpenherrlichkeit nur mit Verachtung auf uns herab!“

„Ja,“ rief die Alte, indem ſie ſich mühſam und zitternd aufraffte, „elendes, erbärmliches Geſchlecht, das von mir ausgegangen, und das ich mit ſchmerzlichem Mitleid betrachte — mit Neid blickt Ihr auf dieſe Lumpenherrlichkeit, die alle Schätze der Welt aufweiſt! — Meinſt Du denn,“ fuhr die Alte, zur Tochter gewendet, mit erregter Stimme fort, „ich danke Dir, daß Du mein Kleid zuſammengeſteckt haſt? Sieh, ich zerreiße es wieder, denn in Lumpen will ich dem Sturme trotzen und klagen — klagen — klagen!“

Die Stimme der alten Frau erloſch in leiſem Wimmern und im Sauſen des Windes, der über die öde Fläche ging.

Ich war vom Pferde geſtiegen. — Es wurde mir wirklich unheimlich in der abenteuerlichen Geſellſchaft.

Die Mutter war ſtöhnend in den Schnee zurückgeſunken.

Der Alte aber griff beherzt in die Zügel meines Pferdes, um es zu beſteigen.

Nur Agneta war freundlich ruhig geblieben.

„Wohin aber wollt Ihr nun?“ fragte ich den Alten, der im Begriff war, ſich auf's Pferd zu ſchwingen.

„Nach Friedeberg,“ entgegnete er, „zu Doktor Junge. Wir ſind genaue Freunde. Dort bin ich immer willkommen.“

„Kennt Ihr denn den Doktor Junge?“ fragte ich verwundert.

„Kennen?“ verſetzte der Alte in hohem Tone. „Ich bin ſein liebſter Freund: er möchte ohne mich nicht eine Stunde leben — nicht leben, nicht ſterben.“

„Er hat Recht,“ murmelte die Alte. „Ich kann es wiſſen: bin ich doch die Geliebte des Doktors, die traute, ſüße Genoſſin ſeiner einſamen, reichſten Stunden — bin ich doch oft an ſeiner Seite leiſe fortplaudernd entſchlummert; auch heut harrt er ſehnend meiner — auch heut wird er mich lieb umfangen!“

Ich griff mit beiden Händen nach meiner Stirn; es begann mir bange zu werden um meinen Kopf; die ruhige Sicherheit, mit der das alte verrückte Paar ſich als Freund und Geliebte vorſtellte, ſchien ja gar keinen Zweifel zuzulaſſen.

Ich blickte verwirrt zu Agneta hinüber.

„Ich kenne ihn auch,“ antwortete ſie mit einem anmuthigen, vertraulichen Lächeln auf meinen Blick, „den Doktor Junge — ich bin immer mit ihm zuſammen — mit ihm und ſeinen lieben Kleinen, die freilich nur allzufrüh zu den Engeln zurückkehrten!“

Indem ich Agneta halb zornig, halb erſtaunt anblickte, bemerkte ich mit Ueberraſchung ihre täuſchende Aehnlichkeit mit meiner Frau; und ihr blaues, klares Auge lächelte mich ſo fromm und zutraulich an; aber ich bin zufrieden mit einer Frau, zumal mit der meinigen — der tollen Scene mußte ein Ende gemacht werden.

„Ich ſelbſt bin der Doktor Junge und kenne Euch Alle nicht,“ fuhr ich barſch heraus. „Aber ich will Euch mit mir nehmen und für die Nacht unter Obdach bringen.“

„Er kennt uns nicht!“ flüſterte die Alte, indem ſie ſich mit ſtillem Lächeln aufrichtete. „So theile Dich, Du trübes Gewölk am Himmelsdom,“ fuhr ſie in beſchwörendem Tone fort, die Arme mit anmuthig-majeſtätiſcher Geberde erhebend, „dringe hervor, Du ſtiller Strahl der Abendſonne!“

Wie gehorſam dieſem Zauberſpruch, zerriß die graue Nebeldecke im Weſten; ein roſiger Schimmer verklärte die Gruppe, die ſich ſchwebend vom Boden zu erheben ſchien: ſtatt der zerlumpten Alten reichte ein hohes Weib von wunderbarer Schönheit mir die Hand entgegen; ihr reiches Gewand rauſchte faltig um die ſchlanke Geſtalt, und ein Kranz von Immortellen ſchwebte über der weißen, melancholiſchen Stirn.

„Kennſt Du mich nun?“ ſprach ſie mit ſchmerzlich-ſüßem Lächeln: —

„Kennſt Du mich nun, die Freundin hehrer Stunden,
Die von verwelktem Glück, durchkämpftem Leid,
Von theuern Gräbern, wie von Feſtgelagen,
Von treuen Freunden, die dahingegangen,
Dir ſchmerzlich-ſüße Kunde bringt? Die gern
Mit Dir zurück in Deine Lenze kehrt; —

Den Sturm, der einſt Dein tiefſtes Selbſt erſchüttert,
In leiſen Schwingen wieder tönen läßt;
Die überall die welken Blüthen ſammelt
Und, neu belebt von ihrem Zauberſtrahl,
Auf's ſinnend tief geneigte Haupt Dir ſtreut?
Ja, Du erkennſt mich wohl! Und tröſtend will ich
Verſöhnend und erhebend Dich begleiten;
Vergang'ne Zeiten Deinem Blick verklären,
Und was des Lebens wilder Strom zu früh
Der Hand entwand, unwandelbarer Liebe
In unvergänglichem Beſitz bewahren!“

In einen jugendlichen Genius verwandelt, breitete der Alte ſeine Schwingen aus; leicht hob er ſich empor, und dahinſchwebend rief er mir zu:

„Auf! Und mir nach zur morgenrothen Ferne!
Mag ſtille Treu' Vergangenes bewahren:
Der klare Blick, der kühne Muth, ſie üben
Die ſchöpferiſche Kraft im friſchen Leben,
Und ringen ſiegbewußt nach ſtolzer That!
Und ſieh'! die Hoffnung ſtreut mit voller Hand
Am Wege duft'ge Blüthenkränze nieder,
Dein ernſtes Streben freundlich zu erquicken!
So ſchweb' ich Dir voran, ein Hoffnungs-Engel;
So folge mir, das Höchſte zu erreichen!

Und zage nicht, bis wo am ſtillen Rand
Des Lebens ſich die Nacht der Gräber breitet,
All' irdiſch Müh'n nach kurzem Kampf verblaßt
Und auf zum ew'gen Licht der Geiſt ſich ſchwingt!“

Zuletzt trat auch Agneta zu mir — nicht verwandelt; nur ein ſtilles Lächeln ſchwebte um ihren Mund.

„Wol heilig,“ ſprach ſie, und der milde Ton ihrer wohlklingenden Stimme berührte mich wie eine erſchütternde Muſik:

„Wol heilig ſei Dir die Vergangenheit;
Denn was Du biſt, das wardſt Du nur in ihr —
Sie löſt des Werdens räthſelhaft Geheimniß!
Und ſtrebe nie mit ungeduld'ger Hand
Der Zukunft ungewiſſe Frucht zu brechen —
Ihr ſüßer Kern reift öfters nicht für Dich! —
Das Morgenroth des Tages, den Du lebſt,
Bringt tauſend reiche Gaben Dir entgegen:
Sie zu erfaſſen zög're nicht — der Abend
Entführt ſie ſonſt in neidiſch-ſcheuer Flucht!“

„Nur Der iſt reich, der ſich die Stunde eignet:
Und was der Augenblick erheiſcht, zu thun,
Es ganz zu thun; und ganz ein Menſch zu ſein
Auf jeder Woge, die nach oben drängt —
Das ſchmückt den Garten der Vergangenheit
Und weckt der Zukunft helle Morgenröthe!“

„Ob wir uns wiederſehen, fragt Dein Blick —
Ob ich dann lächeln werde, oder weinen?
Wer rechnet mit dem Unberechenbaren,
Mit eines Mädchens wankelmüth'ger Laune! —
So aber liebſt Du mich — ſo bin ich Dir
Vertraut in immer neuer Jugendſchönheit;
So hältſt Du treu an mir in keuſcher Luſt,
Bis einſt die Mutter Dir um's müde Haupt
Cypreſſen windet mit eleg'ſcher Klage!“

Ein ſanfter Hauch berührte meine Wangen. — Ich blickte auf; — die ganze Erſcheinung war verſchwunden.

Ein leichtes Gewölk, ſchimmerndes Abendroth, zog langſam über den Mond.

Sinnend ritt ich nach Hauſe.

Der Flüchtling.

Der Flüchtling.

I.

Unter der breiten Linde vor der Bergſchenke ſaß der Landdragoner. Er blickte in beſchaulicher Ruhe abwechſelnd in die Berge hinüber und an der grauen Wand des Wirthshauſes empor; er liebäugelte mit dem vollen Branntweinglaſe, das vor ihm ſtand und verbreitete aus ſeiner kurzen Pfeife dicke Rauchwolken von ziemlich feindſeligem Aroma.

„Du biſt zu ehrlich, Schnautz,“ ſprach er zu dem dicken Wirth, der in Hemdsärmeln und barfuß in Holzpantoffeln vor ihm ſtand, „ja, gar zu gewiſſenhaft biſt Du!“ und er ſetzte das mit einem Zuge geleerte Glas auf den Tiſch. „Du miſcheſt Waſſer in den Branntwein, damit er den Gäſten nicht den Kopf verwirre.“

Der Wirth ſteckte phlegmatiſch die Hände in die Hoſentaſchen und ſpreizte die Beine auseinander.

„Du taufſt Deinen Schnaps, Schnautz,“ fuhr der Landdragoner fort, „und die Leute nennen Dich dafür einen

Schelm. Dein Chriſtenthum thut Deinem guten Namen Schaden, Schnautz!“

„Na, Euer Chriſtenthum wird dem Teufel den Appetit auf Euch auch nicht verderben,“ verſetzte der Wirth.

„He, Schnautz! bin ich ein Gericht für den Teufel? Was — Schnautz, bin ich ein Teufelsbraten?“

„Der Teufel hat wol ſchon beſſere Leute geholt,“ entgegnete der Wirth, „obwol er auch an ſchlechteren vorübergeht, mit denen er alle Tage abfahren ſollte.“

„Schnautz, eine giftige Kröte ſpritzt nicht umſonſt um ſich. Alſo bekenne, Schnautz — wen meinſt Du?“

„Still!“ ſprach der Wirth mit einem ſcheuen Blick, rückwärts. „Ich meine, der Stephanus, der Wurzelſucher, wäre lange ſchon reif.“

„Eh!“ machte der Landdragoner. „Seit drei Tagen läuft er wieder wie eine Kreuzſpinne über die Berge; in alle Ritzen und verfallenen Stellen kriecht er hinein. — Hat er in Deinem Stübchen ſeine Küche wieder aufgeſchlagen? — Was treibt er denn?“

„Ich mag's gar nicht ſehen,“ entgegnete der Wirth verdrießlich. „Mir wird ſchon grün vor den Augen, wenn ich ihn in ſeiner Hexenküche nur rumoren und hantieren höre.“

„He, He!“ lachte der Landdragoner laut, „ſchmeiß ihn doch auf die Straße, Schnautz!“

„Daß er mir einen Spuk an den Hals hexte, oder auf's Vieh, oder auf die Kinder! — Ich werd' mich nicht verbrennen! Und ich bin Wirth —, ich kann mir die Gäſte nicht ſuchen und auswählen, ich muß mir gefallen laſſen, wie ſie kommen. — Aber die Polizei — wozu ſeid Ihr denn Landdragoner, wenn in unſern Bergen ſolcher Unfug ſein Weſen treiben darf?“

„Nein, Schnautz,“ wehrte der Landdragoner. „Dir freilich ſticht er den Vitriol in Deinen verwäſſerten Schnäpſen auf. Das macht Dich giftig, Schnautz.“

„Dummes Zeug,“ murrte der Wirth.

„Aber ich ſag' Dir, Schnautz!“ ſchrie der Dragoner, indem er mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug, „das iſt ein Mann von Genie, ein Doktor und Philoſophus, der mehr kann, als ehrlich ſein in Deiner Art! — Die Natur hat er ſtudirt, Schnautz! und jedes Kräutlein und jeden Stein; und er kennt jeden Wurm und auch das Waſſer in Deinem Schnapſe, ſag' ich Dir, Schnautz!“

„Er hat's eben mit dem Teufel!“ warf der Wirth ein.

„Mit einem ſchlechten Kräutlein hat er mich vom Fieber kurirt — und der Feldſcheer hätte mich darauf eine ganze Apotheke hinabwürgen laſſen; ich wäre elendiglich zu Grunde gegangen — laß mir den Doktor in Ruhe! Ich vergeß es ihm nimmer!“

„Ein Hexenmeiſter iſt er,“ ſchrie der Wirth, „ein Teufelsbeſchwörer und Vampyr! — Seht doch den langen Michael unten im Dorfe, der vor drei Jahren friſch und roth mit ihm in die Berge zog! Nun ſitzt er daheim, ſiech und abgezehrt, elend und welk; und er ſtirbt lebendigen Leibes! Und wenn Ihr ihn fragt, was ihm geſchehen iſt, ſo nickt er blos mit dem Kopfe und ſagt kein Wort.“

„Daran thut der Michael klug. Denn er hat, ſo alt und lang er iſt, noch niemals ein geſcheidtes Wort geſprochen. — Aber ſchau — was kommen da für Leute?“

Unmittelbar hinter dem Wirthshauſe hob ſich der Berg ſteil in die Höhe; darüber hinweg ſchlang ſich ein ſchmaler Weg, der in's Gebirge nach der Grenze führte.

Dieſen Weg ſtiegen drei Soldaten herab. — Zwei von ihnen waren bewaffnet. — Der Dritte war ihr Gefangener.

„Hängen will ich auf der Stelle,“ ſchrie der Landdragoner den Soldaten entgegen, „wenn Du's nicht ſelber biſt, Du roſtiges Lederzeug!“

„So haſt Du noch eine Galgenfriſt, alter Schwerenöther!“ verſetzte der ältere Soldat, das zum Willkommen gereichte Glas des Landdragoners mit einem Zuge leerend.

„Und Du pflegſt Dich hier im Schatten,“ fuhr er fort, indem er mit dem Kameraden Platz nahm.

Der Gefangene ſank, völlig erſchöpft, auf eine Bank, kreuzte ſeine Arme auf dem Tiſche und legte mit leiſem Stöhnen den Kopf darauf.

„Ich will meinen Ladeſtock nicht von einer Mädchenlocke unterſcheiden, wenn's hier nicht bequemer iſt, als ein

Marſch durch die ſtickigen Berge auf der ſtaubigen Straße!“ ſchwor der andere Soldat.

„Woher des Wegs?“ fragte der Landdragoner.

„Von der Grenze her, wo wir Den da in Empfang genommen haben,“ antwortete der Corporal, auf den Gefangenen deutend, der im unruhigen Schlafe lag.

„Ein Freiwilliger vom Regiment,“ fügte der Kamerad hinzu.

„Hab' dem Burſchen die Canaille gleich angemerkt, die in ihm ſteckt,“ polterte der Corporal. „Immer wie im Traume — kein Griff und kein Schick, kein Zug und keine Accurateſſe! Lederzeug und Meſſing niemals propre — kein Reſpekt vor einem gedienten Manne — immer was Apartes haben und was Beſſeres ſein. — Wenn wir im Quartier einen anſtändigen Schafskopf ſpielten, ſaß er abſeits mit einem lateiniſchen Büchlein, oder er ſchrieb Briefe, ſo lang wie Regimentsliſten — kein Chriſtenmenſch konnt' das wälſche Zeug leſen. Aus ſolchem Holz ſchnitzt man keinen Soldaten.“

Und der Corporal ſtieß das Glas, das er geleert hatte, zornig auf den Tiſch nieder und ſog mit den Lippen die Branntweintropfen aus dem Barte ſorgſam zuſammen.

„Bei dem Allen war er doch eine gute Haut,“ wendete der Kamerad ein; „fein und honorig immer; nur zu kitzlich für die Latten.“

„Mutterſöhnchen — Lumpen — Memmen!“ murrte der Corporal. „Sind heut beinahe Alle ſo, die jungen Burſchen. — Als ich zum Regiment kam — 's iſt freilich lange her — da war der alte Corporal Kappich, der Spanier genannt wegen ſeines Rohres — der exercirte uns. Und wir dankten Gott, wenn er nur erſt anfing, uns mit Prügeln zu drohen — da konnte er den Arm nicht mehr rühren, denn er hatte uns ſchon blau wie Commißtuch gedroſchen. — Manch Einer ging dabei freilich vor die Hunde. Aber wenn er einen tüchtigen Burſchen unter die Hände bekam, da machte er auch einen ganzen Soldaten daraus.“

„Spaß!“ ſprach der Landdragoner gravitätiſch. — „Zu meiner Zeit, da gab's noch Prügel, davon habt Ihr Grünlinge gar keinen Begriff. Aber das machte die Burſche eiſenfeſt, daß ſie den Teufel ſelber nicht fürchteten. — Mit Kolben war die Art gar nicht todtzuſchlagen.“

Er nahm einen tüchtigen Schluck und ſtieß dicke Rauchwolken rechts und links von ſich.

„Da war Einer beim Regimente,“ erzählte er weiter, „der lief alle halbe Jahre einmal Spießruthen, nur zu ſeiner Geſundheit, wie Andere einen Aderlaß nehmen. — Er war einmal drei Tage hinter einander in der Gaſſe — den Burſchen, die in der Reihe ſtanden, wurde ganz übel, ſo ſchlenkerten die Hautfetzen um ihn herum. Da ging ihm die Pfeife aus — die hatte er ſich ausgebeten; — und er blieb ſtehen und die Burſche mußten weiter hauen;

er aber ſchlug Feuer und ſtopfte den Schwamm in die Pfeife und dann ſchritt er weiter. — Das war ein ganzer Kerl!“

„Ich hab’s auch erzählen hören,“ ſprach der Corporal. „Aber es war keine Kunſt — der Burſche hatte einen Pakt mit dem Teufel und ihm ſeine Haut verſchrieben; da konnte gewachſenes Holz ihm keinen Schaden thun.“

„Das iſt dummes Zeug,“ warf der Landdragoner ein.

„Was?“ ſchrie der Corporal hitzig. „Ich habe ſelber noch Leute gekannt, die den rothen Bitz geſehen haben, wie er von der Execution in’s Lazareth gebracht worden iſt. Da iſt ein fremder Mann hereingetreten; er wäre der Doktor, hat er geſagt, und expreß zum Bitz geſchickt; und er hat ein Fläſchchen aus der Taſche gezogen und daraus dem Bitz, der ganz vertraut mit ihm geweſen, den zerfetzten Rücken gewaſchen; dann iſt er fortgegangen und man hat geſehen, wie er gehinkt hat. — Der Bitz aber hat ſich auf die Seite gelegt und iſt ruhig eingeſchlafen. — Darauf iſt der wirkliche Doktor gekommen, den Patienten zu verbinden. Der aber hat ſich ſteif auf den Rücken ausgeſtreckt und ſo füchterlich geflucht, daß der Feldſcheer entſetzt davongelaufen iſt. — Der rothe Bitz aber iſt am andern Tage friſch und munter geweſen, und ſein Rücken glatt wie eines neugeborenen Kindes Fellchen.“

„Und der Teufel ſelber hat ihn geheilt?“ fragte der Landdragoner ſpöttiſch.

„Natürlich, da ihm die Haut vom rothen Bitz verſchrieben war. Was ſollten ihm auch die blutigen Lappen?“

„Und wie hat er denn ausgeſehen, der Teufel?“

„Ein langer, dürrer Mann, grau angezogen vom Kopf bis zum Fuß, mit ganz ſchwarzen Haaren und einem großen, ſchwarzen Pflaſter über dem rechten Auge, und einem Hinkfuß.“

„Der leibhaftige Doktor Stephanus, ſoll mich doch gleich das Wetter erſchlagen!“ ſchrie der Wirth entſetzt.

In demſelben Augenblick knickte er zuſammen, wie wirklich vom Blitzſtrahl getroffen: eine knöcherne Hand legte ſich ſchwer auf ſeine Schulter.

„Mit dem rothen Bitz hat der Doktor Stephanus wol nie etwas zu thun gehabt,“ ſprach eine ſonore Stimme.

Alle ſahen auf. Da ſtand neben ihnen ein langer, hagerer Mann in grauem Anzuge, mit ſchwarzem Haar und einem ſchwarzen Pflaſter über dem rechten Auge, und als er näher an den Tiſch herantrat, ſah man, daß er leicht hinkte.

„Mit Verlaub, Ihr Herren,“ ſprach der Fremde höflich, indem er Platz nahm. „Ein hübſcher Ort, um ein halbes Stündchen zu plaudern.“

Die beiden Soldaten rückten ſcheu zur Seite. Der Landdragoner lachte heimlich.

„Ein ſchöner Tag heut,“ fuhr der Fremde unbefangen fort. „Aber ich denke, wir werden noch vor Abend Gewitter haben, die Lindenblüthe duftet ſtark und die Fliegen ſtechen auf's Blut. — Soll's noch weit gehen, Kameraden?“

„Ich gedenke unten im Dorfe zu übernachten, Herr Doktor,“ verſetzte der Landdragoner.

„Wir haben noch einen ſtrammen Marſch vor uns — bis zur nächſten Stadt,“ ſprach der Corporal. „Wären auch ſchon aufgebrochen; aber das Mutterſöhnchen da verlangte durchaus eine Raſt.“

Er deutete auf den Gefangenen, der im Schlafe ſeinen Kopf unruhig herumgeworfen hatte und dem Doktor ein jugendliches, bleiches, auch im Schlafe noch verſtörtes Geſicht zuwendete, deſſen fein geſchnittene Lippen ſich trotzig und verſchloſſen zuſammenpreßten.

„Was iſt's mit dem jungen Manne?“ fragte der Doktor.

Redſelig wiederholte der Corporal, was er von dem Gefangenen wußte, deſſen melancholiſche Züge der Doktor mit ſteigendem Intereſſe betrachtete.

„Wie iſt ſein Name?“ fragte er.

„Anton Binsky. So iſt er in die Compagnieliſte eingetragen.“

„Anton Binsky!“ ſtieß der Doktor überraſcht hervor.

„Hier!“ rief der Gefangene, indem er, aus ſeinem unruhigen Schlummer aufgeſchreckt, in militairiſcher Haltung ſich aufrichtete.

„Er träumt vom Appell,“ ſprach der jüngere Soldat zum Doktor, der ſich gleichgiltig abwendete. — „Da wird es ihm freilich übel ergehen.“

Der Gefangene aber, deſſen verſtörter Blick nur gelangweilten oder theilnahmloſen Geſichtern begegnete, ließ das Haupt ſinken. Ein Schatten leidender Ermüdung glitt über ſeine hübſchen Züge, denen ein ſchwarzes Bärtchen den erſten Ernſt des Mannes verlieh.

„Mich dürſtet,“ ſprach er, indem er auf die Bank zurückſank und ſein Geſicht in ſeinen Händen vergrub.

„Da hier — trink mit einem ehrlichen Kerl und werd' ſelber einer,“ antwortete der Corporal, indem er ſein Glas dem Gefangenen zuſchob.

Der junge Mann führte daſſelbe gierig an den Mund.

„Branntwein!“ murmelte er, indem er das Glas mit einer Geberde des Abſcheus niederſetzte. — „Gebt mir einen Trunk Waſſer,“ — bat er; „es brennt in mir wie tauſend Flammen!“

„Daß mich das Donnerwetter erſchlage, wenn mir nicht recht geſchieht!“ ſchrie der Corporal, der mit der Fauſt wüthend auf den Tiſch ſchlug.

Sein Kamerad erhob ſich ſchweigend, nahm ein Glas vom Tiſche und ging zum nahen Brunnen.

„Das Weißfiſchchen verträgt den Branntwein eben nicht,“ lachte der Landdragoner, während der Gefangene den Kopf wieder auf die auf dem Tiſche gekreuzten Arme ſinken ließ.

„Soll ihm ein honoriger Kerl nie wieder ſein Glas anbieten,“ murrte der Corporal.

Der Kamerad brachte Waſſer und der Gefangene leerte das Glas in langen, durſtigen Zügen.

Der Doktor war, auf ſeinem Stuhle zurückgelehnt, ſtiller Zeuge der Scene geweſen. — Seine Blicke kehrten immer wieder zu dem Gefangenen zurück.

„Es wird Zeit, weiter zu marſchiren,“ ſprach der Corporal mit einem prüfenden Blick zur Sonne, die ſich bereits tief auf die Berge herabſenkte.

„Ich kann nicht — gebt mir Brot — einen Biſſen Brot!“ murmelte der Gefangene ohne den Kopf zu erheben.

„So bringt Brot,“ entſchied der Corporal.

Der Wirth erhob ſich.

„Auch einen Biſſen Fleiſch dazu,“ rief ihm der Landdragoner nach.

„Und eine Flaſche für die Kameraden; aber vom Guten,“ fügte der Doktor hinzu.

„Im Grunde ſeid Ihr doch ein guter Kerl, wenn's auch 'mal ein Bischen rauh herauskommt,“ wendete er ſich an den Corporal. „Der junge Mann iſt offenbar ſo erſchöpft und niedergebeugt, daß er ohne eine Stärkung nicht weit marſchiren würde — in ſeiner Lage darf man von der Willenskraft gar nichts erwarten.“

„Meine ich auch,“ murrte der alte Soldat.

„Eben, daß Ihr das bereitwillig anerkennt, freut mich,“ antwortete der Doktor. „Das iſt echt menſchlich.“

„Wird ein alter Soldat wol wiſſen, was ſolch einem Bürſchchen zugemuthet werden darf,“ verſetzte der Corporal mit dem Knurren eines geſtreichelten Bulldoggen.

Der Gefangene griff mit hungrigem Eifer an was der Wirth auftrug, und handhabte das Meſſer in einer Weiſe, die man nicht in der Kaſerne lernt.

Der Doktor ſchenkte ein.

„Der Herr wird uns aber doch die Ehre erweiſen!“ polterte der Corporal, das volle Glas zurückſchiebend.

„Natürlich!“ verſetzte der Doktor; er leerte das Glas mit einem Zuge, füllte es von Neuem und ließ es fleißig die Runde machen.

Der Gefangene aß mit ſichtlichem Behagen noch immer, die Sonne und der Inhalt der Flaſche ſanken immer tiefer — vom Horizont ſchob ſich eine ſchwarze Wand langſam immer höher zum Zenith empor — eine erſtickende Schwüle zitterte in der Luft; man athmete die feuchte, heiße Atmoſphäre einer Malzdarre. Die Schnurren des Landdragoners und die Kaſernengeſchichten des Corporals überboten ſich gegenſeitig in unerſchöpflicher Folge.

Der Doktor lachte nicht mehr darüber, wie er es bisher gefällig gethan, während ſein Blick flüchtig immer wieder forſchend den Gefangenen ſtreifte; er trommelte gleichmüthig mit den Fingern auf dem Tiſche und lehnte ſich, wie um bequemer zu hören, gegen die Wand des Hauſes.

Endlich begann er, gelangweilt, gedankenlos eine Melodie zu ſummen — leiſe, in abgeriſſenen Takten; dann zuſammenhängend in elegiſch-ſchwermüthigen, halblauten Molltönen.

Einen Augenblick lang ſenkte der Gefangene aufhorchend das Meſſer; ein feuriger Strahl ſprühte aus ſeinem Auge zum Doktor hinüber.

„Soll mich der Blitz treffen, wenn wir nicht die Rattenbeine ſo groß wie Pferdeknochen aus den Bohnen herausgefiſcht haben,“ ſchrie der Corporal den Landdragoner an, der gelaſſen die Aſche aus ſeiner Pfeife klopfte.

„Wie Pferdeknochen — Spaß!“ antwortete er verächtlich. — „So habt Ihr nie ein rechtes Rattenbein abgeknabbert.“

Der Gefangene zermalmte eine neue Fleiſchſchnitte zwiſchen ſeinen breiten, weißen, vollen Zähnen; und der Doktor ſang langſam zu ſeinen einförmigen, ſchwermüthig klagenden Rythmen einen unverſtändlichen Text — Worte einer fremden Sprache.

„Solche Lieder habe ich oft von den Rekruten gehört, die aus Polen zum Regimente kamen,“ ſprach der jüngere Soldat zum Doktor. „Aber ich habe ſie nie verſtanden.“

„Jüdiſche Schelmenlieder,“ antwortete dieſer, ſeinen

Geſang unterbrechend. „Ihr wißt, drüben hat es eben faſt nur Juden. Soll ich Euch ſagen, wie's deutſch lautet?“

Und der Doktor ſang in feierlich-ſchwermüthiger Weiſe:

„Und als der ſchönen Herodias —
He — ro — di — as —
Die Zeit ward gar zu lang,
Da ſpannte ſie den Leibfloh an —
Den Leibfloh an! —
Zum römiſchen Kaiſer fuhr ſie hin —
He — ro — di — as!“

„Ha! Ha!“ lachte der Soldat wiehernd, während der Doktor, ohne ſich weiter um dieſen geräuſchvollen Beifall zu bekümmern, ſich an die Wand zurücklehnte und neue, unverſtändliche Worte weiter ſang.

Die Sonne war ſeit geraumer Zeit untergegangen — die Flaſche war leer.

Der Gefangene hatte den Kopf, das Geſicht vom Doktor abgewendet, in ſeinen Händen vergraben; die Arme waren langſam auf den Tiſch herabgeglitten — der Kopf war ihnen ſchwerfällig nachgeſunken — der junge Mann ſchlief ſchon lange wieder.

Die laute Heiterkeit des Kameraden hatte den Corporal aufmerkſam gemacht; er betrachtete mißtrauiſch den Doktor, der ſeinen Geſang abbrach, und den Gefangenen, der ein leiſes Stöhnen vernehmen ließ.

„Wir müſſen weiter,“ ſprach er, indem er ſich wankend erhob und ſein Gepäck aufnahm.

„Seid Ihr verrückt?“ rief der Doktor. „Seht den Himmel — in einer Viertelſtunde haben wir das tollſte Gewitter, das je dieſe Berge erſchütterte. Und die Nacht bricht herein!“

„Wer weiß, welcher Teufelei man aus dem Wege geht, wenn man den Teufeln trotzt, welche Nacht und Unwetter loslaſſen,“ entgegnete der alte Soldat barſch und mit einem zornigen Blick auf den Grauen. „Auf, Binsky!“

„Ich bin bereit,“ antwortete der Gefangene, indem er ſich widerſtrebend und ſchwerfällig erhob.

„Wie Ihr wollt,“ ſprach der Doktor gelaſſen. „Ich hab's nicht durchzumachen.“

„Ein Stück begleite ich Euch wol, wenn auch nur bis auf die Straße hinab,“ rief der Landdragoner. „Adieu, Schnautz! Und wenn der Teufel auf feurigen Blitzen daher reitet — ſteckt Euern Kopf nur in Euern verwäſſerten Branntwein; da weicht ſelbſt der Teufel zurück.“

Der Wirth nahm die Gläſer zuſammen, murrte Etwas von „ausgebranntem Schornſtein“ und begab ſich in das Haus.

Der Doktor blickte den abziehenden Männern nach, in deren Mitte der Gefangene träge und mit geſenktem Haupte dahinſchritt. — Dann folgte er dem Wirth.

Die letzte Helle des Tages verſank raſch in den nächtlich dunklen Schatten, welche von der Seite die ſteilen, düſtern Berge und vom Himmel herab die ſchwarzen, drohenden Wolkenmaſſen auf den ſchmalen Weg warfen, auf welchem die vier Männer raſch und ſchweigend dahinſchritten.

Denn die Späße des Landdragoners prallten an dem Mißmuth des Corporals ab, der ſich verdrießlich vorwarf, dem magnetiſchen Zauber der Flaſche ſich zu lange hingegeben zu haben, und dazu den Aerger empfand, mit welchem er den „Rüffel“ für die Ueberſchreitung des Reglements von ſich ſelbſt entgegennahm.

„Da iſt die Straße, und ich gehe ſeitwärts ab,“ unterbrach der Landdragoner plötzlich das unbehagliche Schweigen. „Und ich weiß nicht, Corporal, ob Ihr nicht beſſer gethan hättet, oben in der Schenke zu bleiben. Denn —“

Ein gewaltiger Donnerſchlag erſparte dem Landdragoner die Auseinanderſetzung ſeiner Gründe.

„Lieber im Straßengraben!“ ſchrie der Corporal zornig. „Habt Ihr nicht geſehen, wie der Burſche da über Eurem langweiligen Geſchwätz mit dem unheimlichen Grauen conſpirirte?“

„Ich will nicht beſtreiten, daß der Graue — na, Ihr habt ja ſeinen Hinkfuß ſelber geſehen!“ verſetzte der Landdragoner hämiſch. „Aber unheimlich ward er Euch doch erſt und mein Geſchwätz langweilig, als die Flaſche leer war.“

Mit dieſen Worten ſchritt der Landdragoner eilig davon.

Der Corporal ſtieß einen Fluch aus, dem ein neuer Donnerſchlag antwortete, nahm das Schloß ſeines Gewehres ſorgfältig unter den Arm und ſetzte feſten Schrittes den Marſch fort.

Der Kamerad drängte ſich ſcheu an ſeine Seite, ganz beherrſcht von den unheimlichen Eindrücken, welche die Nacht, die dunkel verhüllten Berge, der beginnende Aufruhr der Natur auszuhauchen ſchienen und welche Rang und Reglement aufhoben.

Der Gefangene folgte.

Steil auffteigende, finſter bewaldete Berglehnen, deren rieſige Silhouetten nach oben im Endloſen verſchwammen, erhoben ſich zu beiden Seiden des Weges, der ſteil abwärts fiel und den die jäh niederzuckenden Blitzſtrahlen in immer kürzeren Pauſen einen Augenblick lang in blendendes Licht und dann um ſo tiefer in undurchdringliche Finſterniß hüllten.

Ein wildes Getöſe brauſte durch die Luft daher — verworrenes Heulen, Stöhnen und Pfeifen fuhr hundertſtimmig durch den Wald — weithin in die Berge hinein rollten die betäubenden Schwingungen des Donners, unter denen der Erdboden erbebte, unabläßig von Neuem beginnend, wenn weit in der Ferne das letzte Echo grollend verhallte — rauſchend ſtürzte der Regen herab — er praſſelte gegen die Baumſtämme und peitſchte die Nadeln der ächzenden Fichten und die Geſichter der ſpäten Wanderer, die in ſcheuer Flucht den ſteilen Weg hinabſprangen.

Plötzlich fühlte der Gefangene ſich in dem wilden Rennen aufgehalten — eine Hand klammerte ſich mit feſtem Griff um ſeinen Arm — er unterſchied kaum einen dunklen Schatten an ſeiner Seite — mechaniſch folgte er dem ſtarken, geheimnißvollen Drucke, der ihn in den Wald hineinzog.

Sein Fuß ſtieß an eine Wurzel — er ſtürzte zu Boden.

„Halt!“ ſchrie der Corporal, ſeinen Lauf unterbrechend und ſich zurückwendend. „Binsky! — Wo iſt der Gefangene?“

Ein höhniſches Lachen antwortete ihm aus der Tiefe des Waldes.

Vom Zenith zuckte breit und fahl der Blitzſtrahl herab, und vier, fünf Sekunden lang erhellte ein grelles, gelbes Licht die Straße, den Wald und die ſchmale Lichtung an der ſteil aufſteigenden Berglehne.

Dort hob ſich auf einem Felsblock von dem finſtern Hintergrunde die Geſtalt eines Mannes geſpenſtiſch ab, der wie im Triumph ſeinen Hut ſchwenkte und deſſen ſchallendes Gelächter das Brauſen des Sturmes übertönte.

Wüthend riß der Corporal die Muskete an die Backe.

„Um Gotteswillen!“ ſchrie der Kamerad, den Arm des Corporals voll Entſetzen gewaltſam niederdrückend; „die Kugel trifft uns — es iſt der Graue!“

Dröhnend vermiſchte ſich der Wiederhall des Schuſſes mit dem Rollen des Donners.

Die Erſcheinung da drüben verſank in Nacht — ein letztes Hohngelächter erſchallte herüber.

Der Gefangene war verſchwunden.

II.

Ein ſchwaches Roth ging am öſtlichen Himmel auf, während der Mond langſam hinter den Bergen niederſank. — Die Bergwieſe ſchimmerte im grauen, zweifelhaften Licht; ein Stück Wild, in ſeiner Aeſung aufgeſchreckt, ſprang flüchtig darüber hinweg dem finſtern Waldrande zu, deſſen ſchwarze Linien in den formloſen Maſſen der Berge ſich verloren.

Zwei Wanderer ſchritten über die Wieſe, ſchweigſam, ſtill; ſie ſchritten durch das kleine, einſame Bergdorf — friedliche Ruhe lag über den beſcheidenen Hütten; ein wachſamer Hund ſprang bellend am Gartenzaune empor; im Nachbarhauſe ſchlug die Wanduhr eine frühe Morgenſtunde — dort ſchimmerte ein trübes Licht durch eng eingefaßte Scheiben — ein leiſer, eintöniger, ſchwermüthiger

Geſang klang herüber; eine Mutter wiegte ihr Kind zum Schlumer ein — vielleicht ihr krankes Kind und die Mutter ſang — vielleicht ihr ſterbendes Lied, und die Mutter ſang — ſie ſang mit zuckendem und doch hoffnungsvollem Herzen, bis die Hoffnung ſich auflöſt und der Geſang verklingt in einem letzten Aufſchrei der Verzweiflung.

Wenn in ſpäter Nachtſtunde der trübe Schein eines einſamen Lichtes aus ſtillem Hauſe dringt, wer möchte meinen, daß dort etwas Anderes als die Sorge, die qualvolle Unruhe, die Furcht, welche das Herz zuſammenpreßt, die Liebe, welche in ſtill getragener Marter im Hoffen und Verzagen ringt und zittert, eine ſchmerzvolle Wache halten?

Die Wanderer ſchritten ſtill vorüber. Sie verließen das Dorf und ſtiegen im Walde ſteil aufwärts. — Der Morgenwind bewegte die Kronen der Fichten; er trug ſtoßweiſe das dumpfe Rauſchen der Berggewäſſer herüber, die fern über die Felſenhänge ſtürzten.

Mächtiger erglühte das Morgenroth — ein goldigroſiger Schimmer funkelte durch die Stämme. Die Haidelerche ſtieg auf und begann den bezaubernden Chor, in welchen ringsumher immer neue Stimmen, ſo ungleich in Rythmus und Ton und doch ſo wunderbar harmoniſch einfielen; und ſcharf gellend miſchte ſich der Schrei des Raubvogels hinein, der von einſamer Felſenſpitze ſich erhob.

Die beiden Männer traten aus dem Walde auf die weite Blöße der Bergkuppe, welche das Kraut der Haidelbeere in grünen Flor kleidete; hie und da friſteten dürftige Raſenflecke und niedrige Fichtenbüſche ein kümmerliches Daſein und graue Felsblöcke boten in zerſtreuten Gruppen die harte Stirn dem Wechſel des Wetters dar.

Im Oſten blitzte der erſte Sonnenſtrahl auf — eine flammende Goldkrone ſchwang ſich gedankenſchnell von Berg zu Berg, während tief unten in den weit geſtreckten Thälern die weißen Nebelſtreifen noch geſpenſtiſch durcheinander wogten.

Die Wanderer ſtanden ſtill.

Tief aufathmend, wendete der Jüngere ſich nach Oſten, wo über ferne Bergesgipfel die Sonne ihr Strahlenhaupt frei emporhob; unwillkürlich falteten ſich wie zum ſtillen Gebet ſeine Hände.

„Frei auf freiem Berge!“ rief er tief bewegt. „O, mein Freund! wenn Sie mir auch nur für dieſe eine Stunde die Seligkeit des freien Herzſchlages dem Kerker und der Schmach abgewonnen hätten — ich würde Ihnen dafür ewig und unveränderlich dankbar ſein!“

„Ewig — unveränderlich!“ antwortete der Andere, und es klang Etwas wie Hohn in ſeiner Stimme; „wie mag der Menſch davon ſprechen — der Menſch, die ſchwache Beute jeder Bewegung, welche die flüchtig vorübereilende Sekunde bringt! — Ewig und unveränderlich —

nur unbewußt, nur im Schlafe und Tode gelangt der Menſch zur Ruhe, und ſelbſt dort noch wirft die Wandelbarkeit ſeines Weſens ihre dunklen Schatten auf die phantaſtiſchen Traumgebilde, auf den verzagenden oder hoffnungsvollen Blick in das unerforſchliche Jenſeits. — Eines Jeden zerbrechliches Schifflein ſchwankt unſicher auf ſchäumenden Wogen; Jeder ſieht es — und Haſt und Begierde treiben Jeden, die gefährliche Fahrt zu wagen; Keiner will, Keiner kann zurückbleiben. Keiner findet dauernd feſten Ankergrund — was heut ewig und unveränderlich erſcheint, ſinkt morgen ſchon vor dem zweifelnden Blick dahin in die zerſetzende Gährung nach innen und außen wechſelnder Meinungen.“

Schweigend, mit geſenktem Kopfe, hatte der junge Mann zugehört; war es von der Morgenkühle, war es von der inneren Ernüchterung — er meinte, ein leiſes Fröſteln zu fühlen.

„Selbſt hierher, in die Luft, in das Licht, in den Frieden der freien Berge,“ fuhr der Andere fort, „dringen aus dem unſtäten, mühevollen Menſchenleben die Stöße der tauſendarmigen Arbeit, der Wiederhall des Streites um Raum und Weg im drängenden Gewühl herauf — und brechen ſich, ein wildſchäumendes Waſſer, das an feſte Ufer ſchlägt, an den ehernen Schranken der in ſich ewig einigen Natur; denn hier waltet, wie dort unten das wechſelnde Recht des Stärkern, ſtetig und unwandelbar das Geſetz der Ruhe und Beſtändigkeit — dieſe Berge ſtehen noch wie vor tauſend Jahren; die Winde, die Wolken, die Sterne wandeln noch immer dieſelben unveränderlichen Bahnen und zu unſern Füßen gedeiht in unſtörbar gleichmäßigem Kreislauf tauſendfaches Leben. — Ja, nur bei dir, o ewige Natur! iſt Ruhe und Frieden!“

Der junge Mann warf den Kopf auf.

„Es iſt eben auch nur eine ſchöne Illuſion,“ ſprach er düſter. — „Auch hierher, auch auf dieſen ſtillen Boden tragen Haß und Habſucht, Gewalt und alle ſchlimmen Leidenſchaften die Verfolgung, die Knechtſchaft, den rückſichtsloſen Kampf gegen das Ebenbild Gottes und alle ſeine Geſchöpfe, — aus einem ſchwachen Gemüthe könnte wol die Bläſſe der Furcht zur Stirn aufſteigen, daß aus dem nächſten Buſche der Arm des Häſchers ſich erheben möchte. — Auch hier können wir uns der Kette nicht entledigen, die uns gewaltſam wieder hinabzieht in den unverſöhnlichen Kampf mit dem Nächſten, mit Jedem, der unſerm Wege, unſerm Ziele, unſern Meinungen zu nahe tritt.“

„Und wie denn,“ fuhr der junge Mann nach einem tiefen Athemzuge fort, „iſt der Gott, der da unten die grauen Nebel über die Hütten der Menſchen und die ſchweren Leidenswolken über ihre Herzen dahinziehen läßt — iſt er denn ein anderer hier oben, weil wir mit tieferem Schauer ſeinen gewaltigen Hauch zu empfinden vermeinen?

Ach, auf der ſtillen Höhe wurden ihm Menſchenopfer entgegengetragen, wie in den haßerfüllten Thälern — vor tauſend Jahren, wie — wenn auch in anderer Form — noch heut: denn wie der Menſch, ſo iſt ſein Gott!“

„Und Angeſichts dieſes Gottes, der den Menſchen ein Gott der Liebe ſein ſoll und ſtets ein Gott des Haſſes geweſen iſt, ſprechen Sie von ewiger Dankbarkeit!“ ſprach der Andere bitter.

„Nun,“ verſetzte der junge Mann, ſein großes, dunkles Auge voll warmer Empfindung aufſchlagend, „was denn, wenn nicht Etwas wie Dankbarkeit, bewog Sie, des freund- und hilfsloſen Flüchtlings ſich anzunehmen und ihn vor Gefangenſchaft und tödtlicher Schmach zu retten?

„Dort unter der Linde vor der Schenke,“ fuhr er bewegt fort, da der Andere ſchweigend in die Ferne blickte, „dort riefen Sie mit den ſchwermüthigen Weiſen, denen das Ohr des Knaben begierig gelauſcht hatte, in dem betäubten, faſt erliegenden Geiſte des Mannes die ſüßen Erinnerungen an Heimath und Kindheit auf, an die ſchäumenden Wellen der Nida und ihre dunkel bewaldeten Ufer; an das heimathliche Schloß, das der Knabe, verurtheilt ohne Spruch, ein Flüchtling ohne Schuld, an des Vaters Hand in ſtürmiſcher Nacht für immer verließ!

„Und,“ ſprach der junge Mann, deſſen Wangen ſich höher rötheten, erregt weiter, „inmitten der verblichenen, urplötzlich wieder belebten, ſonnigen Zauberkreiſe einer glücklichen Kindheit — dort, an den Ufern der Nida, — erkannte ich den Mann wieder, der damals in ungebrochener Kraft demſelben Ziele nachſtrebte, dem heut jeder Blutstropfen in meinen Adern geweiht iſt; der damals die Keime eines unvergänglichen Haſſes, des Haſſes gegen den Nationalfeind in die empfängliche Seele des Knaben pflanzte — im Doktor Stephanus fand ich den Stephan wieder, der des Knaben Ideal geweſen war.“

„Still, Anton, Knabe!“ ſprach der Doktor weich. „Ich habe ſchweres Unrecht gethan! Die Gaſtfreundſchaft, welche von Deinem edlen Vater mit Gefahr für die eigene Sicherheit dem geächteten, verfolgten Flüchtlinge gewährt wurde, vergalt er ſchlecht, indem er in die harmloſe Seele des Sohnes einen Keim niederlegte, der, wie ich befürchte, nur zu gut zu einem mächtigen Baume emporgeſchoſſen iſt. Nun, Anton,“ rief der Doktor gerührt, plötzlich dem jungen Manne die Hand reichend, „es war eine alte, unbeglichene Schuld — der Sohn wird für den Vater quittiren.“

„Nein,“ entgegnete der junge Mann, deſſen Augen eine düſtere Gluth erfüllte, „wir ſind die Kinder eines Landes, die Bekenner eines großen Gedankens, die Glieder einer Kette, deren Feſtigkeit auf dem innig verſchlungenen Zuſammenhange aller ihrer Ringe beruht; was für die gemeinſame, heilige Sache geſchehen, konnte kein Verdienſt und keine Schuld begründen.“

Der Doktor betrachtete den jungen Mann unruhig.

„Ich ſehe wol die Frucht leichtſinniger Saat,“ ſprach er, ſich abwendend. „Die leicht erfaßte Jugend berauſcht ſich in verwegenen Hoffnungen — die Thatkraft des Mannes erlahmte längſt in kalter Ernüchterung.“

„Wie, Doktor! Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Wirf einen Baumſtamm in den Sumpf,“ verſetzte der Doktor ernſt; „er erhebt ſich nie wieder. Die Wucht der eigenen Schwere drückt ihn tiefer hinab und er löſt ſich auf und vermiſcht ſich mit den Elementen, welche ihn umgeben. — Nun, Anton,“ ſchloß der Doktor traurig, „wir ſind ein ſolcher Baumſtamm, der Wurzeln, der Aeſte, der Bedingungen des Lebens beraubt; und — die Zerſetzung, die Verweſung, die Vernichtung vollziehen ſich nach dem eiſernen, unwandelbaren Geſetz, nach welchem die Geſchlechter dahinſinken, die Völker vergehen. Keine menſchliche Kraft hält dieſe unbeugſame Ordnung auf.“

„Was hat dieſe Ordnung mit uns zu thun?“ rief der junge Mann mit leidenſchaftlicher Heftigkeit. „Sind wir denn wirklich ſchon an der Reihe? — Nein — tauſendmal nein! So viel Widerſtandsfähigkeit — ſo viel Kraft in einem unterdrückten Volke, ſo viel Bewußtſein ſeiner Aufgabe und ſeiner Zukunft können nicht dem abwärts rollenden Verhängniß verfallen ſein!“

„Schrecklich iſt es, weiſe ſein, wo's keinen Lohn dem Weiſen bringt,“ murmelte der Doktor. „Es iſt unnütz, ich weiß es wol, der Jugend Weisheit zu predigen. Jeder will, Jeder muß ſie eben ſelbſt ſammeln.“

„Ich kann es nicht Weisheit nennen,“ verſetzte Anton mit zuckenden Lippen, „alle jene heldenmüthigen Opfer verloren zu geben, welche dem Vaterlande bereits gebracht wurden, in dem Augenblicke, da es nur der entſchloſſenen That bedarf, um es zur alten Größe aufzurichten.“

Der Doktor zuckte ſchweigend die Achſeln.

„Gut,“ fuhr der junge Mann bitter fort, „Einer mehr, der die Fahne verläßt — ſie wird darum nicht ſinken.“

„Ich meine, wir denken daran, die Grenze zu erreichen,“ ſprach der Doktor gelaſſen.

Anton warf ſich unmuthig in's thauige Gras.

„Damit hat es zunächſt keine Eile,“ antwortete er kurz.

Der Doktor ſchwieg.

„Erinnern Sie ſich noch Ihrer ehemaligen Schülerin, Johanna Rawinsky?“ begann der junge Mann nach längerem Sinnen.

Der Doktor nickte.

„Sie iſt vor zwei Jahren die unbeſchränkte Herrin eines fürſtlichen Einkommens geworden,“ ſprach er. „Und ſo viel ich weiß, verſteht ſie es, die Vortheile einer ſolchen Lage mit großer Selbſtſtändigkeit, aber mit Geiſt und Takt zu benutzen.“

„Und jetzt — hält ſie ſich in Flinsberg auf,“ fügte Anton zögernd hinzu.

Der Doktor wendete ſich mit hellem Lächeln zu ihm.

Anton ſprang unter dieſem Lächeln auf.

„Sie verkennen mich vollſtändig,“ rief er mit blitzenden Augen. „Ich haſſe jede Feſſel — jede! — ſei es der weiche Arm eines Weibes, ſei es die harte Kette des Unterdrückers! Ich bin nicht der Mann, der das höchſte Gut und Ziel des Lebens in eines Mädchens Gunſt erkennt und im girrenden Liebestraume Pflicht und Ehre begräbt!“

Der junge Mann, deſſen erregtes Geſicht der Doktor mit ſarkaſtiſchem Lächeln betrachtete, fuhr mit beiden Händen über die glühende Stirn.

„Und doch,“ ſprach er, und ſeine Stimme gewann plötzlich eine weiche, metalliſche Fülle, „auf dem Wege, der vielleicht — vielleicht! zum Märtyrerthum, zum ruhmloſen Untergange führt, zu wiſſen, daß ein begeiſtertes Auge thaufeucht uns nachblickt — in dem verwegenen Spiele, in dem man Alles einſetzt, nicht frivol, ſondern weil man ſeinem innerſten Weſen nach Alles einſetzen muß — in ſolchem verwegenen Spiele ſicher zu ſein eines Herzens, deſſen unruhiges Pochen auch dem Manne gilt, und nicht allein dem hochgeſteckten Ziele ſeines wilden Ringens; ſicher zu ſein eines Herzens, das in ſeinem Ehrgeiz den Diamantenblitzen einer Krone vorzieht den milden Sonnenſchein eines glücklich-ruhigen Daheims; es iſt doch kein leerer Wahn, was davon die Dichter ſingen!“

„Ich weiß nicht, ob Ihr Ehrgeiz nach dem Geſchmack der Dame ſein möchte,“ ſprach der Doktor trocken. „Mit hoher Politik befaßt ſie ſich meines Wiſſens gerade nicht.“

„Gleichviel!“ entgegnete Anton mit einer Bewegung, wie wenn er alle weichmüthige Träumerei von ſich abſchüttele. „Ich weiß, daß ſie ſich darin gefällt, die Huldigungen der Männer entgegenzunehmen. Und,“ fuhr er fort, und ein drohender Blitz ſchoß unter den finſter zuſammengezogenen Brauen hervor, „es giebt Leute, welche behaupten, einem Manne gegenüber kehre ſie dieſes Verhältniß ſogar um.“

„Mädchenlaune,“ warf der Doktor ein.

„Gut — Mädchenlaune. Ich aber will wiſſen, ob eines Mädchens frivole Eitelkeit jedes andere Gefühl zu überwuchern vermag — ob man ſchwören kann — ſchwören mit glühenden Lippen, und zugleich das gebrochene Siegel des Meineids im kalten Herzen tragen!“

„Fiesco und Othello zugleich,“ ſprach der Doktor ſarkaſtiſch.

„Othello wird den Weg des Fiesco nicht um eines Haares Breite verrücken!“ antwortete der junge Mann finſter. „Und vielleicht iſt es beſſer, nichts zurückzulaſſen, als die verſchneite, todte Oede. — Wollen Sie eine Botſchaft an Johanna beſtellen?“

Der Doktor überlegte.

„Zu welchem Zwecke wollen Sie eine koſtbare Zeit verlieren und Ihre Rettung auf's Spiel ſetzen?“

„Wollen Sie eine Botſchaft an Johanna beſtellen?“ wiederholte der junge Mann dringender. — „Ich ſage Ihnen, ich will gegenwärtig nichts, gar nichts, als eine Unterredung mit ihr, und ich werde ſie ſprechen — wäre es auch um den Preis meiner Freiheit!“

Der Doktor betrachtete das erregte Geſicht des jungen Mannes mit prüfenden Blicken; er wußte, daß kalte Entſchloſſenheit, welche dem nächſten Ziele jede andere Rückſicht unterordnet, aus dem Widerſtande neue Kräfte ſchöpft.

„Um meines Vaters willen!“ fügte Anton bittend hinzu.

„Gut — ich will,“ verſetzte der Doktor mit der Miene eines Mannes, der einen Gedanken für ſich behält.

III.

Die Promenade lag im hellen, funkelnden Morgenſonnenſchein.

Die „Geſellſchaft“ der Saiſon ſpazierte plaudernd auf und ab. — Die Unterhaltung war lebhaft und man achtete nicht darauf, oder ſchien nicht zu bemerken, daß ein Herr und eine Dame zurückblieben.

Sie waren Beide jung.

„Zürnen Sie mir noch?“ fragte die Dame mit einem reizenden Lächeln; und der Blick, welcher aus den großen, tief-dunklen Augen auf den Begleiter fiel, bewies, daß dieſe ſo energiſch umherblitzenden Augen auch recht weich bitten konnten.

„O, mein gnädiges Fräulein,“ entgegnete der junge Mann. „Sie ſind zu klug, um nicht in jedem Augenblicke zu wiſſen, was Sie thun, und zu ſelbſtſtändig, um darüber ein anderes, als das eigene Urtheil zu geſtatten.“

Das Auge der Dame verſchleierte ſich.

„Was habe ich denn gethan,“ ſprach ſie, den ſchönen, von ſchwarzen, bläulich-ſchimmernden Locken eingefaßten Kopf ſtolz aufrichtend, „um eine ſo herbe Mißbilligung zu verdienen? — Wiederholen wir doch die Thatſachen: man arrangirt lebende Bilder; und ich — außerhalb des verabredeten Programms, es iſt wahr, aber doch nur, um der Geſellſchaft mich gefällig zu erweiſen, ich ſtelle die ſterbende Polonia dar.“

„Das an ſich wäre nichts, als eine Reminiscenz, welche der Geſchichte angehört.“

„Nun?“ rief die Dame und der volle Strahl ihres Auges begegnete weich und ſonnig dem ruhigen Blicke des jungen Mannes.

„Aber Sie ſtellen die ſterbende Polonia dar im Kampfe mit dem preußiſchen Adler: das iſt ein politiſcher Gedanke; das iſt — ganz beſonders heut, mein gnädiges Fräulein, eine Anklage und ein Proteſt gegen die beſtehenden Verhältniſſe, eine Auflehnung gegen den Spruch, welchen die Geſchichte vollzogen hat!“

„Ich bin Polin!“ verſetzte die junge Dame, indem ſie mit einer energiſchen Bewegung die reiche Lockenfülle in den Nacken zurückwarf. — „Soll ich das verleugnen? Wollen Sie ſagen, es ſei ein Unrecht, ſein Vaterland zu lieben?“

„Sie vergeſſen, mein gnädiges Fräulein,“ entgegnete der junge Mann ruhig, „daß das Polen von einſt nicht Ihr Vaterland iſt. Es war allenfalls das Vaterland der Generation, die Ihnen voranging — Sie gehören einem andern Lande an nach der Nothwendigkeit, welche in den Geſchicken der Völker ſich zur Geltung bringt, nach Ihrer Geburt und nach dem Schutze, den Sie von der ſtaatlichen Ordnung dieſes Landes annehmen.“

„Ich will darauf verzichten — gegen den Schutz, den mir Geſetz und ſtaatliche Ordnung meines Vaterlandes gewähren!“ rief die Dame mit blitzenden Augen.

„Das können Sie eben nicht,“ entgegnete der junge Mann mit feinem Lächeln; „und — Sie thun es auch nicht.“

Die junge Dame ſenkte den Kopf.

„Ein Deutſcher verſteht eben uns und unſern Schmerz nie,“ ſprach ſie leiſe. „Habe ich eine Unſchicklichkeit begangen?“

„Sie wiſſen, daß Ihnen das nie begegnet, gnädiges

Fräulein. Aber ich meine, daß es nicht in der Stellung, im Beruf einer Dame liegt, ohne Noth, ohne alle äußere Herausforderung prononcirte politiſche Betrachtungen darzulegen und daß ſie beſſer denjenigen Männern, die daran Geſchmack finden, es überläßt, die blutigen Gräuel gewaltſamer Umwälzungen zu predigen.“

„Sie ſind hart, Herr Aſſeſſor,“ flüſterte die Dame, ohne aufzublicken. „Und Sie hatten mir doch verſprochen, mit meinen Excentricitäten Nachſicht zu haben, bis ich mich beſſern würde!“

„Vielleicht, gnädiges Fräulein,“ verſetzte der Aſſeſſor herb, „ſind Sie nur unzufrieden, daß der künſtleriſche Effekt des Bildes von dem politiſchen Gedanken beeinträchtigt wurde.“

Die junge Dame ſchlug das Auge voll zu ihm auf. Es ſchimmerte feucht.

„So bin ich Ihnen denn wirklich nichts mehr, als das gnädige Fräulein?“ ſprach ſie weich mit reizendem Schmollen. „O, nicht dieſen kalten, ſpöttiſchen Ton mehr, ich bitte Sie! Schelten Sie, wenn Sie unzufrieden mit Johanna ſind, ſchelten Sie recht ernſthaft — und ich will ſtill andächtig zuhören — ach, ich bin nie geſcholten worden!“

Sie legte ihre Hand leicht auf den Arm des Aſſeſſors und ſah mit einem bittenden Blick voll feuchter Wärme zu ihm auf.

„Sie ſind der Erſte, der es wagt und,“ flüſterte ſie und der helle Purpur fluthete über die Wangen bis zur weißen, anmuthig ſich ſenkenden Stirn hinauf, „der es darf. Aber — nur Johanna läßt ſich ſchelten!“

„Johanna! Johanna!“ ſtammelte der Aſſeſſor, in leidenſchaftlicher Erregung ihre Hand erfaſſend, die, wol leiſe zitternd, in der ſeinigen willig blieb. „Johanna,“ rief er, indem er ſich zu dem Mädchen herabneigte, „darf ich denn den Sinn Ihrer Worte voll erfaſſen? Darf ich — ?“

„Einen ſchönen guten Morgen den Herrſchaften!“ unterbrach den Aſſeſſor ein lauter Ruf.

Verwirrt blickte er auf; Johanna ſtieß einen leiſen Schrei aus.

Vor ihnen ſchwenkte grüßend, mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln auf den ſchmalen Lippen, ein Mann, ganz in Grau gekleidet und mit einem ſchwarzen Pflaſter über dem rechten Auge, den grauen Hut.

„Ein ſchöner Tag zu einem luſtigen Spaziergang in die Berge,“ fuhr der Graue mit ſeinem breiten Lächeln fort.

„So weit gehen unſere Pläne nicht,“ verſetzte der Aſſeſſor, der mit einem ſchnellen Rückblick erſt jetzt wahrnahm, wie weit zurück das Bad lag. — „Wir kehren eben um, Herr Doktor. Wollen Sie ſich uns anſchließen?“

„Wenn ich nur Ihre Unterhaltung nicht ſtöre?“

„Sie, wie es ſcheint, kommen ſchon aus den Bergen?“ ſprach Johanna.

„Hm! Ja, mein gnädiges Fräulein! Es iſt ganz wunderbar, wie nach einem erfriſchenden Gewitter die Natur ihre Pracht und Herrlichkeit entfaltet — für Den, der Augen und Sinn dafür hat.“

Dieſer allgemeine Satz bedurfte nicht nothwendig einer Antwort; es erfolgte auch keine.

„Etwa, wie ein Menſchenantlitz,“ fuhr der Graue fort, den Sonnenſchein ſtiller Verklärung betrachtend, der das roſig überhauchte Geſicht des Mädchens durchleuchtete, „welches nach bangem Zweifeln und Schwanken plötzlich von dem Strahle innerer Glückſeligkeit erhellt wird.“

„Und dem Naturfreund, dem Botaniker insbeſondere,“ ſprach Johanna, „mag gerade dieſe Gegend manche feſſelnde Erſcheinung darbieten.“

„Bisweilen ſogar eine ganz überraſchende Erſcheinung! Denken Sie ſich, gnädiges Fräulein! daß ich heut in dieſen Bergen Etwas fand, was — vor vielen Jahren — an den Ufern der Nida mein tiefſtes Intereſſe in Anſpruch nahm. Hier in dieſen Bergen!“

Die Dame ſah auf und ſtreifte mit einem forſchenden Blicke den Grauen, deſſen Auge voll Bedeutung auf ihr ruhete.

„Was iſt das da für eine ſonderbare Erſcheinung?“ rief der Aſſeſſor, der für Botanik nicht eingenommen ſchien.

„He! Landdrogoner! Schon ſo früh im ſchweren Dienſt?“ — ſchrie der Graue.

Der Landdragoner ſchritt gravitätiſch mit der Würde eines Mannes heran, welcher ſeine Bedeutung kennt, und grüßte ſoldatiſch.

„Das kann nichts Gewöhnliches ſein, was unter Eurem Schädel arbeitet!“

„Teufelsgeſchichte das,“ murrte der Soldat; „denken Sie, Doktor Stephanus, daß der Deſerteur von geſtern wieder entwiſcht iſt, geſtern Abend, während des heilloſen Unwetters.“

„Oh! oh!“ machte der Doktor.

„Ein Deſerteur!“ rief Johanna.

„Ja wol, mein gnädiges Fräulein. Alle Schwerenoth! — bitt' um Entſchuldigung, mein gnädiges Fräulein!“

„Was ſagt der brave Corporal dazu?“ fragte der Doktor.

„Sein Kamerad ſagt, der Leibhaftige habe den jungen Menſchen davongeführt — er habe es ganz deutlich geſehen, wie er ihn in den Buſch hineingezogen habe.“

„He!“ lachte der Doktor; „der Leibhaftige! Das iſt luſtig! — Aber der Corporal? Er glaubt doch ſolchen Unſinn nicht?“

„Der Corporal — na, er ſchüttelt den Kopf dazu,“ verſetzte der Landdragoner, mit ſeinen grauen Augen den Doktor ſcharf fixirend; „aber er ſchwört, er habe im Feuerſchein des Blitzes eine menſchliche Geſtalt geſehen, ganz grau, Doktor, und er habe ihr höhniſches Lachen gehört, und mit rechten Dingen, ſagte er, ſei es nicht zugegangen.“

„Darin mag er wol Recht haben,“ ſprach der Aſſeſſor. „Richtiger wäre es geweſen, die Augen offen zu behalten und ſich nicht von Narrenspoſſen die Sinne verwirren zu laſſen.“

„Ja, ja! Zur Schwernoth! bitt' um Entſchuldigung,“ antwortete der Landdragoner; „und noch nie in meinem Leben habe ich vernommen, daß der Teufel auch hebräiſche Schelmenlieder ſingt.

Der Doktor brach in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Und wer iſt der Unglückliche?“ fragte Johanna mitleidig.

„Ein junger Pole, meine ich, wenn ich einen Affen von einem Braubottig zu unterſcheiden verſtehe.“

Die junge Dame zuckte zuſammen und abermals begegnete ihr forſchender Blick dem Auge des Doktors, der ſich noch nicht beruhigen konnte.

„Ah, alter Kamerad,“ ſprach er zum Landdragoner, „hätten Sie mir dieſe Geſchichte doch eine Stunde früher erzählt! Ich glaube, ich habe den Burſchen geſehen, da drüben in den Büſchen am Haſenberge. Da hätte es wenig Mühe gekoſtet, ihn wieder einzufangen.“

„Spaß! — Den Marſch da hinüber werd' ich mir ſparen,“ antwortete der Landdragoner mit ſchlauem Blinzeln, „wenn Sie, Doktor, den Deſerteur dort geſehen haben.

Ich meine, der Burſche, den der Teufel holen möge! — bitt' um Entſchuldigung! — iſt längſt weiter.“

„Und er hat den Vortheil der jüngern Beine für ſich,“ ſprach der Aſſeſſor. „Wir wollen Sie daher nicht aufhalten.“

Der Landdragoner grüßte und ſchritt weiter.

Eine bunte Woge von Badegäſten rauſchte heran und nahm die drei Perſonen auf. Die Geſchichte vom Deſerteur war bereits bekannt und der Gegenſtand lebhafter Unterhaltung. Das war einmal ein Stoff, ſo ganz abſeits von der ausgefahrenen Bahn des täglichen Geſprächs, voll Romantik, voll Unklarheit, voll unerſchöpflicher Möglichkeiten.

Der Doktor aber und die junge Dame, die den Aſſeſſor verloren hatte, ſchloſſen den langen, beweglichen Knäul, der zum Badehauſe zurückfluthete.

IV.

Das Rauſchen des Waſſerfalles, weithin vernehmbar, unterbrach das tiefe, friedliche Schweigen des ſpäten Abends; wie ein Silberband auf ſchwarzem Grunde ſchimmerte der wirbelnde Schaum durch das Dunkel. — Aus dem Dorfe und von der Straße herauf drangen ſchwach, in langſam verhallenden Lauten, in weiten Unterbrechungen die letzten Zeichen der von der Nacht beſchwichtigten Unruhe des erloſchenen Tages.

Im Walde hinter dem Waſſerfall ſaß auf einem

Felsſtück unter einer breiten Fichte ein Mann. — Er hatte die Stirn, vielleicht ermüdet, vielleicht niedergebeugt von ſchwerer Gedankenwoge, in die Hand geſtützt; bisweilen erhob er den Kopf, und er lauſchte auf das geſchwätzige Rauſchen des Waſſerfalles, auf das langſam erſterbende Geräuſch unten im Thale, auf das leiſe Murmeln der Wellen zu ſeinen Füßen, die über die Steine auf ihrem Wege bisweilen hell und klingend ſprangen, und auf die Seufzer, welche über ihn hinwegzogen, wenn die Fichten im Nachtwinde träumeriſch die Wipfel neigten.

Kein anderes Geräuſch war vernehmbar.

Und die Stirn des einſamen Mannes ſank ſchwer zurück in die hohle Hand.

„Warum“, ſprach er zu ſich ſelbſt, „erſcheint uns das Räthſel des Lebens bisweilen bedeutender und unlösbarer, als ſonſt? Wiſſen wir von der Gewalt, welche unſern Willen beherrſcht, jemals mehr, als dort das Waſſer von der Kraft, welche es im haltloſen Sturz über die Felſen hinweg in Schaum und Staub ſich aufzulöſen zwingt? — Wiſſen wir mehr vom Zielpunkt und Ende eines Weges voll ehrgeiziger Gedanken und verwegener Pläne? Und doch müſſen wir dieſen dunklen Weg zurücklegen — wir können nicht zurück, wie das Waſſer niemals ſeinen Weg aufwärts nehmen kann.“

Mit einer ſtolzen Bewegung richtete der Mann den Kopf auf

„Und bisweilen,“ ſchloß er ſeine Gedanken, „wenn wir auch umkehren könnten, würden wir nicht wollen!“

Plötzlich ſchnellte er von ſeinem Sitze empor.

Auf dem ſchmalen Wege vom Bade nach dem Waſſerfalle, unter dem Schutze der Bäume, ſchlüpfte ein Schatten daher, geräuſchlos und flüchtig — er verließ den Weg und verlor ſich im Walde und er glitt wieder zwiſchen den Bäumen hin.

Der Mann, der den Schatten mit glühenden Augen verfolgte, athmete ſchwer und tief; er lehnte ſich, wie wenn er eines Stützpunktes bedürfe, gegen den Fichtenſtamm.

Und da tauchte leiſe, unhörbar eine Geſtalt neben ihm auf.

„Anton! Anton!“

Und zwei weiche, volle Arme ſchlangen ſich leidenſchaftlich heftig um ſeinen Hals — ein kaum beherrſchtes Schluchzen entrang ſich der Bruſt, deren ungeſtümes Pochen den Pulsſchlag des jungen Mannes verdoppelte; von den duftigen Locken, welche ſeine heiße Wange ſtreiften, glitt der feine, italieniſche Strohhut zu Boden und der Fuß des jungen Mädchens, um deſſen ſchlanke Taille Anton bebend ſeinen Arm legte, trat achtlos darauf.

Dann, ſich mit leiſer Gewalt aus den ihn umfaſſenden Armen befreiend, richtete Anton die weiße Stirn des Mädchens ſanft empor, unter welcher zwei feucht ſchimmernde Augen vertrauensvoll zu ihm aufblickten.

„Wie lange, Anton, haben wir uns nicht geſehen!“ begann das Mädchen, deſſen Stimme in tiefer Bewegung zitterte.

„Es iſt lange her, Johanna,“ ſprach Anton langſam; „und wenn man weiß, wen man verließ — man weiß nie, wen man wiederfindet.“

„Es iſt wahr, Anton,“ antwortete Johanna, „und Deine Stimme klingt recht düſter; — mir iſt, als ſehe ich trotz der Nacht Dein Auge finſter leuchten und die Falten auf Deiner Stirn tiefer gegraben. Und ſie ſtehen Dir gar nicht gut, Anton! — Laß ſehen, ob meine Hand noch die alte Gewalt über dieſe Schlupfwinkel des Unmuths hat!“

Und eine kleine, zarte Hand glitt ſanft und beſchwichtigend über die heiße Stirn des jungen Mannes.

„Nein, nein!“ klagte Johanna, „Du biſt nicht mehr der Anton, den ich zuletzt ſah — ſie wollen nicht weichen, dieſe finſter-gerollten Falten, welche die finſtern Gedanken Deiner Seele ſchlecht verhüllen! Deine Stirn glüht wie im Feuer!“

Der junge Mann preßte die kleine, weiche Hand des Mädchens gegen dieſe Stirn.

„Sie hat ſo viel geſonnen und gegrübelt und gelitten,“ ſprach er gepreßt; „und bisweilen ſchien es, die Wände ſeien zu eng für den wilden Tumult darin.“

„Und Du biſt flüchtig und wirſt verfolgt, Anton!“

rief Johanna angſtvoll, „und Du haſt einen ganzen Tag verloren, um mich zu erwarten! Wie unbeſonnen, Anton! Soll ich eine Stunde des Wiederſehens mit der entſetzlichſten Sorge um Deine Sicherheit erkaufen?“

„Flüchtig und verfolgt, ja. Aber ich kann nicht weiter, ohne Dich geſehen zu haben. Schon einmal war ich hier — vor mehreren Tagen. Du warſt nach Liebwerda gefahren. Dort oder auf dem Wege dachte ich mich Dir nähern zu können. Dabei ward ich jenſeits der Grenze ergriffen und geſtern ausgeliefert.“

„Und Doktor Stephanus half Dir zur Flucht, der Edle! — Wie aber, Anton, kommſt Du zu dieſer Uniform? — Dem Knaben ſchon war ſie tödtlich verhaßt — und der Mann trägt ſie aus freier Entſchließung?“

„Setze Dich, Johanna — hier iſt ein bequemer Stein — ich breite dieſe verhaßte Uniform davor aus — zu Deinem Fußteppich iſt ſie eben gut genug! — Ich habe Dir viel zu ſagen!“

Und der junge Mann legte ſeinen Soldatenrock ſorgfältig über den Felsblock, auf den er Johanna niederſetzen ließ. — Er nahm neben ihr Platz. — Sie lehnte ihren Kopf an ſeine Schulter und legte ihre Hand in die ſeinige.

„Sprich, Anton!“

„Wann ſahen wir uns zuletzt?“ fragte Anton, mit beiden Händen die Hand des Mädchens umfaſſend.

„Vor vier Jahren in Poſen. Du begabſt Dich nach Paris zum Onkel, der Dich in ſeiner Nähe haben wollte.“

„Ganz recht. — In Paris — der Onkel verkehrt nur in den Kreiſen der Emigration — kam ich bald in die nächſte Umgebung der Führer der nationalen Sache, trotz meiner Jugend; und man ſchien Vertrauen zu mir zu gewinnen. Warum ſollen auch Eifer und Entſchloſſenheit nicht Vertrauen verdienen?

„Nun, Johanna,“ fuhr Anton fort, „ich erkannte bald die ſchwache Seite der Thätigkeit, die dort ihren Mittelpunkt hat. Man meint, des letzten Zieles ſicher zu ſein, wenn man mit rohen, ſchlecht bewaffneten und ungeübten Maſſen einen Aufſtand in's Leben ruft — und uns ſtehen gegenüber die geſchulten Bataillone dreier Reiche, deren höchſter Ehrgeiz auf den Spitzen zahlloſer Bajonette funkelt.“

„O, nicht wahr! das iſt die Kurzſichtigkeit des Wahnſinns!“ rief Johanna lebhaft.

„Ja, gewiß,“ verſetzte Anton traurig. „Denn nur im offenen Aufruhr, im Kriege ſelbſt können wir unſere braven Männer ſchulen und bilden — und immer wird ihre Ausdauer ermatten, immer werden unſere Kräfte verzehrt ſein, bevor ſie in Disciplin und Waffengebrauch dem Feinde ebenbürtig geworden.

„Dieſen Nachtheil,“ ſprach der junge Mann mit feſterer Stimme weiter, „müſſen die Führer durch überlegene Intelligenz und Kenntniß des Kriegshandwerks, durch Uebung in der Führung und Verwendung der Waffen ausgleichen — und die zähe Ausdauer, die Tapferkeit, die Begeiſterung, die Gerechtigkeit unſerer Sache, der Gott endlich ſeinen Beiſtand geben muß, werden bei der Maſſe die Schulung und Zahl erſetzen.“

„Ich verſtehe Dich, Anton,“ flüſterte Johanna. „Aber es iſt eine Täuſchung.“

„Die Verbindungen des Onkels,“ fuhr Anton fort, „der dieſer Auffaſſung beifällig zuſtimmte, halfen über alle Schwierigkeiten hinweg; ich ward, die Galle in Honig tauchend, als preußiſcher Unterthan Soldat, um als Edelmann Offizier zu werden. Was unſere Ketten zuſammenhält, muß ſie auch brechen können — von dem Feinde wollte ich die Kunſt erlernen, unſere Knechtſchaft niederzuwerfen.

„Zu ſpät hatte ich meinen Plan auszuführen begonnen,“ fuhr der junge Mann gepreßt fort. „Kaum hatte ich Paris verlaſſen, als dort die lange ſchon gährenden Verhältniſſe einer unvermeidlichen, gewaltſamen Löſung mächtig entgegendrängten.“

„Nun — was geht dort vor?“ fragte Jahanna, deren Hand Anton leiſe in der ſeinigen erzittern fühlte.

„Ich habe zuverläſſige Nachricht, die Revolution wirft in Paris die Majeſtät eines verhaßten Königthums zu Boden, — das franzöſiſche Volk erhebt ſich in eigener, unvergänglicher Majeſtät zur Freiheit; es kehrt zurück zu den erhabenen Ideen der großen Revolution!“

Johanna nahm erbebend beide Hände des erregten jungen Mannes, wie beſchwichtigend, in die ihrigen.

„Ach, Anton,“ ſprach ſie, „im Lande der Phraſe hat die Phraſe Dein klares Denken umſchleiert. — Auch politiſche Ideen haben ihre Zeit — auch ſie veralten. Die Ideen der großen Revolution beſitzen für unſere Zeit keine ſchaffende Kraft mehr. Sie können vielleicht — vielleicht! das neue Geſchlecht zu einem kurzen, wilden Rauſch entflammen — das franzöſiſche Volk berauſcht ſich ja ſo leicht; — die Ernüchterung wird erkennen, daß ſie keinen Fortſchritt zu gewinnen vermochten!“

„Du kennſt das freiheitsglühende franzöſiſche Volk nicht,“ entgegnete Anton verſtimmt.

„Freiheitsglühend? — Die Welt hat kein blutigeres Schauſpiel geſehen, als den grauſamen, unduldſamen Freiheitstaumel der großen Revolution! Aus ihr entſprang der Cäſarismus, der ſeine eiſerne Fauſt mit despotiſchem Drucke auch auf unſer Vaterland legte; und das Königthum, das ihm folgte, ward von dem freiheitsglühenden Volke nur in dem Beſtreben überboten, die letzten Spuren der ruhmreichen Revolution zu vernichten. — So wird auch der neue Prozeß verlaufen, den das franzöſiſche Volk im Namen der Freiheit jetzt gegen das Königthum mit einer neuen Revolution beginnt.“

Der junge Mann hörte erſtaunt, betroffen, mit einer Regung des Mißtrauens zu.

„Und nun willſt Du nach Paris?“ ſchloß Johanna mit leichtem Erzittern der Stimme.

„Ja.“

Ein Seufzer war Johanna's Antwort.

„Denn,“ fuhr Anton leidenſchaftlich fort, „dort wird die Sache aller unterdrückten Völker verfochten; für ſie alle wird gewonnen, was dort gewonnen wird; und das edle franzöſiſche Volk wird keinen Augenblick zögern, einem Brudervolke die hilfreiche, mächtige Hand zu reichen, das ihm durch tauſend Sympathieen nahe ſteht.“

„Unbegreiflicher Wahn!“ entgegnete Johanna ſanft. „Dieſe Sympathieen ſind niemals über hochtönende Worte hinausgegangen, und dem dünkelhaften Franzoſen iſt der Pole nichts, als der lehenspflichtige Schildknappe ſeines eitlen Ruhmes.“

„Gleichviel!“ rief Anton. „Wir ſind gegen unſere Landsleute zu weit vorgegangen, zu feſt ſchon gebunden — wir können nicht zurückweichen, ohne unſere Sache für immer preiszugeben, und werden wir von dem franzöſiſchen Volke verrathen, ſo werden wir den Kampf allein aufnehmen.“

„Den Kampf — gegen wen, Anton?“

„Gegen die Unterdrücker Polens — gegen Alle!“ loderte der Flüchtling auf. „Und beſonders gegen dieſes tauſendfach verhaßte Preußen! — Der barbariſche Druck und die unmenſchlichen Grauſamkeiten der ruſſiſchen Herrſchaft erhalten im zähen Widerſtande den polniſchen Geiſt wach und lebendig. — Oeſterreich, kraft- und machtlos im Widerſtreit feindſeliger, auseinander ſtrebender Nationen, bedarf unſerer; aber das ſchleichende Gift germaniſcher Cultur, welches heimtückiſch in milden Formen dieſes hinterliſtige Preußen ausbreitet, verzehrt uns von der Wurzel aus; das vernichtet uns, langſam, aber ſicher!“

„Weil dieſes verhaßte Preußen,“ entgegnete Johanna warm, „die Verkörperung des deutſchen Genius iſt und weil dem deutſchen Genius die Zukunft gehört!“

„Der deutſche Genius!“ lachte der junge Mann mit gereiztem Hohne, „der Büttel der Freiheit!“

„Leider ja!“ entgegnete Johanna, ſich lebhaft aufrichtend. „Aber gieb Acht, was heut nur wie ein Traumgebild krankhafter Einbildung die Jugend, die Dichter und — ſiehſt Du es denn nicht? — die erleuchteten Köpfe dieſes Volkes von Denkern bewegt, das wird in mächtiger Gährung die Maſſen ergreifen; es wird Fleiſch und Blut annehmen; es wird eine unwiderſtehliche Gewalt erringen und es kommt der Tag, da in dieſem verachteten Deutſchland der entfeſſelte Geiſt die rechte Form ſchafft für ſeine Alles beherrſchende Ueberlegenheit!“

„Und es kommt der Tag,“ fuhr das Mädchen im Tone prophetiſcher Ueberzeugung fort, „da dieſes hochmüthige Frankreich, welches für das hohle Schaugepränge morſcher, von innerer Verderbniß zerfreſſener Formen vergebens den neu belebenden Geiſt ſucht, vor dem deutſchen Genius im Staube ſich windet!“

Der Flüchtling hörte mit zornigem Erſtaunen zu.

„Und Ihr rechnet auf dieſes Frankreich,“ fuhr Johanna fort. „Ach, es iſt wahr, Ihr könnt nicht anders — ein Volk, das in die Vergangenheit immer tiefer hinabſteigt, das von den mächtig in die Zukunft ſtrebenden Organismen durch eine täglich ſich erweiternde Kluft geſchieden wird, kann ſich nur anlehnen an ein Volk, das ihm ſelbſt nachſinkt.“

„Ich vernehme Deine Stimme — aber ich verſtehe Deine Worte nicht,“ ziſchte der Flüchtling mit knirſchenden Zähnen. „Deine Zunge ſpricht noch in den Lauten des Vaterlandes — aber Dein Herz iſt deutſch geworden.“

„Nein, Anton!“ entgegnete Johanna ſanft, „mein Herz ſchlägt noch warm für die heimathliche Erde. Aber was Du die heilige Sache des Vaterlandes nennſt, verträgt ſich nicht mit der ſichern Ruhe, mit der ſtaatlichen Ordnung, welche ſich zum ſchützenden Dache auch über uns zuſammenfügen — und Du möchteſt mit frevelnder Hand die Fackel des Bürgerkrieges hineinwerfen?“

„Bürgerkrieg!“ ſtieß der junge Mann bitter hervor. „Welches Landes gleichberechtigte Bürger ſind wir denn? Und — wie denn, Johanna!“ fuhr er fort, und die ungeſtüme Leidenſchaft begann ſeine Stimme mehr und mehr zu beherrſchen, „als wir unſere Kindheit gemeinſam verlebten an den Ufern der Nida — da ſchwollen unſere jugendlichen Herzen mächtig in dem erhabenen Gedanken, vereint für das Vaterland zu leben, zu kämpfen und, wenn es ſein müßte, zu ſterben — gedenkſt Du Deines Schwures?“

„Für die Aufwallungen eines kindlichen Gemüths iſt der denkende Menſch nicht verantwortlich,“ verſetzte Johanna mit milder Ruhe. „Und, Anton! — laß doch den verwildernden Aufruhr politiſcher Kämpfe fern bleiben von dem Gemüthe der Frauen! Wenn reines, menſchliches Empfinden, wenn Liebe und Verſöhnlichkeit auch aus dieſer heiligſten Heimſtätte gewaltſam vertrieben werden — wohin denn ſoll menſchliche Geſittung dann gerathen?“

Der Flüchtling neigte ſich über Johanna; ſein heißer Athem ſtreifte ihre geſenkten Wangen; ſeine Hand fiel ſchwer auf ihre Schulter.

„Und woher, Mädchen! iſt Dir alle dieſe vergiftete Weisheit, dieſe germaniſche Deutelei gekommen?“ fragte er, und Johanna ſchauerte zuſammen unter dem Eindruck der wilden Erregung, die in dem düſtern Tone ſeiner Stimme zitterte.

Sie neigte den Kopf tiefer und ſchwieg.

Anton richtete ſich auf.

„Johanna,“ ſprach er, und die Worte traten hart, ſtoßweiſe über ſeine zuſammengepreßten Lippen, „einſt tauſchten wir die Gelübde unſerer patriotiſchen Begeiſterung und unſerer Herzen; nicht die Polin — das Weib frage ich: gedenkſt Du Deines Schwures?“

Johanna ſchüttelte leiſe den Kopf. Dann, ihre Augen voll und frei zu dem Flüchtling erhebend, antwortete ſie:

„Wir waren eines Sinnes in patriotiſcher Begeiſterung und — geſchwiſterlicher Zuneigung. Mehr hat das Kind nicht verſtanden.“

Anton taumelte zurück.

„Vorbei!“ keuchte er, und ſeine Arme peitſchten, wie einen Haltepunkt ſuchend, die Luft; dann klammerte ſeine Hand ſich an den Stamm der Fichte, — deren Rinde unter ſeinen wühlenden Fingern losbröckelte.

„Allein!“

„Nein, Anton! nein!“ rief das Mädchen, in überwallendem Schmerze ſeine Hand erfaſſend. — „Mit der ganzen Innigkeit der Kindheit hängt meine Seele noch an Dir — mein Herz zuckt zuſammen in dem Gedanken an den Weg, den Du gehen willſt, weil ich ſehe, er führt Dich in's Verderben! Und —“

Ein heiſeres Lachen unterbrach Johanna, deren Hand der Flüchtling rauh von ſich ſtieß.

„Das abtrünnige Weib und die abtrünnige Polin, ſie zeihen ſich gegenſeitig der Lüge!“ ſtieß er hervor.

„Ich bin vor Allem doch Weib,“ entgegnete Johanna,

„und was darüber hinausliegt, iſt für mein Geſchlecht nur fremdes Weſen!“

Der junge Mann ſtarrte im dumpfen Schweigen zu den Baumwipfeln empor.

„Und, Anton,“ fuhr das Mädchen mit inniger, leiſe bebender Stimme fort, „in dem Augenblicke, da die Würfel in meiner Hand zittern, die für alle Zukunft entſcheiden, da meine Seele bangend und hoffend, ſcheu und zuverſichtlich zugleich, nach einem Entſchluſſe ringt, den man nur einmal faßt: in dieſem Augenblicke möchte ich gern, wie einſt, die bewegte Welt meines Innern aufthun vor dem beſonnen prüfenden, ruhigen Auge des Bruders: ich kann es nicht,“ fuhr Johanna fort, die Stirn in beide Hände faſſend; „es thut mir ſo weh — aber ich finde das rechte Wort nicht — denn ich fühle es, ich bin Dir nur noch ein Faktor in Deinem unſeligen politiſchen Exempel!“

„Und ich ſehe, daß ich falſch gerechnet habe,“ ſprach Anton mit Hohn. „Aber hüte Dich, Weib! Haſt Du nie daran gedacht, daß auch Deine Rechnung falſch ſein könnte?“

Ein weicher Arm legte ſich beſchwichtigend um ſeinen Hals; eine zarte Hand zitterte auf ſeinem Arme; die feine Geſtalt des Mädchens lehnte ſich bebend an ihn.

„Nie Anton,“ entgegnete Johanna, und die Angſt erſtickte beinahe ihre Stimme; „nie werde ich glauben, daß, was Großes und Hochſtrebendes in Dir lebt und ſchafft, herabgezogen werden könnte in den Schmutz unedler Rachſucht!“

Der Flüchtling machte ſich von Johanna’s Armen abermals ungeſtüm los.

„Ich ſteige von dieſem hohen Piedeſtal herab,“ ſprach er wild. „Ich erkenne und erſtrebe nichts Erhabenes, als was Dich — bis zum letzten Atom Deines Weſens, bis zum letzten Gedanken Deiner Seele für mich — für mich allein einſchließt! Und ich ſchwöre Dir: die Nacht des Todes erhebt ſich zwiſchen Dir und dem Manne Deiner Liebe!“

Johanna ſank in die Knie.

„Anton! Anton!“ ſtammelte ſie, „höre mich!“

Er hörte ſie nicht.

Ein ſchwaches Geräuſch, ein wüſtes, kurz abgebrochenes Auflachen aus dem Gebüſch jenſeits des leiſe murmelnden Waſſers belehrte ſie, daß ſie allein ſei.

Ihre weiße Stirn ſchlug auf den harten Stein; ihre zarten Finger wühlten das kurze Moos herab, das ihn bedeckte, ein tiefes Stöhnen vermiſchte ſich einmal, zweimal mit dem eintönigen Geſchwätz der Wellen zu ihren Füßen.

Dann war Alles ſtill.

Johanna erhob ſich langſam. Ihr Fuß ſtieß an einen weichen, ſich aufrollenden Gegenſtand. Ein Gedanke blitzte durch ihren Schmerz; ſie neigte ſich zur Erde und raffte die Uniform des Flüchtlings zuſammen.

Man durfte dieſe Uniform hier nicht finden — ſie wäre zum Verräther an dem Verfolgten geworden.

Dann ſchwankte Johanna durch die Bäume, am Waſſerfall vorüber, den Weg nach dem Bade hinauf, den Häuſern deſſelben zu, die alle in tiefer Ruhe zu liegen ſchienen.

Scheu blickte Johanna zu den Fenſtern eines dieſer ſtillen Häuſer empor — ſie waren dunkel. Und dennoch — von der ſchwarzen Silhouette des einen Fenſters ſchien ſich ein noch dunklerer Schatten abzuheben.

Johanna fühlte alles Blut ungeſtüm zum Herzen und wieder zurückſtrömen — der Schatten regte ſich nicht.

Es war doch wol nur eine Täuſchung ihrer Sinne. Sie preßte die Uniform gegen die ſtürmiſch pochende Bruſt und floh ſcheu ihrer Wohnung zu.

V.

Es war am folgenden Morgen.

Johanna trat auf der Promenade dem Aſſeſſor mit ihrem ſtrahlendſten Lächeln entgegen; ſie ſprang beinahe, um an ſeine Seite zu kommen.

Der Aſſeſſor zog den Hut tiefer und verbeugte ſich förmlicher, als ſonſt; das reizende Lächeln des Mädchens durchdrang die Wolken auf ſeiner Stirn nicht.

Sie bedeckten eine Sekunde lang mit ihrem Wiederſchein den roſigen Hauch, welcher das anmuthige Geſicht Johanna's verklärte: aber ſie legte vertraulich ihre Hand auf den Arm des Aſſeſſors und lenkte die Schritte aus dem Gewühl der beobachtenden Badegäſte.

Er folgte — vielleicht gegen den eigenen Willen. Wer hätte auch zu widerſtehen vermocht?

„Wie freue ich mich des fröhlichen, goldigen Morgens, des heitern Sonnenlichts, vor dem alle Schatten der Nacht in ſchreckenloſes Nichts verſinken!“ ſprach ſie und eine ſüße Befangenheit zitterte in dem weichen Ton ihrer Stimme. — „Ich muß Ihnen ſagen, mein Freund,“ fuhr ſie heiter plaudernd fort, „ich habe eine ſchlimme Nacht gehabt — eine Nacht voll grauſiger Geſpenſter-Erſcheinungen.“

Der Aſſeſſor verharrte in kühlem Schweigen.

„Und nun —,“ fuhr Johanna fort, mit einem glückſeligen Erröthen das Geſicht ſenkend, während der junge Mann einen leiſen Druck auf ſeinem Arme zu empfinden meinte, „was die Heldin vielleicht verlor, hat wol das Weib gewonnen!“

„Die Heldin,“ verſetzte der Aſſeſſor mit eiſiger Kälte, „mag manches zieren, was dem Weibe vielleicht weniger gut anſteht.“

Das Mädchen ſah jäh erbleichend zu ihm auf.

„Was hat Johanna nun wieder nicht gut gemacht?“ fragte ſie. „Und ich ſah Sie nie ſo ernſt, mein Freund,“ fügte ſie ſchüchtern hinzu. „Was haben Sie?“

„Mich, mein gnädiges Fräulein, erfaßt dieſer helle Morgen mit froſtiger Nüchternheit nach der kurzen Berauſchung einer — ohne Zweifel allein verſchuldeten Täuſchung. Auch ich hatte eine unruhige, eine ſchlafloſe Nacht.“

„Eine ſchlafloſe Nacht!“ ſtammelte Johanna. „Und weshalb?“

„Um Ihnen dies zu ſagen, bitte ich um Entſchuldigung, daß ich ſehr viel von mir ſpreche, mein gnädiges Fräulein.“

Das Mädchen bewegte die bleichen Lippen — aber ſie blieben ſtumm.

„Sie wiſſen vielleicht, daß ich in meinem Beruf nur ein Tagelöhner bin,“ fuhr der Aſſeſſor fort, „das heißt, ein Mann, der, wie der Handarbeiter die mechaniſche Geſchicklichkeit und phyſiſche Kraft, ſo ſeine geiſtige Thätigkeit verwerthet für eine beſcheidene Exiſtenz.“

„O, mein Freund,“ verſetzte Johanna, „warum wiederholen Sie mir dies mit ſo — ſeltſamen Worten? Was hat es mit uns zu thun?“

„Nun, mein gnädiges Fräulein, Männern in ſolcher Lage begegnet es nicht ſelten, daß ſie der ſchicklichen Gelegenheit, dem geſchäftigen Zufall ihre Selbſtändigkeit, ihre ſittliche Freiheit, wol auch Mannes-Ehre und Gewiſſen, ja ſelbſt das heiligſte Eigenthum des Gemüths mit kühler Berechnung überliefern und, mein gnädiges Fräulein! es gehört für einen Mann in ſolcher Lage — unter gewiſſen Vorausſetzungen — ein Entſchluß dazu, ſich auch nur dem Scheine einer ſolchen Berechnung auszuſetzen.“

Johanna ſchüttelte ablehnend leiſe den Kopf. Sie war ſehr blaß.

„Man faßt einen ſolchen Entſchluß nur,“ fuhr der Aſſeſſor nach tiefem Athemzuge fort, „wenn man ſicher zu ſein vermeint, daß der Ehrenhaftigkeit des Charakters, der Lauterkeit und Aufrichtigkeit des Gefühls die Preisdifferenz einer ſchweren Demüthigung niemals berechnet werden wird.“

Der junge Mann fühlte die Hand, die auf ſeinem Arme lag, leiſe zucken.

Auch er ward eine Nüance bläſſer. Aber er fuhr kalt fort:

„Und man giebt einen ſolchen Entſchluß, den man nur nach ſchweren inneren Kämpfen gefaßt hat, nur nach ſchweren Kämpfen wieder auf.“

Johanna's Hand ſank langſam, matt vom Arme des Aſſeſſors herab.

„Und warum giebt man ihn wieder auf?“ fragte ſie leiſe, ohne den Kopf zu erheben.

„Man giebt ihn wieder auf, wenn man ſieht, daß man doch für jene Preisdifferenz einſtehen ſoll, in der eines Mannes Ehre mit in den Kauf geht,“ ſprach der Aſſeſſor feſt, aber klanglos.

Eine glühende Flamme ſchlug über Johanna’s Geſicht auf; ſie warf den Kopf ſtolz zurück; ihre Augen funkelten in verletzter Würde, während die ſchmale, fein bekleidete Hand ungeſtüm in den vollen, bläulich ſchimmernden Locken wühlte.

Ein hartes Wort zuckte auf ihren Lippen.

Sie bezwang ſich.

„Die Männer ſollten nie — nie von Vertrauen zu uns ſprechen,“ entgegnete ſie, den Kopf tief ſenkend, und die Lockenwellen verbargen die fahle Bläſſe ihres Geſichts und die beiden Perlen, welche die langen, ſeidenen Wimpern befeuchteten.

Einen Augenblick lang unterlag auch die Feſtigkeit des Aſſeſſors, ein nervöſes Erbeben erſchütterte ſeine Züge.

„Ich vergaß zu fragen,“ ſprach er nach kurzer Sammlung ruhig, „ob Sie, mein gnädiges Fräulein, die Sendung empfangen haben, welche ich trotz der frühen Stunde an Sie zu richten mir geſtattete.“

„Was enthält ſie?“

„Den Schlüſſel zu der Unterredung, welche Sie die Güte hatten, mir zu gewähren — wenn Sie, gnädiges Fräulein, eines ſolchen bedürfen ſollten.“

Abermals wallte der Stolz in Johanna auf.

Sie bezwang ſich abermals und ſchlug die feuchtſchimmernden Augen voll ſchmerzlicher Trauer zu dem Aſſeſſor auf.

„Einſt — recht bald — zu ſpät vielleicht,“ ſprach ſie, „darf ich Ihnen Alles ſagen. Und ich werde Ihnen verzeihen, wie wehe Sie mir in ſchwerer Stunde gethan haben. — Nur heut,“ fuhr ſie fort, indem ſie die gefalteten Hände mit rührender Bitte zu dem Aſſeſſor erhob, „nur heut vertrauen Sie mir noch einmal — ich beſchwöre Sie! — Sie wollen nach dem Hochſtein — thun Sie es nicht! Wenn Ihnen — ja, wenn Ihnen meine Ruhe lieb iſt, entfernen Sie ſich heut nicht aus Flinsberg!“

„Ich verlaſſe noch heut Flinsberg, mein gnädiges Fräulein,“ entgegnete der Aſſeſſor mit kühler Ablehnung.

Johanna ſchwankte zurück, als ob ſie erſt jetzt begriffe, daß Alles aus ſei.

„Mich — Flinsberg — verlaſſen!“ ſtammelte ſie. „Ihre Kur — ſo plötzlich unterbrechen!“

„Es ſcheint, ſie ſagt mir nicht zu — es ſcheint, ich muß anderwärts die Geneſung ſuchen, die ich hier ſchwerlich finden würde.“

Noch einmal richtete Johanna einen langen Blick voll bittender Beredtſamkeit auf das marmorkalte und marmorfarbene Geſicht des jungen Mannes.

Dann wendete ſie ſich ab und ſchritt langſam der Promenade zu. Sie ſchritt, den Kopf hoch aufgerichtet, durch die Gruppen der Spaziergänger hindurch; ſie bemerkte die Grüße nicht, welche ihr, der gefeiertſten Schönheit der Saiſon, von allen Seiten entgegengebracht wurden; ſie erwiederte auch keinen; ſie bemerkte nicht die verwunderten Blicke, welche ihr folgten: ein dichter Schleier ſchien ihr Auge zu verhüllen, eine dumpfe Betäubung verdunkelte ihre Gedanken.

Sie betrat ihre Wohnung und ließ Tuch und Sonnenſchirm achtlos zu Boden gleiten.

Ihr Auge umfaßte mit einem Blicke das ganze Zimmer.

Dort auf dem Tiſche lag ein Packet, zierlich in Papier gehüllt und verſchnürt.

„Fräulein Johanna von Rawinsky,“ ſtand darauf geſchrieben mit den klaren, ſichern Schriftzügen, die ſie kannte.

Sie riß die Hülle haſtig auseinander und ſtieß einen leiſen Schrei aus — ſie griff mit beiden Händen nach dem Herzen; ihr italieniſcher Strohhut fiel auf den Fußboden.

Ein Blatt Papier flatterte ihm nach.

Johanna raffte es auf; es zitterte in den ſchmalen, roſigen Fingern, welche es feſthielten, und die Schriftzeichen darauf ſchlangen ſich vor Johanna's Augen in verworrenen Linien durcheinander.

„Geſtern Abend,“ las ſie, „ſpät noch den Zukunftsbildern nachdenkend, in welche am Morgen die geblendeten Blicke ſich verſenkt hatten, ſah ich Sie vom Waſſerfalle her ohne Begleitung nach Hauſe zurückkehren. — Heut am frühen Morgen fand ich im Walde hinter dem Waſſerfalle den Strohhut, welchen ich die Ehre habe, Ihnen zu überſenden, und einen offenen Zettel, der, in polniſcher Sprache geſchrieben, nach der Ueberſchrift nur an Sie, gnädiges Fräulein, gerichtet ſein kann. Mein Ehrenwort darauf, daß, was dieſen Zettel anbetrifft, meine Indiscretion nicht über die Ueberſchrift hinausging, und daß mich auf jenen Platz ohne meine Abſicht nur der Zufall — vielleicht einer jener geheimnißvollen Einflüſſe führte, die bisweilen, ſtärker als unſer Wille, gewaltſam in unſer Geſchick eingreifen. — Das Geheimniß des kleinen Vorfalls liegt, ſeien Sie, gnädiges Fräulein, deſſen ganz ſicher, tief verſenkt neben den Hoffnungen, über denen nur eines Tages Sonne unterging.“

Der Brief flatterte wieder auf den Fußboden nieder; Johanna verhüllte das Geſicht mit beiden Händen; ein wildes, unbändiges Schluchzen, tief aus der Seele heraufdringend, erſchütterte die ſchlanke Geſtalt.

Nur einige Sekunden lang, dann erhob Johanna entſchloſſen den Kopf und die ſchmalen, weißen Hände warfen die Locken energiſch in den Nacken zurück.

„Nein,“ ſprach ſie mit bebenden Lippen, „es iſt nicht

Zeit, dieſen Schmerz auszudenken, den mein Leben nicht erſchöpfen wird — es handelt ſich nicht um mich — nicht um das, was ich leide, was ich verliere: ſein Leben iſt in Gefahr — wenn Anton — und er wird es thun, der Unſelige! Hat er je ein Wort, einen Entſchluß, eine Drohung unerfüllt gelaſſen?“

Sie begann mit haſtigen, ungleichen Schritten das Zimmer zu durchmeſſen – ihr Fuß ſtieß an ein Blatt Papier, das neben dem verrätheriſchen Hute lag; ſie hob es auf — es war der Brief, den Anton ihr durch den Doktor zugeſtellt hatte — und zerknitterte es gedankenlos; die Röthe der Erregung vertrieb auf der Wange die Bläſſe des Seelenleidens; — der Entſchluß, den die Lage gebot, der rechte Gedanke, das Mittel, die Gefahr zu beſchwören, wollten die von Nachdenken, Ungeduld und Angſt zugleich gefaltete Stirn nicht glätten.

Johanna's Augen ſtreiften durch das Fenſter über die Promenade hinweg, deren einſame Ruhe um dieſe Tageszeit ſelten ein Beſucher unterbrach.

Plötzlich leuchtete ihr Auge auf; ſie ſprang zur Thür und zog heftig die Klingelſchnur.

In der nächſten Minute erſchien dienſtfertig und ehrerbietig der Kellner.

Ohne ein Wort zu ſagen, winkte Johanna ihn an's Fenſter.

„Kennen Sie den Herrn dort auf der Promenade — den Herrn im grauen Rocke?“

„Doktor Stephanus, gnädigſtes Fräulein!“

„Gut — eilen Sie, ich bitte Sie! — ich laß ihn erſuchen — ſchnell, ſchnell!“

Der Kellner flog. Man iſt immer gut bedient, wenn man den Vorzug hat, jung, ſchön und reich zu ſein.

Johanna nahm ihren Weg von einer Ecke des Zimmers zur andern wieder auf.

„Das iſt der Mann, der allein helfen kann,“ flüſterte ſie. „Eine direkte Warnung? O, unmöglich! — nach Allem, was er mir geſagt hat! — Er könnte meinen, nicht deutlich genug geweſen zu ſein,“ brach es mit überſtrömender Bitterkeit aus dem gemarterten Herzen hervor; „und vor ihm erröthen? — vor ſeinem verwunderten Blicke das Auge ſenken? — die Scherben des ganzen, berauſchenden Traumes vergiften durch die Demüthigung einer zweiten Ablehnung? Unmöglich!“

Johanna trat in fieberhafter Spannung an's Fenſter. Ihr Blick trübte ſich tiefer, indem er auf das Nachbarhaus fiel, das in mäßiger Entfernung an der Promenade lag. Dort wohnte der Aſſeſſor.

Die Fenſter ſeines Zimmers waren geöffnet. Johanna konnte bemerken, daß darin gepackt wurde.

Sie neigte die Stirn auf die Hand. Der Schmerz überwog die Bitterkeit.

„Ihn koſtet es nichts,“ flüſterte ſie; „er hat kein Vertrauen zu verlieren — denn er hat kein Vertrauen gehabt!

„Wo doch der Doktor bleibt! Weiß er denn nicht, daß es ſich um ein Leben — um ſein Leben handelt?

„Aus vollem Herzen zu beglücken und beglückt zu werden — war denn dieſer Ehrgeiz der Liebe eine Vermeſſenheit? Ich habe keinen andern! Und der Lorbeer, der im wilden Kampfe gedeiht, mit dem der Haß ſich ſchmückt und der, in Blut getaucht, mir aufgedrungen wird — meine Seele bebt ſchaudernd davor zurück — und die Hand greift dennoch zitternd darnach, um über die öde, troſtloſe Leere eines zielloſen Weges das aufbäumende Herz zu betrügen!

„Ach, mein alter Freund!“ rief Johanna, dem Doktor entgegeneilend, „endlich kommen Sie! Nicht wahr, Sie wiſſen, wo Anton iſt? Sie können zu ihm gelangen? Sie müſſen ihn finden!“

„Ich muß ihn finden,“ wiederholte der Doktor, das blaſſe, erregte Geſicht des Mädchens ſtudirend.

„Ja, und Sie werden ihn finden! Ach, Doktor! Sie wiſſen nicht, wie viel davon abhängt!“

„Haben Sie ihn denn geſtern nicht geſprochen?“

„Eben darum! Ach, wir ſind nicht im Frieden von einander gegangen! Er iſt ſo heftig, ſo ſtarrſinnig, ſo fanatiſch geworden!“

Der Doktor wiegte gedankenvoll den Kopf.

„Und Sie ſollen ihm ſagen,“ fuhr das Mädchen mit fieberhafter Haſt fort, „daß ich mich beſonnen habe — daß ich mich ſeinem Willen füge – daß ich — daß ich ihm folgen werde, wohin es auch ſei!“ ſchloß Johanna, und ihre Worte erſtarben in einem gewaltſam niedergekämpften Schluchzen.

Wie von einer übermäßigen Anſtrengung erſchöpft, wankte ſie einen Schritt rückwärts.

Der Doktor reichte ihr die Hand und führte ſie zum Sopha.

„Das iſt ſehr ernſt,“ ſprach er, ſie mitleidig betrachtend. „Und, verzeihen Sie einem alten Freunde — um Anton's ehrgeizige Pläne, um ihn ſelbſt handelt es ſich dabei für Sie nicht, Johanna!“

Johanna erhob das Geſicht vertrauensvoll zu ihm — eine leiſe Röthe leuchtete durch die Schatten ſchmerzlicher, aber entſchloſſener Reſignation darauf.

„Ihre Gründe liegen ſo tief,“ fuhr der Graue fort, „daß Ihnen die Gefahren und Beſchwerden gering erſcheinen mögen, denen Sie entgegen gehen wollen.“

„O!“ machte Johanna mit einer Geberde unausſprechlichen Leidens.

„Das Alles iſt nichts gegen Das, was nun hinter mir liegt!“ überſetzte der Doktor dieſe Geberde. — „Ihnen gegenüber wäre es nutzlos, einen ſolchen Entſchluß zu bekämpfen,“ ſprach er.

„Die Zeit iſt koſtbar, Doktor!“ entgegnete Johanna, deren innere Unruhe den Schmerz wieder überwog.

„Sagen Sie alſo Anton, ich will ſein die Vertraute ſeiner Pläne, die Genoſſin ſeiner Gefahren, die Sklavin ſeines Willens — bis zu einer Grenze!“

„Ah!“

„Er weiß,“ fuhr Johanna fort, und ihre Wangen erglühten in tiefem Carmin, „daß die frei gegebene Zuſage mich feſter an ſeine Seite feſſelt, als jedes andere Band, welches der Zwang dem Widerſtreben abgewinnen könnte. — Und nun, Doktor! gehen Sie, gehen Sie!“

Der Doktor nahm ſeinen Hut.

Johanna hielt ihn zurück.

„Und nicht wahr, Doktor! Sie werden ihn finden und dann — nicht wahr? — werden Sie zu mir kommen! Und, lieber Freund, Sie werden ihn finden?“

„Beruhigen Sie ſich, Johanna,“ verſetzte der Doktor. „Ich werde das Mögliche thun, Sie wiſſen es; und ich werde kommen!“

„Dank, lieber Freund! Und nun — eilen Sie! Ich bitte!“

Der Doktor ging.

„Solch ein aufgewühltes Mädchenherz,“ ſprach er zu ſich, indem er die Treppe hinabſtieg, „iſt ſchlimmer, als ein entfeſſelter Strom — man kann nicht dagegen anſchwimmen, man wird an die eckigen Steine am Ufer geworfen; man muß ihn durchſchneiden, indem man ſeiner Richtung vorſichtig nachgiebt.“

VI.

Die Miſſion, welche der Doktor übernommen hatte, beruhigte Johanna nur kurze Zeit.

Wenn er zu ſpät kam? — Wenn er Anton verfehlte?

Vor dem Hauſe drüben an der Promenade lud ein Arbeiter einen Koffer auf einen Handwagen und fuhr denſelben in's Dorf hinab.

Und wieder verging eine Stunde — vielleicht war es nur eine halbe; die Angſt zählt jede Minute doppelt.

Dann trat der Aſſeſſor aus dem Hauſe; die Hauswirthin folgte ihm. Er reichte ihr die Hand — ſie zog die Schürze an die Augen.

Und dann ſchritt er die Promenade entlang; er hatte von der Wirthin da drüben ſo freundlich Abſchied genommen — er hatte keinen Blick für Johanna, unter deren Fenſter er vorüber ſchritt, feſt und gleichmäßig ruhig.

Er trug einen leichten, bequemen Anzug, einen breiten Strohhut und eine kleine Ledertaſche an der Seite; und er ſchwang ſeinen Stock ſo entſchloſſen, als wenn es gälte, mit ihm die Welt zu durchwandern.

Johanna ſah das Alles und ſie wußte, daß der Aſſeſſor nun doch nach dem Hochſtein ging.

Iſt es denn möglich, daß Zwei, welche vom erſten Augenblick ihrer Begegnung beſtimmt ſchienen, jedem folgenden Blatt im Buch des Lebens Inhalt und Bedeutung unvertilgbar einzuprägen, ſo von einander gehen können? — Ein Wort — ein Ruf — ein Laut könnte den unſeligen Bann brechen; ſie kann das erlöſende Wort, er will es nicht ausſprechen — und nüchterne Schicklichkeit und zweifelnder Mannesſtolz ſollen ihre Opfer haben!

Johanna preßte die brennende Wange gegen das Glas des Fenſters: er ging, die Gefahr herauszufordern, die auf ihn lauerte.

O, einen Gedanken — ein Mittel — eine Rettung!

Tauſend verſchlungene Linien beſchreibt der umherirrende Fuß eines Flüchtlings; er ſchleicht hierher, dorthin; er meidet die Nähe und die Spuren der Menſchen und die betretenen Wege und der Flügelſchlag des Birkhuhns, der flüchtige Gang des Wildes ſcheuchen ihn tiefer in das Dickicht hinein; müſſen denn in der weiten, den Blick einengenden Oede zwei Männer in einem Moment den Punkt betreten, auf welchem ihr Fuß das Verderben weckt?

Vergeblicher Troſt! — O, das Verhängniß mit ſeinen tückiſchen Launen! Dieſe beiden Männer haben ſich nie geſehen; aber gewiß, ſie finden ſich — denn ſie errathen ſich mit dem Inſtinkt des Haſſes.

Johanna drückte die kleine, ſchmale Hand gegen die brennende Stirn — um dem Kobold zu wehren, der dort mit boshafter Hartnäckigkeit bohrte und hämmerte.

Man ſucht ſich auf den verworrenen Pfaden des Lebens zu begegnen — und man zerreißt dennoch hinter ſich den Ariadnefaden in unbegreiflichem Hochmuth; man verirrt ſich mit Bedacht in dem labyrinthiſchen Räthſel ſeines Weſens — man verliert ſein Herzblut tropfenweis dabei — man könnte auch den Verſtand darüber verlieren!

Und der Kobold hämmerte hart und raſtlos hinter der bleichen, feuchten Stirn und die Gedanken rollten verworren durch einander und drängten in haltloſer Flucht nach allen Seiten.

Johanna ſetzte den Hut auf, warf ein Tuch über die Schulter und verließ das Zimmer.

Da ſtand ein Herr vor ihr, der höchſt zuvorkommend grüßte.

„Das gnädige Fräulein gehen aus,“ ſprach er, den Hut in der Hand, artig, aber mit jener ſcharf betonten, unabweisbaren Höflichkeit, welche weiß, daß ſie jeden Augenblick zur Seite geworfen werden kann. — „Und ich wollte mir eben die Ehre geben, Ihnen meine Aufwartung zu machen — fatal!“

„Ah!“ machte Johanna mit einem fragenden Blick.

„Ich bin der Polizei-Verwalter,“ antwortete der Herr, und der Hut machte ſeine tiefe Verbeugung mit.

Johanna, deren Stirn um eine Nüance bleicher ward, raffte einen Reſt von Beſonnenheit zuſammen.

„So bitte ich Sie einzutreten,“ ſprach ſie, indem ſie in das Zimmer zurückkehrte.

Der Beamte folgte ihr.

„Ich kann mir nicht vorſtellen, was mir die Ehre eines amtlichen Beſuches verſchafft,“ begann Johanna gefaßt, indem ſie ihm mit einer graziöſen Bewegung der Hand einen Stuhl bezeichnete und ſelbſt Platz nahm.

„O, nur eine Formalität, gnädiges Fräulein, ich weiß es wol,“ verſetzte der Beamte, indem er der Einladung Folge leiſtete. — „Aber auch eine unbequeme Form muß bisweilen erfüllt werden.“

Johanna neigte zuſtimmend den Kopf und ſah mit unruhiger Spannung zu ihrem Beſuche hinüber.

„Sie wiſſen wahrſcheinlich gar nicht, mein gnädiges Fräulein,“ fuhr der Beamte fort, „daß man einen jungen Mann ſucht — einen Deſerteur, — von dem man weiß, daß er ſich noch in der Nähe von Flinsberg aufhält.“

Johanna erbebte. Der Beamte ſah in ſeinen Hut hinein.

„Und, mein gnädiges Fräulein,“ ſprach er weiter, „wir Beamte haben in ſolchem Falle — es mag unrecht ſein — keinen rechten Glauben an eine ſchwärmeriſche Vorliebe für die Schönheiten der Natur — ſelbſt in unſern hübſchen Bergen.“

„Sie meinen, ein Deſerteur ſuche ſich möglichſt raſch recht weit zu entfernen.“

„Ganz recht, gnädiges Fräulein. Und wenn dies nicht geſchieht, ſo vermuthen wir eine beſondere Abſicht und — wir ſuchen nach dem Ziele dieſer Abſicht. — Nun, gnädiges Fräulein,“ fuhr der Beamte fort, plötzlich die Augen voll auf Johanna richtend, „der Flüchtling iſt Ihr ſpezieller Landsmann; hat er vielleicht mit Ihnen ſich in Verbindung geſetzt?“

Johanna war auf ihrer Hut geweſen.

„Nein,“ antwortete ſie.

„Sie wiſſen nichts von ihm?“ wiederholte der Beamte mit einem ſcharfen Blick auf Johanna's leicht zuckende Lippen.

„Nichts.“

„Ich war davon überzeugt,“ ſprach der Polizei-Verwalter, indem er ſich erhob. „Verzeihen Sie alſo die Störung.“

„Bitte!“ ſtammelte Johanna.

„Ich bin übrigens nicht untröſtlich darüber, gnädiges Fräulein, Sie von Ihrem Spaziergange abgehalten zu haben. — Mir ſcheint, Sie ſind heut recht leidend; und — es weht heut ein ganz eigenthümlicher Wind durch unſere Berge.“

„Wirklich?“

„Ja, in der That. Wenn ich mir eine Meinung auszuſprechen geſtatten dürfte, — Sie ſollten dieſen Wind heut meiden.“

„Ich danke Ihnen,“ verſetzte Johanna, die ſich kaum noch aufrecht zu erhalten vermochte.

„Sie ſind wirklich ſehr angegriffen,“ ſprach der Beamte. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen Ihr Mädchen ſende.“

Und er empfahl ſich mit untadelhafter Höflichkeit.

Johanna hatte ſich mechaniſch erhoben — ſie ſank auf ihren Sitz zurück.

„Man weiß Alles!“ ſtöhnte ſie, das Geſicht verhüllend. „Der Eine meint, der Jäger zu ſein — und er iſt ſelbſt nur ein verfolgtes, gehetztes Wild — ſie ſind Beide verloren! — Verloren durch meine Schuld!“

Halb bewußtlos ſank ſie in die Arme der Zofe, die athemlos in das Zimmer ſtürzte.

„Um Gotteswillen, gnädiges Fräulein!“ ſchrie das beſtürzte Mädchen, „der fremde Herr hat Recht — Sie ſind krank! — Und er ſagt, Sie werden das Zimmer hüten und — !“

„Still, Marinka!“ unterbrach Johanna den Redeſtrom, indem ſie ſich mit einer gewaltſamen Anſtrengung erhob. „Ich muß hinaus — ich erſticke hier — ich muß!“

„Aber, mein gnädiges Fräulein!“

„Weißt Du, was Müſſen heißt, Mädchen?“

„Ich habe es bei Ihnen nie gelernt,“ antwortete die Zofe mit thränenerſtickter Stimme, „und ich verſtehe nicht — !“

„Magſt Du es nie verſtehen lernen, dieſes Müſſen das alles Sonnenlicht der Jugend dahingiebt! – Meinen Hut — meinen Shawl!“

„O, welche Unbeſonnenheit!“ ſchluchzte Marinka, eilfertig gehorchend. „Nehmen Sie mich wenigſtens mit!“

Johanna blieb auf dem Wege zur Thür ſtehen.

Ein Gedanke blitzte in ihr auf.

„Geh' — hole mir Dein ſchlechteſtes Kleid, ein Jäckchen, Deinen Hut — ſchnell!“ rief ſie dem Mädchen zu.

Marinka ſprang.

Mit haſtiger Eile warf Johanna ihr ſeidenes Kleid ab; ihre zitternden Hände preßten die dunklen vollen Locken in ein Netz, das die duftige Fülle kaum faßte; dann warf ſie das grau-wollene Kleid über, welches die Zofe brachte, legte ein blaues Jäckchen an und ſetzte einen groben, ſchwarzen Strohhut auf.

„Die Zofe geht,“ ſprach ſie zu Marinka, „die Herrin bleibt.“

Und einen neuen Verſuch des Mädchens ſchweigend zurückweiſend, verließ ſie das Zimmer.

Sie verließ das Haus und trat in's Freie hinaus; ſie bemerkte nirgends ein Anzeichen, anders oder mehr beobachtet zu ſein, als ſonſt.

Was ſollte auch der Zofe eine beſondere Aufmerkſamkeit zuziehen? — Warum ſollte die Zofe nicht ausgehen? Warum in aller Welt ſollte ſie nicht einen Spaziergang unternehmen? ſelbſt einen Spaziergang in den Wald?

So ſchritt Johanna die Dorfſtraße entlang, an den Häuſern vorüber, deren Bewohner ihre alltäglich gleichmäßige Geſchäftigkeit kaum unterbrachen, um einen Blick auf ſie zu werfen.

Neben ihr rauſchte der Fluß in eiligen Sprüngen abwärts; ſeltener erhoben ſich am Wege die einfachen, grauen Hütten, rechts ſtieg ſchon der Wald in düſterer Ueppigkeit an ſteilen Berglehnen empor — nun nahm er auch die andere Seite der Straße ein; er breitete ſein Geheimniß rings umher aus.

Dieſes Geheimniß, ſo traulich-feierlich, wenn man es mit ruhigem, friedlichem Gemüthe betritt — ſo beängſtigend räthſelhaft der von den wühlenden Gedanken entfeſſelten Furcht: der Haß, die heimliche Verfolgung, die verſteckte Gefahr lauern hinter dem unſchuldig grünen Vorhange — unerklärliche Laute klingen aus der Ferne herüber und langgezogene Klagetöne rauſchen von Wipfel zu Wipfel, in der Ferne ſeufzend verhallend; — der finſter brütende Anſchlag, der hier zur fürchterlichen That wird, weiß ſich ſicher im grauſigen Schweigen der weiten, einſamen Oede — das Opfer fällt am Waldſaume röchelnd nieder — das brechende Auge begegnet nur dem Auge Gottes, das vor keinem irdiſchen Richter Zeugniß leiſtet — langſam, Tropfen um Tropfen, ſickert das Herzblut in den Graben — langſam, Zug um Zug, verhaucht das Leben in grauſam hilfloſer Verlaſſenheit!

Immer haſtiger arbeitete Johanna's Fuß in die ſchweigende Einſamkeit hinein, da ſtockte ihr Herzſchlag, ihr Athem ſtand ſtill — ſie wagte nicht zurückzublicken.

Der feſte Schritt eines Mannes erklang hinter ihr.

„He, mein ſchönes Kind! Wir machen alſo einen ſehr weiten Spaziergang?“ rief eine rauhe Stimme ſie an.

Sie wendete ſich mechaniſch um und ſtarrte in das gutmüthige Lächeln des Landdragoners.

„Und die Sonne ſteht doch noch zu hoch, als daß man ihren Strahlen ſolche zarte, weiße Hände unbarmherzig ausſetzen ſollte,“ fuhr der alte Soldat ſchlau blinzelnd fort.

Johanna verbarg erſchrocken ihre Hände in den weiten Aermeln ihrer Jacke.

„Wenn Sie nichts dawider haben, mein hübſches Kind,“ fuhr der Landdragoner mit gutmüthiger Ironie fort, „ſo meine ich, es wandert ſich zu Zweien eben beſſer — Teufel, was Sie laufen können!“ und er trocknete ſich mit ſeinem baumwollenen Schweißtuch die hellen Tropfen von der Stirn, — „und es iſt Ihnen doch nur um die friſche Kühle des Waldes zu thun — in einem Backofen iſt's erquicklicher!“

„Ich weiß wirklich nicht — ich bin eben in Gedanken weiter gegangen.“

„Ja, ja, die Gedanken ſind nicht immer unſere guten Freunde,“ ſprach der Landdragoner; „man ſollte ihnen nicht immer erlauben, mit uns davonzugehen. Und ſolch' eine dunkle Locke, wie ſie Ihnen da unter dem Hute hervorquillt!“ —

Johanna's Hand zuckte haſtig empor und ſchob die zwei, drei Haarwellen unter den Hut zurück, die aus dem loſe geſchürzten Netze verrätheriſch über ihre Schulter fielen.

„Ja, ſolche Locken, das ſind für die Finken im Walde die reinen Ebreſchbeeren im Sprenkel — und dann kommen die Sperber, vielleicht auch die Jäger, und fangen den Finken mit dem Sprenkel ab.“

„Die Jäger — die Jäger!“ ſtammelte Johanna faſſungslos.

„Ja wol, die Jäger!“ antwortete der alte Soldat mit ſeinem ſchlauen Lächeln; „und ich meine, es hat Niemand Freude daran, ihnen als Sprenkel Dienſte zu thun. — Aber Ihr Spaziergang — Sie werden hier lange zuſchreiten müſſen, ehe Sie wieder Menſchen treffen.“

„Ja, ja, und ich will lieber umkehren,“ murmelte Johanna, ganz vernichtet.

Und ſie kehrte um, langſam, zögernd, widerſtrebend, aber ihre Widerſtandskraft war gebrochen.

Und wieder vermeinte ſie die unheimlichen Laute aus der Ferne zu vernehmen — wieder trug das Rauſchen des Waldes düſtere Klagetöne von Wipfel zu Wipfel.

„Und wenn er jetzt niederſinkt unter dem tödtlichen Streiche — mit Deinem falſchen Herzen, mit dem Herzen, das nicht aufrichtig ſein wollte, haſt Du es verſchuldet!“

Es brauſte um Johanna's Schläfe — und der Kobold hinter der Stirn hämmerte ſchadenfroh gegen die Wände, welche zu weichen ſchienen — die Bäume begannen einen kreiſenden Tanz — ihre Kronen neigten ſich tiefer, immer tiefer, mit drohendem Rauſchen auf ſie herab, ſie zu erfaſſen in zermalmender Umarmung — ihre Sinne erlagen der betäubenden Verwirrung — ihre Füße wankten, ſie ſank bewußtlos zu Boden.

VII.

Wenige Stunden vorher war der Aſſeſſor denſelben Weg durch den Wald dahingeſchritten — ohne Zögern und ohne Haſt; was er floh, ging ja doch im gleichen Schritt an ſeiner Seite; was er ſuchte — es war nicht hier, nicht dort, nicht heut, nicht morgen zu erreichen. Eine unabänderliche Entſcheidung mußte mit entſchloſſenem Muthe getragen werden.

Wer auch hatte denn dieſe Entſcheidung zu verantworten?

Ihr mag es nicht gegeben ſein, den über die große Menge ihres Geſchlechts ſich frei erhebenden Geiſt in die conventionellen Feſſeln des Gewöhnlichen einſchnüren zu laſſen von kleinlicher Scheu, mißverſtanden zu werden. — Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit, von unantaſtbarer Würde getragen und geſchützt, athmen im Aether unbefangener Huldigung und Verherrlichung, wie die Blume ſich badet in Luft und Sonnenſchein; was ihr ebenbürtig ſein will, muß ſich frei machen von dem Anſpruch, ſie in den Kreis ſelbſtiſcher Wünſche herabzuziehen. Warum hatte er das nicht früher begriffen?

Die Sonne neigte ſich zu den Wipfeln der Bäume herab, deren Schatten den engen Weg bedeckten.

Kein menſchliches Weſen ſchien die ſtille Einſamkeit des Waldes mit dem Aſſeſſor zu theilen, den nur ſeine ernſten Gedanken beſchäftigten.

Plötzlich begegnete ſeinem Auge eine Erſcheinung, welche er unmittelbar vorher nicht wahrgenommen zu haben meinte.

Auf einem Baumſtamm, den der Wind quer über den Weg geworfen hatte, ſaß, den Kopf in die Hand geſtützt, bewegungslos ein junger Mann.

Er erhob ſich langſam, als der Aſſeſſor ſich näherte, und ein blaſſes, intelligentes Geſicht mit einem ſchwarzen Bärtchen auf der fein geſchnittenen Oberlippe ſtarrte ihm mit feindſeligem Trotze in dem von finſterem Brüten verſchleierten Auge entgegen.

Mit den ariſtokratiſchen Zügen ſtand die Kleidung des jungen Mannes in auffallendem Widerſpruch: er trug eine kurze Jacke von grobem Stoff, wie ſie die Landleute der Gegend zu tragen pflegten, und grobe Militär-Beinkleider mit rothem Beſatz; unter einem grauen Filzhut quollen ſchwarze Haare in verworrenen Büſchen hervor.

„Ich erwarte Sie,“ ſprach der junge Mann.

Der Aſſeſſor konnte ſich eines befremdenden Eindrucks nicht erwehren.

„Sie irren ſich wahrſcheinlich,“ verſetzte er.

„Ich ſah Sie geſtern früh — heut früh auf der Promenade in Flinsberg mit Fräulein Johanna von Rawinsky; dies iſt meine Legitimation.“

„Ich erkenne ſie an,“ antwortete der Aſſeſſor, dem die Begegnung eine ernſte Bedeutung zu gewinnen ſchien. „Aber ich kenne Sie nicht und begreife nicht, welches Intereſſe meine Spaziergänge für Sie haben.“

„Man nennt mich Anton Binsky, und ich werde Ihre Frage beantworten,“ verſetzte der junge Mann.

Er nahm den Filzhut ab und ſtrich die Haare aus der Stirn, auf welcher die ſchweren Wolken einer überſättigten Trauer lagen.

„Fräulein Johanna,“ ſprach er in müdem, elegiſchem Tone, „war die Geſpielin meiner früheſten Jugend. — Und ich betrachte ſie ſeit jener Zeit als meine Braut.“

„Gut,“ antwortete der Aſſeſſor; „wie ſeltſam auch ſolche Erklärungen zwiſchen uns und an dieſem Orte ſein mögen, ſo will ich Ihnen doch ſagen, daß ich Ihren

Anſprüchen nicht im Wege bin. Und nun haben Sie die Güte, auch meinen Weg frei zu laſſen.“

Der junge Mann ſchüttelte den Kopf.

„Nein,“ ſprach er, „das iſt es nicht. — Sie wiſſen, Johanna wird nicht, wie das Spielzeug einer geſättigten Laune, von einer Hand gleichgiltig der andern überliefert — ſie iſt nicht eines der Mädchen, von denen man zu einem Andern ſagt: ich mag es nicht, oder ich mag es nicht mehr — nimm Du es; es gilt mir gleich.

„Eine Andere,“ fuhr Anton fort, „mag bei ſolchem Wechſel ſich ganz erhalten — Johanna läßt ein Stück ihres Weſens zurück und man nimmt Johanna nur ganz.“

Der Aſſeſſor fühlte ſich betroffen von der vollkommenen Genauigkeit, mit welcher ſeine eigenen Gedanken von dem jungen Manne wiedergegeben wurden; er fühlte auch, wie ein warmer Blitzſtrahl auf die kalte Erſtarrung ſeines Innern fiel.

„Johanna war mir mehr als eine Braut,“ ſprach der Pole in ſeiner elegiſchen Weiſe weiter. „Mir iſt es ja nicht beſchieden, im ſtillen Glück des häuslichen Herdes meines Lebens Aufgabe zu löſen; nicht gemeiner Ehrgeiz, der nach der Strahlenkrone geräuſchvoller Thaten haſcht und im Rauſche ſeines Ruhmes Genüge findet, beherrſcht mich — ein großer Gedanke iſt der Inhalt meines Lebens; ich will nichts ſein, als ſein glaubenstreuer

Bekenner und in entſchloſſener That ſein beſcheidenes Werkzeug.“

Der Aſſeſſor hörte mit wachſender Theilnahme zu, der Pole ſprach ruhig und bedacht; und dennoch klang eine tief leidenſchaftliche Erregung aus ſeinen Worten heraus.

„Aber,“ fuhr Anton mit gedrückter Stimme fort, beide Hände gegen ſeine Stirn preſſend, „die Schärfe meines Geiſtes, die Mittel und Wege zu finden, die zum Ziele führen — die Kraft meines Armes, zuzuſchlagen, wenn der Augenblick gekommen iſt — die Elaſticität des Willens, die Schläge zu ertragen, welche ich vorausſehe: es wurzelt Alles in der Vereinigung mit Johanna — in jener Vereinigung, in welcher Eines ſich vollſtändig auflöſt im Weſen des Andern — ohne dieſe Vereinigung bin ich nichts, als ein Simſon mit verſchnittenem Haar.“

„Ich kann das verſtehen,“ entgegnete der Aſſeſſor bewegt. „Aber ich wiederhole Ihnen, Sie ſind im Irrthume.“

„Nein,“ unterbrach ihn Anton. „Seit den Jahren unſerer Kindheit lag Johanna's Seele offen vor meinen Augen — auch heut noch, ich habe es geſtern erfahren. Aber das keuſche Geheimniß ihres Herzens iſt erwacht — während ich fern war, ſprach ein Anderer das erweckende Wort. Der reine Spiegel ihrer Seele nahm eines andern Mannes Bild auf.“

Der Aſſeſſor erbebte, plötzlich ging die Erkenntniß mit blendender Klarheit in ihm auf.

„Johanna, Johanna!“ murmelte er, „was habe ich Dir gethan!“

„Sie haben meiner Welt die leuchtende Sonne ausgelöſcht,“ ſprach der Pole, deſſen düſtere Blicke ſich wie ein glühender Strahl auf dem Geſichte des Aſſeſſors concentrirten. „Meines Lebens Richtung und Ziel haben Sie verwirrt,“ fuhr er fort, indem er ſich höher aufrichtete und jede Muskel ſeines ſchlanken Körpers ſich ſpannte.

Er hob langſam ſeine Hand gegen den Aſſeſſor auf, der ihn überraſcht und forſchend betrachtete.

„Der Bann, der in mir die Kraft lähmt, welche der Erfüllung einer großen Miſſion gehört, muß gebrochen werden; — der Raub, den Sie an der Sache verübten, der ich mein Leben geweiht habe, verlangt ein Opfer,“ keuchte der junge Mann mit trockenen, zuckenden Lippen, indem er ein langes Meſſer hervorzog; „Sie werden ſterben.“

Der Aſſeſſor ſchlug die Arme in einander und heftete ſeine Blicke ruhig und feſt auf Anton, der ſich zurückbog, wie der Tiger zum Sprunge.

„Gut,“ ſprach er. „Ich habe keine Waffe. Ich würde es auch verſchmähen, davon Gebrauch zu machen. Begehen Sie einen Mord.“

„Mord — Wahnſinn — Heldenthum — Raſerei,“ ziſchte der Pole, „es iſt mir Alles gleich!“

Und mit dem elaſtiſchen Sprunge einer Katze ſchnellte er vorwärts.

Der Aſſeſſor war nicht umſonſt auf Univerſität ein geübter Fechter geweſen; indem er dem Stoße des Meſſers geſchickt auswich, faßte ſeine Linke einer Zange gleich das Handgelenk des Polen, während die Rechte die Kehle deſſelben umklammerte; und mit voller Wucht warf er ſich auf ſeinen Gegner.

Sie rollten Beide zu Boden — ein wildes Ringen begann, unter den Fäuſten des Aſſeſſors wand ſich der Pole wie eine Schlange, aber er vermochte den eiſernen Griff nicht zu brechen, der ihn immer feſter umklammerte — die ehernen Ringe, welche ſeine bewaffnete Hand und ſeine Kehle einſchnürten, zogen ſich immer feſter zuſammen — ein hohles Röcheln drang aus ſeiner Bruſt — das Geſicht ward roth und röther — die Finger, welche die Waffe hielten, löſten ſich — das Meſſer fiel zu Boden.

Der Aſſeſſor gab ſich einen Schwung — und die beiden Kämpfer rollten um einander ein Stück ſeitwärts. Ein zweiter Schwung — und der Aſſeſſor lag auf ſeinem Gegner, deſſen Augen ſtarr und gläſern aus den Höhlen traten.

Er milderte den Druck, der die Kehle des Polen zuſammenſchnürte — keuchend begann ſeine Bruſt ſich mit Athem zu füllen.

„Was hindert mich, Sie zu erwürgen?“ ſprach der Aſſeſſor.

„Es wäre ein Akt einfacher Nothwehr! — Was hindert mich, dieſen Stein zu faſſen und Ihnen den Kopf zu zerſchmettern?“

„Thun Sie es!“ röchelte Anton in ſtarrem Trotze.

„Sie ſind Deſerteur — preußiſcher Soldat — man ſucht Sie, jeden Augenblick können die Gendarmen hier ſein — was hindert mich, meine Sache dem Kriegsgericht zu überlaſſen und Sie Ihren Verfolgern zu überliefern?“

Der Pole erbleichte.

„Seien Sie menſchlich — tödten Sie mich!“ murmelte er.

Der Aſſeſſor ſprang auf.

„Ich bin kein Häſcher,“ ſprach er, die Arme ruhig über die Bruſt kreuzend. „Stehen Sie auf.“

Anton erhob ſich langſam und gedemüthigt, mit geſenktem Kopfe ſtand er dem Sieger gegenüber.

„Dort liegt Ihr Meſſer,“ fuhr der Aſſeſſor fort. — „Beginnen Sie von Neuem!“

Aus den Augen des jungen Mannes ſchoß ein Blitzſtrahl. Er ſchüttelte unwillig den Kopf.

„Gut — ſo ſind wir fertig mit einander — Nur eine Frage,“ ſprach der Aſſeſſor zögernd, „wenn Sie wollen! Bei dem Leben, das wir Beide in dieſem Augenblick als ein wiedergefundenes Gut betrachten dürfen: hat Ihnen Johanna jemals das Recht eingeräumt, ſie als ihre Braut zu betrachten?“

Der Pole ſchlug ſeine Augen frei auf: es war ein Blick voll hoffnungsloſer, reſignirter Wahrheit und Würde.

„Nein!“ ſprach er.

Der Aſſeſſor ſtieß kaum vernehmbar einen Seufzer aus. Er reichte Anton die Hand.

„Ich danke Ihnen,“ ſprach er. „Und nun denken Sie an Ihre Sicherheit.“

Der Pole wendete ſich langſam ab, er ſchritt langſam in den Buſch hinein, deſſen ſchwankende Zweige ſich hinter ihm ſchloſſen.

Der Aſſeſſor aber kehrte auf dem Wege zurück, den er gekommen war.

VIII.

„Dem ewigen Gott ſei gedankt!“

Mit dieſem Ausruf wäre die hübſche Marinka, die inzwiſchen wieder Zofe geworden war, dem Aſſeſſor unfehlbar um den Hals geſprungen, wenn ſeine kalte Zurückhaltung ſie nicht ernüchtert hätte.

„Das Fräulein?“

„O, ich wäre mit ihr wahnſinnig geworden über dem einen Gedanken, daß Sie irgendwo im Buſche erſchlagen liegen — kein Menſch weiß, weshalb!“

Und ſie drängte ihn, erhitzt, beſtaubt, mit beſchmutzten Kleidern und verworrenem Haar, wie er war, die Treppe hinauf.

„Wir werden noch einmal zu Verſtande kommen,“ ſchloß ſie, und ſchob ihn hinein in das, von einem matten, melancholiſchen Halbdunkel erfüllte Zimmer.

Und da ſprang eine ſchlanke Frauengeſtalt auf — ſie ſchwankte ihm mit geöffneten Armen entgegen, — aber der Aufſchrei, in welchen die Erlöſung von den Qualen eines ganzen Tages ſich zuſammendrängte, erſtarb in einem halberſtickten Seufzer; der Glanz der Augen erloſch und matt ſenkten ſich Blick und Arme.

„Wenn es möglich wäre,“ begann der Aſſeſſor mit nicht ganz ſicherer Stimme, „einen irrenden Gedankenzug zurück bis zu ſeinem Urſprunge auszulöſchen, das Wort das ihn verkörperte, und den Eindruck, den er zurückließ, ganz zu verwiſchen, dann wäre mir die bittere Demüthigung dieſes Augenblicks erſpart worden.“

Die junge Dame hatte ſich während dieſer Worte ſtolz aufgerichtet. Sie ſtrich mit der Hand zwei, drei dunkle Haar-Ringe zurück, welche ſich auf die weiße Stirn keck vorgewagt hatten; die Lippen ſchloſſen ſich feſt zuſammen; dann richtete Johanna den Blick in ruhiger Würde auf den Aſſeſſor.

„Es iſt unnöthig, davon zu ſprechen,“ entgegnete ſie. „Mir liegt nichts an Ihrer Demüthigung.“

„Um Vergebung, gnädiges Fräulein! — Es giebt ein Unrecht, das ſeinen peinigenden Stachel in ſich trägt und zugleich von dem Ziele empfängt, gegen welches es ſich verwegen erhob.“

„Gegen gewiſſes Unrecht,“ verſetzte Johanna, „bin ich gewappnet in dem Bewußtſein, noch niemals Etwas gethan zu haben, was vor weiblicher Würde und Selbſtachtung nicht beſtände.“

„Ich weiß es wol. — Aber die einzige Sühne — und in dieſem Falle auch die ſchwerſte, iſt ein freimüthiges Bekenntniß.“

„Und dies iſt Alles, was Sie mir zu ſagen wünſchen?“ fragte Johanna nach einem kurzen Augenblick der Erwartung.

Der Aſſeſſor blickte auf; der mächtige Wiederhall, welchen der ſchmelzende, vergebungsreiche Ton dieſer Worte in ſeiner Seele weckte, forderte ſeinen ganzen Muth heraus.

„Es iſt Alles!“ ſprach er tonlos, indem er ſich verneigte.

Johanna trat einen Schritt auf ihn zu und ſtreckte ihm die Hand entgegen.

„O, über den harten, unbeugſamen Stolz der Männer,“ ſprach ſie mit anmuthigem Lächeln, „der den Stein, welchen er den Berg hinabgerollt hat, liegen läßt, wie er liegt. — Zweifeln Sie denn noch immer an mir?“

„Gnädiges Fräulein,“ verſetzte verwirrt der Aſſeſſor, der die ſich ihm darbietende Hand nicht bemerkt zu haben ſchien, „man läßt ſich zerſchmettern von einem ſolchen Steine, der unſerer Gewalt entſchlüpfte — aber man hält ihn nicht auf!“

„Weil man in unduldſamer Selbſtgefälligkeit Alles gethan zu haben vermeint, wenn man bekennt: „Ich habe geſündigt!“ Ihr Verdacht, wie ungerechtfertigt auch, bedarf keiner Sühne — er hatte wenigſtens den Schein für ſich — und vielleicht wäre es klüger geweſen, die Aufklärung ſogleich zu geben. — Aber für das Härteſte, was Sie mir heut geſagt haben, finden Sie — finden Sie kein Wort der Verſöhnung?“

„Es ſcheint, wir ſollen uns heut nicht verſtehen, gnädiges Fräulein!“

„Muß ich alſo wirklich von dem ſprechen, was mir ſo wenig am Herzen liegt?“ verſetzte Johanna und tiefes Roth bedeckte bis zur Stirn hinauf ihr Geſicht. „In dieſem Augenblicke davon ſprechen? — Ich habe Reichthum nie für einen Grund angeſehen, mit frivolem Uebermuth auf eines Mannes Ehre herabzublicken, — und Sie konnten mich deſſen beſchuldigen! — noch für das Mittel gehalten, das Köſtlichſte zu erwerben, womit das Leben einer Frau ſich ſchmücken kann — ach, es läßt ſich ja nicht erkaufen! Soll denn aber Reichthum davon ausſchließen? Bin ich denn wirklich,“ ſchloß das Mädchen, lächelnd in reizender Verwirrung, „weniger werth, weil ich zufällig reich bin?“

Der Aſſeſſor neigte den Kopf.

„Ich hatte gehofft,“ ſprach er mit Anſtrengung, „dieſe peinliche Unterredung würde raſch zu Ende ſein — Sie erſparen mir nicht den letzten Tropfen des bittern Kelches.“

„Was iſt denn nun noch?“ rief Johanna erbleichend, indem ſie einen Schritt zurückwich.

„Was Sie eben anzudeuten die Güte hatten, habe ich — freilich nur nach ſchweren Kämpfen überwunden,“ ſprach der Aſſeſſor. „Jetzt — iſt es nur das Geringere!“

Johanna's Auge verſchleierte ſich in qualvoller Spannung.

„Der Zweifel an ſich,“ fuhr der Aſſeſſor in tief ſchmerzlicher Bewegung fort, „dem ich verfiel — Sie haben ihn vergeben; er könnte mit dem Schleier des Vergeſſens für immer bedeckt werden. — Aber daß ſolcher Zweifel überhaupt möglich war, daß er ſich auch gegen Ihr reines Bild erheben konnte — das macht mich irre an mir: denn,“ ſprach der Aſſeſſor mit warmer Innigkeit, „die von dem wahren ſympathiſchen Zuge des Geiſtes und von der vollen Erkenntniß Ihres Weſens getragene Ueberzeugung hätte nicht geſchwankt, daß Sie, Johanna! niemals Etwas gegen Ihre Würde und gegen Ihr Herz thun können; hätte Ihnen das Vertrauen, da Sie es in ernſter Bedrängniß zum erſten Male voll in Anſpruch nehmen, nicht verſagen können!“

Johanna hörte geſenkten Hauptes zu. Die lebhafte Bewegung, welche in ihren Zügen ſich abſpiegelte, war ſchwer zu deuten.

„Dort alſo,“ fuhr der Aſſeſſor fort, „iſt ein Punkt, auf welchem der gegenſeitige, volle Anſchluß unſeres Weſens aufhört und, gnädiges Fräulein! einem Baugrunde, den der erſte Windſtoß ſo ſchwer erſchüttert, darf Ihre Zukunft nicht anvertraut werden.“

Auf Johanna’s Wangen blühten die duftigen Frühlingsroſen wieder auf.

„Und nun, mein gnädiges Fräulein,“ ſchloß der Aſſeſſor, „ich hoffe, daß ich den größern, den ſchwerern Antheil an dem Preiſe einer Erkenntniß trage, die Sie vor dem dauernden Unheil einer ſchweren Täuſchung bewahrt.“

Johanna richtete ihre Blicke voll ſonniger Klarheit, voll ſüßer Beredtſamkeit auf den Aſſeſſor; ſie ſtreckte ihm abermals beide Hände entgegen.

„Max!

„Max!“ wiederholte ſie mit ſchmelzender Innigkeit; „laſſen Sie mich mit dem beſſern Vertrauen, das ich zu Ihnen habe, den Zwieſpalt löſen, den Sie da zwiſchen Ihrem und meinem Weſen zu erkennen vermeinen! — Ach, das verzogene Kind des äußern Glückes ſteht mit ſeiner vielgerühmten Selbſtſtändigkeit nur zu oft zagend vor der Frage, was denn das rechte Thun und Laſſen ſei: und wenn nur eine feſte, recht liebevolle Hand mich führen möchte — Johanna will gern folgen; und volle Anlehnung und Hingebung werden Zweifel und Zwieſpalt nie aufkommen laſſen!“

„Johanna! Johanna!“ ſtammelte der Aſſeſſor, deſſen Widerſtandskraft dahinſchmolz, indem er das Mädchen innig an ſich zog.

Sie lehnte an ſeiner Schulter — ſein Arm umſchlang ſie — ihre Hand lag in der ſeinigen.

„Ach,“ ſprach ſie leiſe, „allein zu ſtehen, das iſt zumeiſt nichts, als verlaſſen zu ſein! Und ich bin ſo müde, ſo müde der Kämpfe, welche die Verlaſſenen immer zu beſtehen haben. Und, Max, Sie werden mich immer recht lieb haben, nicht wahr?“

„Immer, Johanna! immer — wie ſeit dem Augenblick, da ich Sie zuerſt ſah!“

„So iſt mir wohl — wohl wie nie,“ flüſterte Johanna im ſeligen Selbſtvergeſſen, während des Aſſeſſors Lippe ſich in ihren duftigen Locken berauſchte. „Denn nie habe ich ausruhen können, wie jetzt, mit voller Zuverſicht!“

Als am folgenden Mittage das Brautpaar die Promenade hinabwandelte und die Glückwünſche der Badegäſte empfing, da ſchritt ihm auch ein Mann in grauem Anzuge mit triumphirenden Blicken entgegen.

Schon von weit her ſchwang er ſeinen grauen Filzhut.

„Ich weiß ſchon! weiß ſchon!“ rief er dem glücklichen Paare zu. „Bin nicht ſehr überraſcht. Und gratulire recht herzlich.

„Und nicht wahr,“ wendete er ſich geheimnißvoll zu Johanna, „bisweilen iſt es doch gut, wenn ein Auftrag nicht ausgeführt wird — he?“

„Ich erkläre Ihnen das, mein Freund,“ ſprach Johanna zu dem Aſſeſſor, ſeinen fragenden Blick mit einem glückſtrahlenden Lächeln beantwortend. — „Nun aber, Herr Doktor?“

„Ja, gewiß, gnädiges Fräulein! ich bringe Ihnen auch ſeine aufrichtigen Glückwünſche.“

„Iſt er in Sicherheit?“ fragte der Aſſeſſor.

„Jetzt hat er wol ſchon ein gutes Stück ſächſiſcher Wege hinter ſich. — Wir ſind die ganze Nacht hindurch geklettert und marſchirt.“

Der Aſſeſſor drückte dem Doktor ſchweigend die Hand.

Wenige Wochen ſpäter brachte der Aſſeſſor ſeiner jungen Frau einen Brief von Doktor Stephanus.

Er enthielt die kurze Mittheilung, daß Anton in den

Straßenkämpfen der Juli-Revolution ſeinen Tod gefunden habe.

Der Aſſeſſor küßte die Thränen hinweg, welche Johanna's Auge füllten.

„Er hat Frieden gefunden,“ ſprach er bewegt. „Uns wird ſein Andenken immer theuer bleiben.“

◆

Abſchied von Flinsberg.

So wandr' ich aus dieſem Thale,
Darin ich war ſo lange Zeit;
Ich ſtehe ſtill zum letzten Male
Und ſchau' in ſeine Herrlichkeit. —

Und wie ich rings die Blicke lenke,
Erwacht in mir der ſtille Geiſt:
Ich möcht' wol ſagen, was ich denke —
Allein ich weiß nicht, wie es heißt. —

Dort iſt der Berg, den wir erklommen,
Dort iſt das Thal, wo wir geruht!
Wer dachte wol vordem beim Kommen,
Daß nun das Geh'n ſo wehe thut! —

Die alte Burg, als ob ſie's wüßte,
Blickt noch ſo traulich nach mir her —
Es iſt von Feſten das Gerüſte;
Allein die Feſte ſind nicht mehr! —

Dort liegt die Stadt — mit Nebelſchleier
Hat ſie die Ferne zugewebt;
Mir dünkt, als ſäh' ich noch Gemäuer
Und Rauch, der ſich vom Giebel hebt.

Und weiter — weiter in die Ferne
Verliert ſich ſchon der feuchte Blick:
O Heimathland! O Liebesſterne!
O jeder Hoffnung ſel'ges Glück!

Kann ich von dieſem Thal nicht ſcheiden,
Es wird mir doch das Auge naß —
Wie bittrer, daß ich Dich muß meiden,
Ach, wie viel tiefer ſchmerzt mich das!

* * *

Druck von Brehmer & Minuth in Breslau.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Junge, Carl Wilhelm

Nachklänge aus den hinterlassenen Papieren des Sanitätsraths Karl Wilhelm Junge

Breslau 1874

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 3564
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11260633-5